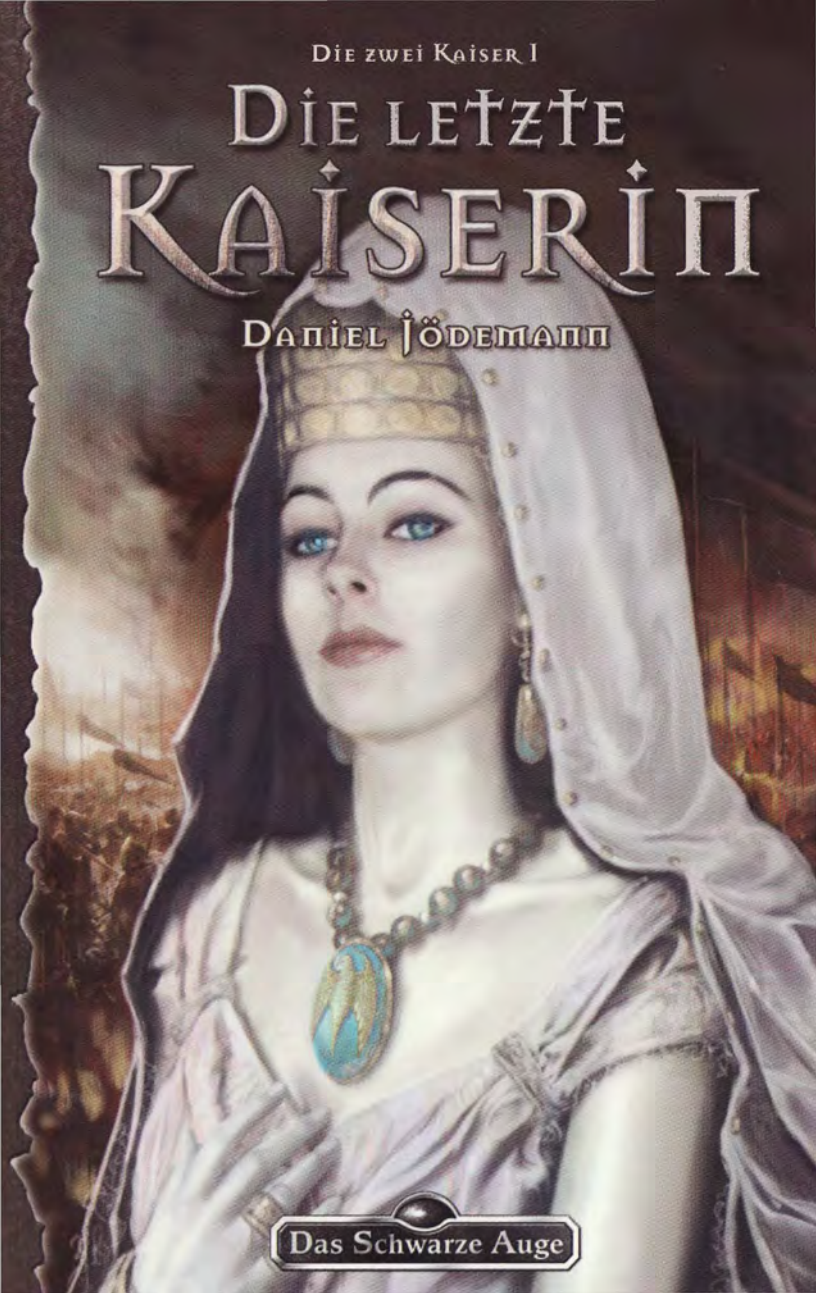
Die zwei Kaiser I

Die letzte Kaiserin

Daniel Jödemann



Das Schwarze Auge

Daniel Jödemann wurde 1978 in Bielefeld geboren und lebt heute in Wuppertal.

Mit der Welt des Schwarzen Auges kam er erstmals Anfang der 90er Jahre in Berührung. Nach mehreren erfolgreichen Teilnahmen an Abenteuerwettbewerben begann er 2004 schließlich auch offiziell für *Das Schwarze Auge* zu schreiben und war seitdem an vielen Publikationen als Autor beteiligt (unter anderem an den Regionalspielhilfen *Angroschs Kinder*, *Aus Licht und Traum*, *Am Großen Fluss* und *Herz des Reiches*, sowie den Abenteuern und Anthologien *Kar Domadrosch*, *Skaldensänge*, *Invasion der Verdammten*, *Die letzte Wacht*, *Mächte des Schicksals* und *Sphärenklänge*). Zwei Bände (die Anthologie *Ehrenhändel* und die Regionalspielhilfe *Land des schwarzen Bären*) hat er auch als Redakteur betreut.

Neben seiner Tätigkeit als Autor ist Daniel Jödemann auch als Illustrator tätig und hat für zahlreiche Publikationen (vor allem für die Rollenspiele *Das Schwarze Auge* und *Cthulhu*) Stadtpläne und Karten angefertigt.

Die letzte Kaiserin ist sein zweiter Roman, der erste erschien 2007 unter dem Titel *In den Nebeln Havenas*.

Weitere Informationen unter www.daniel-joedemann.de

Daniel Jödemann

Die letzte Kaiserin

Die zwei Kaiser – Band I

Ein Roman in der Welt von

Das Schwarze Auge©

Zweite Auflage

Ulisses Spiele
Band 11037

Titelbild: Arndt Drechsler
Aventurienkarte: Daniel Jödemann

Lektorat: Florian Don-Schauen
Satz und Layout: Ralf Berszuck
Umschlaggestaltung: Ralf Berszuck

Copyright ©2012 by Ulisses Spiele GmbH, Waldems.
DAS SCHWARZE AUGE, AVENTURIEN und DERE
sind eingetragene Marken.
Alle Rechte von Ulisses Spiele GmbH vorbehalten.

Titel und Inhalte dieses Werkes sind urheberrechtlich geschützt.
Der Nachdruck, auch auszugsweise, die Bearbeitung, Verarbeitung, Verbreitung und Vervielfältigung des Werkes in jedweder Form, insbesondere die Vervielfältigung auf photomechanischem, elektronischem oder ähnlichem Weg, sind nur mit schriftlicher Genehmigung der Ulisses Spiele GmbH, Waldems, gestattet.

Printed in Germany 2012

ISBN: 978-3-89064-244-4

Mit Dank an
Frank Bartels, Peter Diehn, Florian Don-Schauen,
Nina Jödemann, Uli Lindner, Tom Ritzinger, Thomas Römer,
Marcus Tebeck, Anton Weste und Tyll Zybura
sowie vor allem Mark Wachholz
für seine ebenso unverzichtbare wie gnadenlos ehrliche Kritik

Olafjord
DIE ELFENLANDE
DIE LANDE DER GOBLINS
DAS ORKLAND
Trallop
Torwjald
ANDERGAST
Baliho
Andergast
NOSTRIA
Greifenfurt
Wehrheim
Warunk
Angbar
Nostria
Rommilys
Beilunk
Havena
Gareth
Vadocia
Perricum
RASCHTULSWALL
Elenvina
HARANIJA
Punin
Zorgahan
Meer der sieben Winde
Brig-Lo
Fasar
Bosparan
Cusilcum
Arivor
DIE KHOM-WÜSTE
Khunchom
Rashdul
Methumis
DIE CYCLOPEN-INSELN
Thalusa
Drôl
MARUSTAN (Die verbotene Insel)
Elem
Corapis
Perlenmeer
N
0 200 Meilen
Alphana
Sylla
Brabak
ALTOUM
AVENTURIEN
Das Bosparanische Reich um 1488 Horas

»Wenn ihr den wahren Charakter eines Menschen erfahren wollt, stattet ihn mit unendlicher Machtfülle aus.«
—Khadan Firdayon, 2258 Horas

Vor 1.500 Jahren betraten Siedler aus dem fernen Güldenland erstmals aventurischen Boden. Unter der Führung des mythischen ersten Herrschers *Horas* schufen sie ein Reich, das von der Hauptstadt *Bosparan* aus beherrscht wurde.

Von der Westküste Aventuriens aus breiteten sich die Bosparaner allmählich über den Kontinent aus. Ihre Legionen, die unter dem Zeichen des goldenen Adlers marschierten, überrannten im Namen der bosparanischen Kaiser jeden Widerstand. Mit sich brachten sie den Glauben an die *Zwölfgötter*, während alle anderen Götter verboten wurden.

Im Jahre 1433 nach Horas' Erscheinen bestieg *Murak-Horas* den goldenen Adlerthron und begann einen Jahrzehnte währenden Feldzug, um sein Reich weiter auszudehnen. Schließlich führte der Kaiser seine Legionen gegen das einzige andere Großreich, das sich den Bosparanern noch hatte widersetzen können: das *Diamantene Sultanat* der Tulamiden, das bereits eintausend Jahre überdauert hatte.

Nun schreiben wir das Jahr 1475 Horas. Fern von Bosparan hat Murak-Horas seine Legionen in die Entscheidungsschlacht am Fluss Gadang, unweit der Stadt Fasar geführt. Doch die größte Prüfung sollte dem scheinbar unbezwingbaren Bosparanischen Reich noch bevorstehen ...

Salim schaute auf die schwere Kette herab, die sich zwischen seinen Handgelenken spannte und mit der er schon bald einen leibhaftigen Kaiser töten würde. Die Kette verband die beiden massiven, mit schweren Bolzen verschlossenen Handgelenkfesseln. Das Metall fühlte sich warm auf seiner Haut an, und die feinen Kettenglieder rasselten leise bei jeder noch so geringen Bewegung. Die Ringe und Ketten waren mit Gold überzogen und glänzend poliert – was war das nur für ein seltsames Land, in dem sogar die Fesseln der Gefangenen aus edlem Metall geformt wurden?

Doch sie würden ihren Zweck erfüllen. Die Kette war gerade lang genug, dass man sie um den Hals eines Menschen schlingen konnte – so würde es seinem Opfer unmöglich sein, sie abzustreifen. Er musste nur noch den richtigen Moment abwarten, sein Angriff musste überraschend kommen. Salim konnte sich schneller bewegen, als man es ihm zutraute. Sein Opfer würde zudem erwarten, dass die Last seiner Ketten seine Beweglichkeit einschränkte, doch er würde ihn mit seiner Kraft, Schnelligkeit und Gewandtheit überraschen. Wer ihn erstmals sah, mit seinem breiten Kreuz und den muskelbepackten Armen, der hielt ihn leicht für langsam und träge. Darauf würde er heute bauen, und dann würden ihm diese Arme gute Dienste leisten – die Arme, mit denen er als Fünfzehnjähriger einen jungen Bullen niedergerungen hatte. Sein Vater war so stolz auf seinen jüngsten Sohn gewesen, er hatte ihn fortan *Thona* gerufen: ›Stier‹.

Es schmerzte ihn, an seinen Vater zu denken. Oder an seine älteren Brüder. Nicht, weil diese in der Schlacht den Tod gefunden und sich nun zu seinem Gott gesellt hatten, sondern weil er die Schmach ertragen musste, als Einziger überlebt zu haben und – schlimmer noch – in Gefangenschaft geraten zu sein. Doch nun sollte er eine Gelegenheit bekommen, diese entsetzliche

Schande wieder zu tilgen. Danach würde er zu seinen Brüdern in das Nachleben gehen, sie würden ihn dort begrüßen und stolz auf seine Tat sein.

Er hatte lange auf diesen Moment warten müssen, war viele Tage und Wochen lang in einem Karren unterwegs gewesen und in ein weit entferntes Land gebracht worden. Dabei war er nicht alleine gewesen, sein Schicksal wurde von anderen überlebenden Söhnen besiegter Stammesfürsten geteilt, die meisten noch jünger als Salim mit seinen siebzehn Sommern. Sie alle standen nun hinter ihm und blickten ängstlich zu ihm auf, hofften auf Führung, auf einen Hinweis, wie sie sich zu verhalten hatten, vielleicht sogar auf einige aufmunternde Worte. Doch Salim schwieg. Er scherte sich nicht um diese Feiglinge, die wie alte Weiber um Gnade gewinselt hatten, bis er ihr Wimmern nicht mehr hatte ertragen können und sich die Ohren hatte zuhalten müssen. Im Gegensatz zu ihnen hatte er sich gewehrt, und das immer wieder: gegen seine Gefangennahme, gegen die Soldaten des Feindes und seinen Abtransport, und am meisten, als er zu der Überzeugung gekommen war, man würde ihn versklaven – er, der Sohn des großen Stammesführers Hailif al'Ahmad, der unzählige schnelle Pferde, starke Kamele und stolze Krieger besaß, er würde niemals ein Sklave sein!

Erst als er erkannt hatte, wohin man ihn bringen würde, war Salim ruhiger geworden. Er witterte plötzlich doch noch eine Gelegenheit, einen wahrlich guten Tod zu sterben und seinem Gott ein Geschenk mitzubringen, ein würdiges Geschenk: das Leben eines leibhaftigen Sultans, eines ›Kaisers‹, wie seine Feinde ihren Herrscher nannten. Die Güldenländer behaupteten gar, jener Kaiser, der den Namen *Horas* trug, würde direkt von ihren Göttern abstammen. Sollte dies der Wahrheit entsprechen, würde seine Tat nur umso glorreicher sein, die Stämme der Tulamiden würden noch lange Zeit, nachdem sie den Feind wieder aus ihren Ländern vertrieben hatten, Geschichten von ihm erzählen: von Salim al'Thona, dem Krieger, der den Kaiser Horas, den mächtigen Herrscher der Bospараner, in seinem eigenen Palast getötet hatte, als dieser ihn bereits besiegt und geschlagen glaubte.

Niemals würde er sich beugen, er würde sich auf den Kaiser stürzen, sobald man ihm befahl, sich vor ihm auf den Boden zu werfen. Wenn er dann die goldene Kette um seinen Hals geschlungen hatte, würde es schon zu spät sein. Er war zäh, dafür hatte sein Vater gesorgt, und er würde viele Hiebe aushalten können, während er die Kette langsam zusammenziehen würde. Sie würde den dürren Hals des Kaisers zusammendrücken, seine Augen würden langsam hervorquellen, er würde röcheln, nach Luft ringen und blau anlaufen, womöglich krampfhaft zucken. Die Wachen des Kaisers würden versuchen, Salim fortzuzerren, sie würden mit ihren Schwertern auf ihn einschlagen, doch er würde die Schmerzen mit Freuden ertragen, lachen und ihnen sein eigenes Blut entgegenspucken. Schließlich würde der Körper des Kaisers erschlaffen, Salim würde noch ein letztes Mal den Namen seines Gottes hervorstoßen und dann würde auch er sterben – aber dann würde es schon vollbracht sein. Er sah noch einmal auf die schweren Ketten hinab. Es erschien ihm passend, einen Kaiser mit einer goldenen Kette zu erwürgen.

Salims Blut rauschte bereits vor Vorfreude wild und heiß durch seinen Körper. Es war ein gutes Gefühl, ein Gefühl, das ihn auch im Kampf erfüllte. Er fühlte sich Ras'Ragh in solchen Momenten immer am nächsten. Doch nun musste er gelassen bleiben, er musste den Eindruck erwecken, bezwungen und gebrochen zu sein, damit der Kaiser der Güldenländer sich ihm nähern würde. Er holte tief Luft. Der scharfe Gestank von Dung und Kamelhaar stieg ihm in die Nase, sicherlich nicht die Gerüche, die dieser Horas in seinem Palast gewohnt war. Er hörte das unruhige Scharren der Tiere, die man mit ihm aus seiner Heimat hierher geschafft hatte, und das leise Flüstern der anderen Gefangenen. Wie auch Salim trugen sie alle seidene Kaftane, weite Pluderhosen und Westen aus feinstem Damast. Salim und die anderen waren nach ihrer Ankunft von den Sklaven des Kaisers gebadet, frisiert und neu eingekleidet worden. Er hatte sich gedemütigt gefühlt und kam sich geckenhaft vor, hatte sich aber beherrscht und an den Moment seiner Rache gedacht. Die anderen Fürstensöhne hatten diese erniedrigende Prozedur ebenfalls über sich ergehen

lassen, als sie gesehen hatten, dass Salim keine Anstalten machte, sich zu wehren. Die feinen, bunten Stoffe fühlten sich kühl und angenehm auf der Haut an, er spürte sie kaum. Doch solche Gewänder trugen nur Frauen, Männer wurden durch derartige Stoffe nur verweichlicht und nachlässig.

Noch immer stand Salim auf spiegelndem Marmorboden inmitten einer hohen Halle, die von schlanken Säulen getragen wurde. Durch die vielen hohen Fenster fiel Licht herein und erhellte jeden Winkel des weiten Saals. Die Säulen waren mit glasierten blauen Kacheln und kunstvollen Intarsien aus Gold verziert, die so stark im Sonnenlicht glänzten, dass er geblendet den Blick abwenden musste. Dazwischen standen hohe Bäume mit rötlichbrauner Rinde und großen, gezackten Blättern, die der Tulamide noch nie gesehen hatte. Wie sollte überhaupt jemand auf den Gedanken kommen, Bäume in einem festen Gebäude zu pflanzen? Aber die Sitten in Bosparan, der Hauptstadt der Güldenländer, mochten anders sein als in seiner Heimat.

Aufgeregte Rufe gellten plötzlich durch die Halle. Ein kleines Mädchen mit wehendem blonden Haar eilte auf die Wartenden zu. Sie trug eine einfache weiße Tunika und mochte vielleicht drei Götterläufe alt sein. Vor den Versammelten blieb sie stehen und schaute mit großen Augen zu den fremdartigen Tieren auf. Sofort traten zwei Soldaten dazwischen, auch wenn weder Salim noch einer der anderen Fürstensöhne Anstalten gemacht hatte, sich dem Mädchen zu nähern. Er musterte die Kleine von oben herab, diese schaute ihn mit ihren braunen Augen und ohne Scheu ruhig an.

In diesem Moment eilten mit langen Schritten ein Mann und eine Frau in aufwendigen Gewändern herbei, offenbar die Eltern des Mädchens.

»Was tust du denn nur, Liebes?«, tadelte die Mutter, ihr Blick huschte dabei immer wieder zu Salim und den anderen Tulamiden. »Ich habe gesagt, dass du in unserer Nähe bleiben sollst.«

Sie nahm das blonde Mädchen an die Hand und führte sie von den Wartenden fort. Nach ein paar Schritten wandte die Kleine noch einmal den Kopf und lächelte Salim ohne Scheu zu. Er ertappte sich dabei, wie er das Lächeln erwiderte, besann sich

aber gleich wieder – er konnte es sich nicht leisten, abgelenkt zu werden.

Noch einmal richtete er den Blick nach oben. Weit über ihm spannte sich eine Decke, deren Anblick ihm und den anderen Gefangenen zunächst einen Schrecken eingejagt hatte, da sie nicht bemerkt hatten, dass es sich lediglich um ein lebensechtes Gemälde handelte. Die Decke war blau bemalt, und zwischen weißen Wolken und strahlendem goldenen Licht schauten zwölf mächtige Wesen auf die Wartenden herab. Er sah einen Mann mit grimmigem Gesicht, aus dessen Händen Sonnenstrahlen herabfuhren, eine junge Frau in einem farbenfrohen Kleid, einen Mann mit Rabenkopf ... Am meisten beeindruckt hatte ihn jedoch eine kriegerische Frauengestalt: Sie trug eine goldene Rüstung, in der einen Hand ein Schwert, in der anderen einen Blitz, ihr Blick war zugleich zornig und stolz. Salim vermutete, dass diese Wesenheiten die Götter Bosparans waren, doch sein erster Eindruck war gewesen, dass sie leibhaftig auf den Palast des güldenländischen Kaisers herabschauten.

Allein in dieser gewaltigen Halle unter den Götterbildern hätte sein ganzer Stamm Platz gefunden, mitsamt aller seiner Kamele und Pferde, Frauen und Kinder, Sklaven und Zelte. Der Kaiser von Bosparan musste so vermögend sein wie der Diamantene Sultan der Tulamiden in Khunchom, vielleicht sogar noch reicher. Doch Salim war fest entschlossen, sich weder vom Reichtum noch von den imposanten Götterbildern, der Pracht des Palasts oder der Größe ihrer Stadt beeinflussen zu lassen.

Sein Blick wanderte wieder zu den Soldaten. Sie standen so reglos wie die hohen Statuen, die das Tor vor ihnen flankierten, doch ließen sie die Gefangenen nicht aus den Augen. Die Kämpfer trugen alle identische Rüstungen und Waffen: einen schwarzen Brustpanzer über ebenso schwarzem Kettengeflecht, dazu Helm, Rundschild und Speer. Auf ihren Panzern war in Rot eine seltsame Kreatur abgebildet, ein Löwe mit dem Gesicht eines Mannes und dem Schwanz eines Skorpions. Salim hatte noch nie zuvor ein solches Wesen gesehen, dieses Tier war sicherlich allein hier im Land der Güldenländer heimisch.

Er hatte diese Krieger in Schwarz in der Schlacht erlebt, und obgleich in ihren Reihen sogar Frauen kämpften, hatte er inzwischen Respekt vor ihnen. Salim und seine Brüder hatten gelacht und sich über die Gegner lustig gemacht, als sie erstmals erfahren hatten, dass in deren Armeen Weiber an der Seite der Männer kämpften. Denn wie schwach mussten die Männer Bosparans wohl sein, dass sie ihren Frauen gestatteten, in den Krieg zu ziehen?

Es widerstrebte ihm, eine Frau zu töten. Es erschien ihm barbarisch, doch gegenüber seinen Brüdern hatte er keine Schwäche gezeigt – natürlich würde er jeden töten, der sich ihm entgegenstellte! In der Schlacht hatte es dann aber zu seiner Erleichterung keinen Unterschied gemacht, die Soldaten sahen mit ihren Helmen und hinter den hohen Schilden ohnehin alle gleich aus. Er wusste aber inzwischen, dass sie unerschrockene und gnadenlose Kämpfer waren, und er musste gut Acht geben und durfte nicht ihr Misstrauen erregen, wenn sein Vorhaben gelingen sollte.

In diesem Moment eilte ein heftig atmender Mann auf die Wartenden zu. Salim beherrschte sich, um seine Abscheu nicht offen zu zeigen: Der Mann war fett, so fett, dass sein Hals aufgebläht war wie der einer Kröte. Glänzender Schweiß stand auf seinem kahlen Schädel und rann ihm in die kleinen Schweinsäuglein. Er trug die langen, seidenen Gewänder eines Weibes, der bunte Stoff spannte sich über seinen gewölbten Bauch, und er fuchtelte mit einem langen, verzierten Stab umher, der sich zum Kampf sicherlich nicht eignete. Ein blumiger Geruch umgab ihn, der Salim sofort in die Nase kroch – der Krötenmann hatte sich wie ein Weib mit Duftwasser eingerieben.

»Hört, hört!«, wandte er atemlos das Wort an die Gefangenen. »Mein Name ist Salvus von Naclada, Haushofmeister Seiner Kaiserlichen Majestät Murak-Horas, Herrscher des Bosparanischen Reichs, euer Gebieter!«

Salim beherrschte die Sprache der Güldenländer, denn sein Vater hatte Wert darauf gelegt, dass seine Söhne den Feind verstanden, den sie bekämpften. Doch nun wünschte er sich, er

würde nicht begreifen, was diese widerliche Kröte von sich gab, dann hätte er dessen hastigen Redeschwall einfach ignorieren können.

»Ihr werdet absoluten Gehorsam zeigen und nur sprechen, wenn sich Ihre Hoheit an euch wendet, versteht ihr das? Ihr werdet euch zu Boden werfen, verstanden? Ansonsten helfen die Prätorianer nach!« Er deutete ungelenk mit dem Stab auf die grimmigen Soldaten in den schwarzen Rüstungen.

»Nichts, aber auch gar nichts wird den Ablauf stören, dass ihr das versteht!« Seine Stimme überschlug sich fast und wurde dabei hoch und spitz wie die einer Frau. »Gar nichts!«

Er schwitzte noch mehr, und Salim runzelte unwillkürlich die Stirn. Keiner seiner Mitgefangenen hatte seit ihrer Ankunft irgendwelche Anstalten gemacht, sich zu wehren, zu sehr waren sie von der gewaltigen Hauptstadt der Güldenländer eingeschüchtert. Selbst Salim hatte der Anblick der Paläste, Tempel und Türme so fasziniert, dass er sogar seinen Stolz vergessen und mit offenem Mund umhergestiert hatte. Warum also sollte der Krötenmann so überaus unruhig sein? Warum bestand er so nachdrücklich darauf, dass sie die bevorstehende Zeremonie nicht störten?

»Auf, auf!«, befahl Salvus und fuchtelte ein weiteres Mal mit seinem Stecken.

Das hohe Tor vor ihnen öffnete sich nun langsam. Auf ein Signal des Krötengesichtigen hin begannen die Musikanten zu spielen, der Haushofmeister stolzierte vorneweg, zwei Dutzend barfüßige Tänzerinnen in dünnen Schleiergewändern folgten mit grazilen Bewegungen. Auch Salim setzte sich erhobenen Hauptes in Bewegung.

»Du noch nicht, Sandmade!« Eine gedrungene Soldatin in Schwarz, eine Prätorianerin, versperrte Salim mit ihrem Speer den Weg. »Ich bin keine …«, begann er, hielt sich dann aber zurück. Dennoch warf er ihr einen finsteren Blick zu – keiner Frau stand es zu, so mit ihm zu reden. Wäre ihm nicht daran gelegen, kein Aufsehen zu erregen, würde er diesem Weib eine Lektion erteilen. Er war ein Mann, ein Fürstensohn, dem man Respekt zu

zollen hatte ... Stattdessen konzentrierte er sich auf das schwere, beruhigende Gefühl der Ketten an seinen Armen.

Die Musikanten und Tänzerinnen zogen in den Thronsaal ein. Ihnen folgte eine Heerschar Sklaven, die Dutzende schwerer Truhen voller blinkendem Geschmeide, goldenen Pokalen, Bechern und Tellern sowie blitzenden Edelsteinen schleppten. Mit dem Inhalt nur einer dieser Truhen hätte man in seiner Heimat ein ganzes Emirat kaufen können. Einige trugen auch kostbare, zusammengerollte Teppiche, andere ganze Tuchballen aus Damast und Seide. Sogar Kisten mit Pergamenten und Schriftrollen, die sicherlich gar keinen Wert hatten, befanden sich unter den Beutestücken. Was Salim erzürnte, waren die in goldene Ketten gelegten Götterbilder, die als nächstes in den Saal getragen wurden: Statuen tulamidischer Stadt- und Stammesgottheiten, gestohlen von den Güldenländern. Salim sah eine Statue Mha'Qashas, der Göttin der Gemeinschaft, und ein Abbild Shîlbrirs, des pferdeköpfigen Windherren. Er erkannte auch die Gottheit seines Stammes, die kalbsgroße Statue eines roten Stiers mit drohend gesenkten Hörnern und einem beeindruckenden Gemächt: Ras'Ragh war der Herr des Kampfes, der Männlichkeit und der Fruchtbarkeit, ein stolzer und mächtiger Gott – ganz im Gegensatz zu den Wesen, die von den Güldenländer angebetet wurden. Seinen Gott so gedemütigt zu sehen, in einer lächerlichen Prozession aus Tänzerinnen und Musikanten, ließ kalte Wut in ihm aufsteigen. Er beruhigte sich mit dem Gedanken, dass die Stämme der Tulamiden, wenn sie eines Tages Bosparan überrannt und niedergebrannt hatten, ihre Götter wieder in die Heimat holen würden.

Nun wurden die Tiere in den Saal getrieben: träge vor sich hin stierende Kamele und edle Pferde mit glänzendem Fell, wild fauchende Geparden, die an ihren Ketten zerrten, unruhig umherschauende Strauße und aufgeregt schreiende Paradiesvögel und Pfaue. Aus dem Saal ertönte währenddessen immer wieder dumpf die hohe Stimme des fetten Haushofmeisters. Salim konnte nicht genau verstehen, was er von sich gab, und war dankbar dafür.

Dann, endlich, gab man ihm und den anderen Fürstensöhnen einen Wink. Salim atmete noch einmal tief durch: Sein Moment war gekommen, der Moment seines Todes, der Moment seiner Unsterblichkeit.

Salim führte die lange Prozession der Gefangenen an, vorbei an den unruhigen Tieren und immer noch aufspielenden Musikanten. Das traurige Spiel der Kablasflöten und das monotone Dröhnen der Dabla-Trommeln ließen Erinnerungen an seine Heimat in ihm aufsteigen, an die Lagerfeuer seines Stammes, die die sternklaren Nächte in der Steppe erhellten, an Kämpfe mit seinen älteren Brüdern, während sein Vater ihnen lachend zusah, an die Sklavinnen seines Stammes – glutäugige Töchter anderer Herrscher, die sein Vater bezwungen hatte – und daran, mit einem schnellen Pferd unter sich über die Steppen des Szintotals zu galoppieren.

Doch er verdrängte die Erinnerungen rasch wieder, er musste sich jetzt zusammennehmen, um sein Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Sein Blick war nach vorne gerichtet, er spürte die schwere Kette und wog ihr Gewicht, noch hielt er aber die Arme gesenkt. Nur noch wenige Schritte …

Der Thronsaal des Kaisers war noch gewaltiger als die Halle, in der sie gewartet hatten, und schien von Riesen erbaut worden zu sein. Durch hohe Fenster zu beiden Seiten fiel warmes, goldenes Licht, die Decke wölbte sich über ihm empor, als wolle sie in den Himmel entfliehen. Große, doppelt mannshohe Statuen aus glänzend weißem Marmor erhoben sich zwischen den Fenstern und schauten hoheitsvoll auf die Anwesenden herab. Dies waren womöglich weitere Götter der Güldenländer, oder aber ihre Sultane und Fürsten von einst. Der weite Saal hatte sich gefüllt, die schwarzen Soldaten hatten aber eine breite Gasse für Salim und die anderen Gefangenen freigehalten.

Vor ihm, fast schon am Ende des Saals, spielte sich zum monotonen Klang der Musik ein wildes Schauspiel ab. Mehrere Zauberer in farbenfrohen Gewändern, ebenfalls aus dem Land der Ersten Sonne verschleppt wie Salim, ließen in der Luft über ihren Köpfen flirrende Bilder von Reiterkolonnen und waffen-

starrende Formationen von Soldaten entstehen, die in einer atemberaubend farbenfrohen Schlacht gegeneinander stritten. Nichts davon erinnerte auch nur im Entferntesten an das, was er auf dem Schlachtfeld am Gadang gesehen und erlebt hatte, nicht an das Blut, das den Boden tränkte, nicht an die Schreie der Verwundeten und Sterbenden.

Leider verstellten ihm die magischen Bilder aber auch den Blick auf das Ende des Saals und damit den Thron, wo sein nichtsahnendes Opfer auf ihn wartete.

»... und so trug Seine Kaiserliche Majestät Murak-Horas, der von den Göttern geliebte Herrscher und Feldherr, nach langem, hartem Ringen im Travia des Jahres 1475 nach Horas' Erscheinen den Sieg davon, und das Blut der Unterlegenen färbte die schäumenden Wasser des Flusses Gadang rot«, verkündete der krötengesichtige Salvus in diesem Moment mit lauter Stimme. Auch wenn Salim noch einige Schritte von dem Haushofmeister trennten, konnte er genau sehen, dass dessen Kahlschädel vor Schweiß glänzte. Immer wieder wischte er sich die Hände an seinem Gewand ab.

Langsam verblassten die Rösser und Soldaten. Dahinter, am Ende des Saals, führten marmorne Stufen zu einem goldenen Thron hinauf, über dem ein gewaltiger Adler aus strahlendem Gold schwebte. Er strebte dem Himmel entgegen, sein Blick war streng, und er musterte Salim von oben herab mit kalter Verachtung. Doch vor dem Thron ...

Salim hielt den Atem an, während er gemäßigten Schrittes weiterging. Vor ihm wieherten einige unruhige Pferde, als einige Sklaven versuchten, sie zur Seite zu führen. Hatte er wirklich eine schlanke Gestalt in Weiß gesehen, die vor dem Thron stand und auf das Schauspiel im Saal heruntersah ... eine *Frau*?

Salims Gedanken rangen in seinem Kopf miteinander. Das war nicht der bosparanische Kaiser Horas, von dem sein Vater so verächtlich gesprochen hatte. Oder hatte sein Vater sich geirrt, war Murak-Horas eine Frau? Aber ein Weib konnte unmöglich eine Herrscherin und Feldherrin sein, selbst bei den Güldenländern nicht ... Oder etwa doch? Er spürte, dass seine Hände zitterten.

Sollte er seinen Plan doch noch ausführen? Sollte er eine Frau – diese Frau – töten?

Er jetzt bemerkte er, dass die Stufen vor dem goldenen Thron nicht leer waren: Männer und Frauen in seidenen Gewändern, der Hofstaat des Horas offenbar, betrachteten von dort das Schauspiel zu ihren Füßen. Nahebei standen der Mann und die Frau, die Salim zuvor gesehen hatte. Die Frau trug ihre Tochter nun auf den Armen, diese streckte begierig die kleinen Hände nach den seltsamen Tieren im Saal aus und verfolgte verzückt das bunte Treiben. Als ihr Blick auf ihn fiel, hob sie die Hand und winkte, wurde jedoch sofort von ihrer Mutter zurechtgewiesen. Doch auch keiner dieser Höflinge war der Kaiser Murak-Horas, den zu töten er sich geschworen hatte.

»Und hier: die erstgeborenen Söhne der mächtigsten Fürsten der Tulamiden«, ertönte die Stimme des Haushofmeisters laut im Saal. »Sie alle wurden Seiner Kaiserlichen Majestät Murak-Horas nach der glorreichen Schlacht von den Unterlegenen ausgeliefert, als Zeichen der Unterwerfung und um als Geiseln an den Kaiserhof nach Bosparan entsandt zu werden, als Geschenk an Ihre Kaiserliche Hoheit, an seine geliebte Tochter!« Er verneigte sich in Richtung des goldenen Throns.

Die *Tochter* des Horas! Sie war seine Tochter! Doch wo war der Kaiser? Etwa noch in Salims Heimat, um den Feldzug gegen sein Volk fortzusetzen? Führte Murak-Horas seine Truppen etwa schon gegen Khunchom, während Salim hier war, viele Tagesreisen entfernt?

Plötzlich war seine letzte Gelegenheit dahin, sich vor seinem Vater und seinen Brüdern zu beweisen, er würde in Schande als Sklave leben und sterben, ohne jemals eine große Tat vollbracht, ohne einen mächtigen Gegner getötet zu haben.

Doch was würde der Kaiser sagen, wenn seine Tochter durch Salims Hand, die Hand eines vermeintlich bezwungenen Feindes, sterben würde? Dies schien ihm angemessen: das Leben einer Prinzessin für das seines Vaters und seiner Brüder, das seines ganzen Stammes. Salim wog noch einmal die Kette zwischen seinen Händen. Es würde noch einfacher sein, mit ihr eine schwache

Frau zu töten als einen Mann. Doch konnte er das wirklich, konnte er eine hilflose Frau töten?

Ein besonders unruhiger schwarzer Hengst, der vor ihm auf dem glatten Marmorboden auszugleiten drohte, wurde in diesem Moment endlich beiseite gezerrt und dann …

Salim erstarrte. Seine Augen weiteten sich.

Hoch erhobenen Hauptes stieg sie zu ihm herab, ein langes weißes Kleid umfloss ihre schlanke Gestalt, goldene Ketten und Reife glänzte an ihrem schlanken Hals und an ihren Armen. Ihre makellose Haut war fast ebenso hell wie der Marmor des Saals, viel heller als die Haut der Frauen seiner Heimat. Sie erschien ihm wie eine zum Leben erwachte Statue, die von einem wahren Meister der Bildhauerei in jahrzehntelanger Arbeit geschaffen worden sein musste, ein Bildhauer, der jede Rundung behutsam herausgearbeitet und liebevoll poliert hatte.

Salims Augen wussten plötzlich nicht mehr, wo sie als Erstes hinschauen sollten: zu den hohen Wangenknochen, den großen blaugrauen Augen, der stolzen, spitz zulaufenden Nase … Doch all dies wurde vollkommen überstrahlt von ihrem Haar: Haar, wie er es noch nie zuvor gesehen hatte. Es erschien ihm wie flüssiges Gold, glänzend und leuchtend. Hoch aufgesteckt, glich es einem aufwendigen Kunstwerk und fing das goldene Sonnenlicht ein, filigranes Geschmeide und funkelnde Diamanten glänzten darin.

»Kniet nieder«, drang wie aus weiter Ferne eine hohe Stimme zu ihm durch. Salims Hände zitterten, die filigranen Ketten rasselten leise. Nur zwei oder drei Schritte trennten ihn von der Tochter des Horas. Was sollte er tun?

Ein heftiger Schlag gegen seine Beine ließ Salim in die Knie gehen.

»Kniet vor Ihrer Kaiserlichen Hoheit, Kronprinzessin Hela von Bosparan!«, zischte Salvus, und seine schrille Stimme überschlug sich. Dabei fuchtelte er ungelenk mit seinem Stab.

Die Prinzessin sah auf ihn herab. »Wie lautet dein Name?« Ihre Stimme war so klar und perlend wie ein Gebirgsbach. Salim schaute auf die Ketten zwischen seinen Händen. Ein weiterer derber Schlag in den Rücken warf ihn beinahe zu Boden.

»Salim al'Thona«, presste er hervor und schaute auf.

Die Prinzessin starrte ihn lange mit ihren großen blauen Augen an und blinzelte dabei nicht ein einziges Mal. Salims Nackenhaare richteten sich auf, er war unfähig, sich abzuwenden oder den Kopf zu senken. Bannte sie ihn etwa allein mit ihren Blicken? Las sie seine Gedanken, wusste sie bereits, was er plante?

Dann zogen sich die Winkel ihres vollen, geschwungen Munds nur eine Spur weiter nach oben. »Die Geiseln haben Unsere Erlaubnis, in Unseren Legionen zu dienen, so sie dies wünschen«, erklärte die Prinzessin.

Noch immer stand sie ganz nah vor ihm. Wenn er schnell wäre, schneller als die Prätorianer hinter ihm …

»Eure Kaiserliche Hoheit«, ergriff da der Haushofmeister das Wort. »Euer horaskaiserlicher Vater … er übersendet Euch ein weiteres Geschenk.« Diesmal war ganz deutlich zu hören, dass der Haushofmeister an dem Moment der langwierigen Zeremonie angekommen war, den er von Anfang an gefürchtet hatte und den er nicht länger würde hinauszögern können. Der Schweiß rann ihm in Bächen vom Gesicht, und er brachte die Worte nur noch stammelnd hervor.

»Sprecht, Salvus«, erklang die perlende Stimme der Prinzessin wieder im Saal, »was überbringt Ihr Uns von Unserem geliebten Vater?«

Mit einer tiefen Verbeugung trat Salvus vor und streckte die zitternden Wurstfinger aus. Er hielt der Prinzessin ein kleines Kissen aus blauem Samt entgegen, auf dem ein großer roter Edelstein im Sonnenlicht glitzerte und funkelte. Das Gesicht der Prinzessin hellte sich auf. »Ein Rubin«, entfuhr es ihr. »Ein Geschenk meines Vaters?« Sie nahm den vielfach geschliffenen Edelstein von seinem Kissen und barg ihn behutsam wie ein rohes Ei in den Händen.

»Ganz recht, Eure Kaiserliche Hoheit.« Salvus' Stimme bebte. »Euer Vater nahm ihn aus den Händen des Sultans der Tulamiden, welcher feigen Selbstmord auf seinem Thron im fernen Khunchom verübt hatte. Die Tulamiden nennen dieses Kleinod den ›Stern von Elem‹.«

»Stern von Elem«, wiederholte die Prinzessin leise und hielt den Stein gegen das Licht. Roter Lichtschein wanderte über ihre weiße Haut. Verzückt lachte sie auf, ihr Lachen klang wie das eines kleinen Mädchens.

Die Anwesenden hatten sich nun alle der Prinzessin zugewandt, der Hofstaat hinter ihr beobachtete ebenfalls fasziniert den Rubin, der im Licht glitzerte. Das blonde Mädchen, das eben noch so begeistert den Einzug der Tiere verfolgt hatte, starrte mit großen Augen den Edelstein an. Langsam hob Salim die Fesseln.

»Und Unser Vater?«, erkundigte die Prinzessin sich plötzlich und wandte sich wieder Salvus zu. Ihre Stimme wurde nun drängender. »Wann kehrt Unser Vater endlich zurück nach Bosparan? Sein glorreicher Kriegszug hat viele Jahre gedauert, doch nun sind die Tulamiden unterworfen, Khunchom ist von unseren Legionen besetzt. Ganz Aventurien wird jetzt vom goldenen Adlerthron aus beherrscht. Sicher wollen die Bürger von Bosparan ihren geliebten Kaiser feiern, der für sie all diese Länder und Reiche eroberte.«

Salim erstarrte, als die Worte der Prinzessin in seinen Gedanken widerhallten: die Tulamiden unterworfen, ihre Hauptstadt besetzt, der Sultan durch eigene Hand aus dem Leben geschieden? Dies konnte nicht sein, das Diamantene Sultanat war ewig, es bestand bereits seit tausend Jahren und würde niemals untergehen! Die Stämme der Tulamiden waren stark und ihre Krieger unbezwingbar!

»Eure Kaiserliche Hoheit …«, krächzte Salvus und hatte seinen Kopf nun so tief gesenkt, dass sein Gesicht beinahe in seinem fetten Bauch verschwand.

»Sprich, Salvus«, forderte die Prinzessin, und nun schwang erstmals und kaum hörbar eine Spur von Ungeduld in ihrer Stimme mit. »Was ist mit dem Horas?«

»Der Horas ist nicht mehr«, wimmerte der Haushofmeister, kaum noch hörbar. Dennoch blickten einige der nahebei stehenden Höflinge erschrocken auf.

Das Gesicht der Prinzessin erstarrte. »*Er ist nicht mehr?* Wie kann er tot sein? Er hat die Schlacht überstanden! Ich habe von ihm eine Botschaft erhalten, gleich nach seinem Sieg!«

»Ich erbitte Eure Vergebung«, winselte Salvus, jede Förmlichkeit vergessend. Er blickte die Prinzessin wieder direkt an und versuchte dabei verzweifelt, den kalten Schweiß wegzublinzeln, der ihm in die Augen rann. Salim sah mehr als nur Angst in seinem Blick. Er kannte diesen Ausdruck gut, er hatte ihn in den Augen besiegter Feinde gesehen, die sein Vater in das Lager des Stammes gebracht hatte, um sie seinen Söhnen und Frauen vorzuführen – er stand einem Mann gegenüber, der mit seinem Leben abgeschlossen hatte.

Die Prinzessin trat noch einen Schritt vor, sie stand nun so dicht vor dem fetten Haushofmeister, dass allein Salvus sie hören konnte – und Salim, der noch immer neben ihm kniete und von den Umstehenden offenbar vergessen worden war.

Ihre Stimme war so sanft und glatt wie Seide, nun war aber auch jede Wärme aus ihr gewichen: »Sprich, du Narr, oder du findest deinen Kopf auf den Zinnen der Zitadelle wieder.«

»Verzeiht, verzeiht«, wimmerte der Haushofmeister, er war nun kreidebleich, »es war eine Schlachtwunde, ein Speer des Feindes traf den Horas. Der Kaiser starb Wochen später.«

»*Wie* ist er gestorben?«, raunte die Prinzessin. Ihre Augen waren fest auf Salvus gerichtet. »Sprich die Wahrheit, du Wurm!«

Salim wusste nicht, ob ihr Befehl genügte oder ob sie den Haushofmeister mit einem Zauber belegt hatte, doch nun sprach Salvus, und die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus.

»Die Heiler, die Priester, die Hofmagier, sie taten alles, was in ihrer Macht stand, doch vermochten sie ihn nicht mehr zu retten. Die Wunde ließ sich nicht schließen und blutete fortwährend. Seine Majestät siechte dahin. Er starb …«

»Wie starb er? Ging es schnell, musste er leiden?«

»Er starb, er …« Salvus rang mit sich. »Seine Majestät starb einen langsamen und qualvollen Tod, so sagte man mir.«

Salims Herz schlug schneller. Den bosparanischen Kaiser hatte seine gerechte Strafe bereits ereilt! Doch dies würde seine Tochter nicht retten können …

Die Prinzessin wandte sich ab, ihr Blick ging ins Leere.

»Natürlich werden die Heiler umgehend hingerichtet, Hoheit«, ergänzte Salvus rasch. »Und dies bedeutet natürlich, dass Ihr nun

die Horas seid. Ihr gebietet nun über alles, Eure Hoheit, über das ganze Reich.«

»Ein Speer des Feindes«, raunte die Prinzessin und ignorierte Salvus' letzte Worte. Sie wandte sich etwas ab, senkte den Blick und starrte den rot funkelnden Rubin in ihrer Hand an. In ihren Augen lag nun blankes Entsetzen, ganz so, als hätte der Zeremonienmeister ihr nicht dieses Schmuckstück, sondern das noch blutende Herz ihres Vaters auf dem Kissen präsentiert. »Eine Speerwunde ...«

Salim kam es so vor, als würde der ganze Saal den Atem anhalten, selbst die wilden Tiere waren verstummt und warteten ängstlich darauf, was geschehen würde. Nun war der Augenblick gekommen, auf den er gewartet hatte, niemand beachtete ihn. Er vergewisserte sich mit einem Seitenblick, dass die Aufmerksamkeit der Prätorianer hinter ihm ebenfalls abgelenkt war. Behutsam wickelte er das eine Ende der Kette um seine Hand.

»*Mörder*«, presste die Prinzessin hervor, und nun lag so viel Hass in ihrer Stimme, dass es Salim kalt den Rücken herunterlief. »Feige Mörder.«

Sie sah ihn nicht einmal an, ein entschlossener Sprung und er würde bei ihr sein.

»So ist es, Eure Kaiserliche Hoheit«, begann Salvus, jetzt wieder mit etwas mehr Selbstbewusstsein. Er deutete mit seinen Wurstfingern auf Salim. »Feige Mörder sind sie allesamt, und sie haben Euren Zorn wahrlich verdient ...«

Die Prinzessin wirbelte herum, Salim schrak zurück: Ihr eben noch so makelloses Gesicht war voller Hass, ihre Augen sprühten Funken. Sie riss die Hand empor und presste sie dem Krötengesichtigen gegen die Stirn, dabei stieß sie Worte in einer Sprache hervor, die Salim nicht verstand. Doch die kruden blasphemischen Laute hätten niemals mit ihrer perlenden Stimme gesprochen werden dürfen.

Ein eisiger Windzug fuhr über Salim hinweg, er erschauderte. Der Rubin funkelte auf. Der Haushofmeister kreischte, seine schrille Stimme hallte durch den ganzen Saal und bohrte sich schmerzhaft in Salims Ohren. Sein Stab fiel polternd zu Boden.

Noch immer presste die Prinzessin ihre Handfläche gegen Salvus' Stirn, doch nun begann sein Leib unkontrolliert zu zittern, als würde eine gewaltige Hand ihn wie eine Puppe schütteln. Er schlug wild mit den Armen um sich. Seine Augäpfel quollen aus dem Schädel hervor und platzten, dann schlugen Flammen aus den leeren Höhlen. Mit einem hässlichen Laut, als würde Stoff zerrissen, brach sein Leib auseinander. Salim wandte sich hastig ab, und doch spritzten heißes Blut und glitschige Eingeweide auf ihn herab.

Neben ihm fiel der Körper des Haushofmeisters zusammen. Flammen stiegen aus seinen Überresten empor, drückende Hitze legte sich über Salim. Er zwang sich aufzublicken und starrte in eine hoch auflodernde Flammenlohe, wo eben noch der Krötenmann gestanden hatte – was geschah hier nur?

Auf einmal gellten Schreie durch den Saal, als ob die Anwesenden erst jetzt bemerkt hätten, was vor sich ging. Ein Gepard brüllte, ein Pferd stieg wiehernd auf und stieß einen Sklaven nieder, Truhen stürzten um, Gold und Edelsteine verteilten sich klirrend auf dem Marmorboden. Salim versuchte, sich von dem Feuer zu entfernen, und obwohl er beinahe ausrutschte, schaffte er es sogar, wieder zu der Prinzessin zu schauen. Diese stieg die Stufen zum goldenen Thron hinauf und beachtete das Durcheinander in ihrem Rücken nicht mehr, ihr weißes Gewand war mit Blut bespritzt.

Flammen rauschten über Salims Kopf hinweg, die Lohe stürzte sich nun wie rasend auf die Menschen im Saal. Ihr Fauchen klang wie das Brüllen einer wilden, nach Blut gierenden Bestie. Er wusste nicht, wie ihm geschah, rutschte wieder aus. Irgendjemand trat gegen Salim, eine der anderen Geiseln fiel auf ihn, er hörte lautes Wimmern dicht an seinem Ohr.

Eine menschliche Fackel wankte an ihnen vorbei, und Salim erkannte erst, als sie vor ihm zusammenbrach, dass dies eine der Tänzerinnen gewesen war. Ein Soldat wurde von einem auskeilenden Pferd durch den Saal geschleudert. Wer konnte, versuchte den Ausgang zu erreichen, doch ein dichter Pulk an Menschen und Tieren machte das Durchkommen dort unmöglich. Hinter

ihnen wütete das aus dem Leib des Haushofmeisters geborene Flammenungetüm. Triumphierend fuhr es unter die schreienden Menschen, schleuderte Tiere und Goldpokale umher. Immer wieder spannten sich brüllende Flammenbögen durch den Saal und setzten in Brand, was auch immer sie trafen. Die Luft im Saal flimmerte, Salim erschien es, als würde er flüssiges Feuer einatmen, Wellen aus Hitze rauschten über ihn hinweg, seine Lungen brannten.

Er stieß den wimmernden Tulamiden von sich und kroch auf die Stufen zu. Dies war die letzte Gelegenheit, Rache zu nehmen, ehe auch er in den lebenden Flammen sterben würde. Er blickte auf und sah die Prinzessin vor dem Thron stehen, ihr weißes Kleid mit roten Spritzern übersät. Ihr Blick ging ins Leere. Irgendwo zersplitterten Fenster. Mit lautem Stöhnen stürzte eine der gewaltigen marmornen Statuen um und begrub Menschen und Tiere unter sich.

Der Vater des kleinen Mädchens stolperte auf die Prinzessin zu, er rang mit den Händen: »Hoheit, bitte, gebietet dem Einhalt ...«

Gierige Flammen ergriffen ihn fauchend und übertönten seinen Schmerzensschrei, dann rutschte er mit verdrehten Gliedern wieder die Stufen hinunter, sein Gewand war geschwärzt und qualmte, Blut stürzte über seine Lippen, sein Leib zuckte krampfhaft, obwohl er schon tot sein musste. Der Gestank von verbranntem Fleisch drang Salim in die Nase. Die Prinzessin wandte nicht einmal den Kopf.

Er hatte die Seite des Podests erreicht, nur einige Stufen weiter oben kauerte die Mutter des blonden Mädchens und versuchte, ihr Kind mit dem eigenen Körper vor den tobenden Flammen zu schützen. Plötzlich riss sie die Arme empor, einen tonlosen Schrei auf den Lippen, ihr Haar und ihr Kleid gingen schlagartig in Flammen auf, als wäre sie eine Strohpuppe. Ohne nachzudenken streckte Salim seine immer noch aneinandergeketteten Arme aus, packte das Mädchen und zog es an sich, fort von der Mutter, ehe diese über ihrer Tochter zusammenbrechen konnte. Flammen jagten ihm entgegen. Salim schrie auf, als das Feuer ihn traf. Rasch wandte er sich ab und schützte das Mädchen mit seinem Körper. Hitze brandete über ihn hinweg.

Die Kleine sah ihn mit großen braunen Augen an, und Salim fiel auf, dass sie weder weinte noch schrie, noch schien sie Angst vor ihm zu haben. Sie blickte ihn stumm an, dann deutete sie auf einen der schweren blauen Wandbehänge neben dem goldenen Thron.

Viele Menschen standen in Flammen, während das Feuerungetüm offenbar vollkommen ziellos unter ihnen wütete und überall qualmende Leichen zurückließ. Dazwischen tobten rasende Tiere, an den Türen schlugen Soldaten auf Sklaven und Gefangene ein, und alle verkeilten sich ineinander in dem Versuch, hinauszugelangen. Der gewaltige goldene Adler, der mit ausgebreiteten Schwingen über dem Thron hing, blickte ungerührt und hoch erhobenen Hauptes auf die Menschen herab und kümmerte sich nicht um die Verletzten und Sterbenden. Die Prinzessin schien ebenfalls nicht mehr zu beachten, was im Saal vor sich ging. Wahrscheinlich würde sie es nicht einmal bemerken, wenn Salim nun auf sie zustürzen würde, um ihrem Leben ein Ende zu bereiten. Oder würde sie ihm dasselbe antun wie dem fetten Haushofmeister?

Das Mädchen in seinen Armen sah zu ihm auf. »Dort!« Sie deutete erneut zu dem Wandbehang. Er starrte sie an, dann wanderte sein Blick noch einmal zu der Prinzessin. Sie war nur wenige Schritte entfernt. Er konnte das Mädchen jedoch in Sicherheit bringen und dann wieder zurückkehren.

Salim eilte geduckt zu dem schwelenden Wandbehang hinüber, riss ihn herunter und entdeckte dahinter eine versteckte, niedrige Tür. Hastig drückte er sie mit der Schulter auf, das Mädchen in seinen starken Armen. Die Prinzessin mit Namen Hela stand vor dem Thron, noch immer unbewegt, während die tobenden Flammen ein flackerndes, unwirkliches Licht auf sie warfen. Ihre Haare erstrahlten, als bestünden sie aus rotgoldenem Feuer. Die Prinzessin starrte aber lediglich auf den düsterrot funkelnden Rubin in ihrer Hand.

Salim riss sich von dem Anblick los, als das kleine Mädchen in seinen Armen an seiner Weste zupfte, duckte sich durch den Türrahmen und ließ die Todesschreie der Menschen, das Brüllen

der Tiere und das Dröhnen der Flammen hinter sich. Eine tosende Lohe rollte heran, Salim warf sich hastig gegen die Steintür. Gierige Finger aus Feuer griffen zwischen Tür und Rahmen hindurch und zerrten an Salims Weste und Haar. Schmerz raste durch seinen Körper, doch das Brüllen der Flammen übertönte seinen Schrei. Mit letzter Kraft schlug er die Tür zu. Schlagartig wurde es still um ihn.

Er taumelte einige Schritte in den düsteren, fensterlosen Gang hinein, musste sich aber immer wieder an der Wand abstützen. Irgendwann setzte er das Mädchen ab und sank an der Wand zu Boden. Sein Gewand war mit Blut besudelt und angesengt, der Gestank nach verbranntem Fleisch erfüllte den niedrigen Gang. Sein Herz raste, ein fernes Summen erfüllt seinen Kopf. Seine linke Gesichtshälfte schmerzte und brannte. Er hob die Hand und zuckte zusammen, als er seine Wange berührte. Blut klebte an seinen Fingern. Das Mädchen sah ihn an, ihre Miene war unbewegt, das blonde Haar zerzaust. Er starrte sie lange an.

»Wie ist dein Name?« Die Frage kam Salim plötzlich in den Sinn, sie erschien ihm so gut wie jede andere.

»Vallusa«, erwiderte sie leise und ohne den Blick ihrer großen Augen von ihm abzuwenden. Ihr Blick war starr. Ob sie wohl verstanden hatte, was gerade mit ihren Eltern geschehen war?

»Was ist mit den anderen?«, fragte sie leise.

»Es gibt keine anderen mehr«, murmelte er.

»Was ist mit Mutter, und Vater?«

Salim schüttelte kraftlos den Kopf, Vallusa senkte den Blick. »Wir sind nun wohl beide allein«, murmelte er.

Diese Gewissheit schlug über ihn herein wie die lodernden Flammen im Thronsaal: Sein Volk war bezwungen, die zaubermächtige Prinzessin mit dem goldenen Haar herrschte nun über alles, selbst das Land, das einst seinem Stamm gehört hatte. Sein Vater und seine Brüder waren umsonst gestorben, ihr Opfer hatte die Tulamiden nicht retten können – und sein Tod würde das Geschehene auch nicht mehr rückgängig machen.

Vallusa hockte sich neben ihn auf den kalten Steinboden und nahm seine Hand in ihre eigenen kleinen Hände. Salim starrte

auf die goldenen Ketten zwischen seinen Armen. Die Fesseln waren immer noch makellos und glänzten stumpf. Blut tropfte von seiner Wange herab.

Dann schwanden ihm die Sinne.

Zwei Dinge hatten Raul beschäftigt, seit er es sich in der Schankstube der Wegherberge bequem gemacht hatte: dass der Wein der Garetier nahezu ungenießbar war, die garetischen Frauen dagegen sehr reizvoll sein konnten. Zu der erstgenannten Überzeugung war er mit dem ersten Schluck aus dem hölzernen Becher gekommen, zu der zweiten, als die Schankmagd zum zweiten Mal an seinen Tisch getreten war und sich erkundigt hatte, ob er denn noch einen Wunsch habe. Sie hatte dabei sichtlich Wert darauf gelegt, dass ihm sowohl ihr fest geschnürtes Mieder als auch ihr einladender Augenaufschlag nicht entgingen. Doch dann hatte ein weiterer Reisender die Stube betreten und Raul den schalen Wein und die reizende Schankmagd vergessen lassen.

Raul war lange Zeit durch Schnee und Kälte marschiert. Als dann die einsame Wegherberge am Straßenrand auftauchte, erschien dies dem Tulamiden wie ein Zeichen der Götter, und er nahm bereitwillig ihre Einladung an. Die kleine Schankstube war leer, aber gemütlich und warm. Im Kamin prasselte ein munteres Feuer, und der Wirt freute sich sichtlich über den unerwarteten Gast. Nun saß Raul an einem Tisch nahe beim Feuer, von dem Kaminsims schaute eine Büste der Kaiserin auf ihn herab, über deren ebenmäßige Gesichtszüge immer wieder roter Feuerschein tanzte. Draußen heulte der Wind um das Haus und rüttelte an den Fensterläden.

Doch dann hatte jener andere Reisende die Schankstube betreten. Er zögerte, als er Raul erblickte, und ließ sich dann etwas entfernt nieder, auch wenn ihm die Tische am Feuer sicherlich einladender erscheinen mussten.

Raul konnte es ihm nicht verdenken: Der Mann war ein Legionär, ein Soldat Bosparans, und es war gerade einmal dreizehn Götterläufe her, dass die Bosparaner sein Volk bezwungen hatten. Er erinnerte sich nur zu gut an diese Zeit, auch wenn er jene

Nacht vor zwölf Jahren, die sein Leben verändert hatte und die ihn bis zum heutigen Tage in seinen Alpträumen verfolgte, am liebsten vergessen würde.

Der Legionär legte seinen Brustpanzer mit dem Adler darauf nicht ab. Schon dieser verriet seine Profession, der goldene Adler Bosparans war unverwechselbar. Der blaue Mantel, der nun neben ihm über einer Stuhllehne lag, war aus guter Wolle gewoben, nicht von der Art, wie ihn hochrangige Offiziere trugen, aber auch nicht so schlicht wie der eines einfachen Soldaten. Auch der Panzer war von besserer Machart, jedoch nicht so prunkvoll wie die Rüstungen der Centurionen oder Tribune. Raul vermutete, dass der Mann ein Unteroffizier war, vielleicht im Range eines Optio oder Decurio. Doch selbst wenn er in zerrissenen Lumpen vor ihm sitzen würde, hätte Raul an seiner Haltung erkannt, dass er die Ausbildung der Legion durchlaufen hatte. Er war diszipliniert und gewohnt, stramm zu stehen und dabei einen möglichst tadellosen Eindruck zu machen.

Der Legionär war etwa in Rauls Alter, Mitte bis Ende zwanzig, und sehr kräftig gebaut, mit breitem Kreuz, wachen blauen Augen und nach Art der Soldaten kurzgeschnittenem braunen Haar, das eckige Kinn glattgeschabt. Er war hochgewachsen und würde ihn aufrecht stehend sicherlich um Haupteslänge überragen. Die feuchten Haare lagen platt an seinem Kopf an, Zeugnis davon, dass er seinen Helm auf der Reise nicht abgenommen hatte. Er war unberitten, neben ihm am Tisch lehnte ein schwerer Rucksack, das Marschgepäck der Legionäre, keine Satteltaschen, wie ein Reiter sie mit sich führen würde. Seine rechte Seite war Raul zugewandt, dort trug er auch sein Schwert. Diese Waffe war das Einzige, was ihn von einem Legionär unterschied. In der Legion wurden Kurzschwerter mit kurzen Parierstangen verwendet, Angriffe wurden vornehmlich mit dem Schild abgewehrt. Der Legionär trug allerdings ein Langschwert an der Seite, wie es in den Nordprovinzen verbreitet war und das wertvoller schien, als es selbst für Offiziere üblich war. Raul erkannte Löwinnen auf der Scheide, die heiligen Tiere der Göttin Rondra. Die breiten Parierstangen waren ebenfalls silbernen Löwinnen nachempfun-

den, der Griff mit rotem Leder umwickelt und mit Smaragden geschmückt. Er vermutete, dass der Mann nicht aus dem Lieblichen Feld stammte, dem Kernland des Bosparanischen Reichs, sondern aus dem Norden, aus dieser Gegend. Das Schwert erschien ihm wie ein wertvolles Erbstück, wahrscheinlich entstammte der Reisende einem Rittergeschlecht.

Es entging Raul nicht, dass der Legionär ihm von Anfang an seine volle Aufmerksamkeit schenkte. Er saß zwar gelassen an seinem Tisch, ließ dabei jedoch immer wieder den Blick durch den Raum wandern, als wäre er gelangweilt oder in Gedanken. Er achtete genau darauf, sich nicht übermäßig verdächtig zu machen, während er Raul abschätzte und auf Zeichen von Aggression hin musterte.

Raul konnte dies durchaus nachvollziehen. Der Legionär war allein unterwegs und hatte sicherlich Bedenken, dass er ihm gefährlich werden konnte. Auf andere Vertreter seines Volkes würde dies vielleicht sogar zutreffen, Raul suchte aber keinen Streit. Andererseits hatte er auch nicht vor, den Fremden auf einen Krug Wein einzuladen, und das, obwohl er Gesellschaft schätzte und nicht gerne allein trank. Raul beschloss, gelassen zu bleiben und dem Soldaten keinen Grund zum Misstrauen zu geben. Er würde nun seinen Wein austrinken und dann die Herberge wieder verlassen.

In diesem Moment sprang die Tür zur Schankstube auf. Ein eiskalter Windzug fuhr herein, brachte sowohl wirbelnde Schneeflocken als auch eine Gruppe Reisende mit sich. Es handelte sich um drei verwegene Burschen und eine stämmige Frau, die sich schniefend den Schnee von den Schultern klopften und sofort lautstark nach heißem Bier und Brot verlangten. Als sie die breiten Hüte abnahmen, kamen vom eisigen Wind gerötete Gesichter zum Vorschein. Unter den schweren ledernen Reisemänteln tauchten Oberarme so dick wie Schiffstaue und an ihren Gürteln kurze Schwerter auf. Die vier stutzten, als sie den Legionär bemerkten, und warfen einander vielsagende Blicke zu. Dann ließen sie sich an einem Tisch in einer Ecke der Stube nieder. Die erste Runde Bier kippten sie hinunter, als handele es sich

um Wasser, weitere Runden wurden schnell nachbestellt. Dabei schielten sie gelegentlich verstohlen zum Nachbartisch hinüber, an dem der Legionär saß.

Raul bemerkte, wie sie leise miteinander tuschelten. Er verpasste es auch nicht, wenn einer der Burschen instinktiv die Hand an den Schwertgriff legte, während er sich umsah, so wie die Hand eines Händlers, der auf dem Basar einkaufen geht, unwillkürlich zu seinem Geldbeutel wandert, wenn ihm eine zerlumpte Gestalt entgegenkommt. Bisweilen scharrte einer der Gesellen mit den Füßen, schließlich machte die Frau aus der Gruppe sogar schon Anstalten aufzustehen, besann sich dann aber wieder und bestellte stattdessen unwirsch eine weitere Runde.

Und noch immer bemerkte der Mann, der wohl bald Bekanntschaft mit den Fäusten und Klingen der Handwerker machen würde, gar nicht, was ihm bevorstand. Er erweckte durchaus den Eindruck, dass er sich zu verteidigen verstand, doch seine Gegner waren ihm vier zu eins überlegen und wussten das Überraschungsmoment auf ihrer Seite.

Raul hatte sich immer noch nicht entschieden, ob er in die bevorstehende Auseinandersetzung eingreifen sollte oder nicht, aber er wollte vorbereitet sein. Er behielt seine lässige Haltung bei, eine Hand auf den grob gezimmerten Tisch neben sich gelegt, die andere auf dem Oberschenkel, den Griff seines treuen Krummsäbels in Reichweite. Nun drehte er sich aber unter dem Vorwand, sich an dem munter prasselnden Kaminfeuer zu wärmen, langsam vom Tisch weg, sodass der offene Raum vor ihm lag. Nur wenige Schritte trennten ihn damit von den inzwischen reichlich angetrunkenen reisenden Handwerkern.

Der Legionär, dessen ausgeschlagene Zähne spätestens dann zwischen den Pfützen und Bierlachen auf den fleckigen Holzdielen landen würden, wenn die vier am Ecktisch ihre derzeitige Runde beendet hatten, spannte sich unwillkürlich an, als Raul sich bewegte. Die Handwerker, deren Übermut und Gereiztheit mit jedem neuen Bier wuchsen, beachtete er leider immer noch nicht. Behutsam legte der Legionär nun die linke Hand auf seinem sorgsam zusammengerollten Mantel. Raul vermutete,

dass er ihm den Mantel entgegenschleudern, dabei seine Klinge ziehen und ihm diese in den Bauch rammen würde. Der Stoß würde am wahrscheinlichsten direkt von unten kommen, sodass er unter Rauls abgenutzten Spiegelpanzer gehen würde. Kurzum: Es war absolut unmöglich, den Legionär zu überraschen, sollte Raul beschließen, ihn anzugreifen.

Raul wünschte sich, dass die Götter ihn nicht in eine solche Situation gebracht hätten. Er würde es vorziehen, sich nicht einzumischen und die Gesellen gewähren zu lassen. Es gab schließlich keinen Grund, ausgerechnet einem Legionär beizustehen, und die meisten Tulamiden würden ihm sicher umgehend zustimmen. Doch irgendetwas an dem Mann ließ ihn nicht teilnahmslos bleiben: Es kam ihm fast so vor, als wären Rüstung und Uniform eine Verkleidung und spiegelten nicht seine wahre Natur wider.

O Feqz, alter Freund, dachte Raul bei sich, und seine Hand tastete unwillkürlich zu der Fuchspfote, die er mit seinen anderen Amuletten und Talismanen um den Hals trug, *wenn dies eine deiner Prüfungen ist, so gib mir doch zumindest einen Hinweis, wie ich nach deinem Wunsche zu handeln habe. Willst du herausfinden, ob ich verzeihen und vergeben kann? Ob ich noch immer diesen alten Groll hege?*

Kurz wanderte sein Blick zu der Schankmagd, die gerade jetzt herzhaft gähnte und deren Busen sich dabei ganz reizend hob und senkte.

Die Herrin Rahja schickt mir sehr viel eindeutigere Signale, fuhr er fort und bemühte sich, seinen Gedanken einen möglichst mitleidigen Ton zu geben, der das Herz des listigen Gottes erweichen würde. *Warum also nicht auch du?*

Gerne stellte er sich in diesen Momenten vor, wie hoch oben in Alveran ein schelmischer Gott leise lachte, als wolle er sagen, dass er es ihm so einfach nun auch wieder nicht machen werde.

Nun gut, wenn du ein weiteres Mal darauf bestehst, dass ich meine eigenen Entscheidungen treffe …

In diesem Moment erhoben sich die vier Gesellen hinter dem Legionär, scharrend wurden Stühle zurückgeschoben und halbvolle

Becher auf den Tisch geknallt, sodass das Bier auf die Tischplatte spritzte. Der Legionär musste seine Überraschung, seine Augenbrauen, die sich um eine halbe Fingerbreite gehoben hatten, bemerkt haben, denn er spannte sich unwillkürlich an. Hinter ihm zog bereits der erste der Burschen langsam sein Schwert.

Der Legionär hatte nicht erwartet, dass Raul sich so schnell bewegen würde, dennoch reagierte er mit beneidenswerter Geschwindigkeit, als Raul nach vorne sprang. Raul duckte sich gewandt wie ein Panther unter dem schweren blauen Mantel hindurch, der ihm entgegengeflogen kam, wich mit einer Drehung, immer noch geduckt, dem kräftigen Schwertstoß des Legionärs aus, der von unten kam und mühelos unter seinen Panzer gedrungen wäre, riss noch in derselben Bewegung seinen Krummsäbel aus der Scheide und zog diesen mit einem raschen, kraftvollen Hieb durch.

Als Raul die Bewegung beendet hatte, sank vor ihm der vorderste der Gesellen auf die Knie, polternd fiel sein Schwert neben ihm zu Boden. Zu Rauls Erleichterung erkannte der Legionär nun aber, wer hier auf wessen Seite stand. Er wirbelte herum und schlug kraftvoll zu, Stahl prallte auf Stahl, dann landete ein zweiter Angreifer auf dem Boden, sein Schwert rutschte über die Holzdielen davon.

Die beiden verbliebenen Angreifer erstarrten mitten in der Bewegung, ihre Gesichter, eben noch entschlossen, waren nun vor Verblüffung grotesk verzerrt. Das Kreischen der Schankmagd gellte durch den Raum. Der Legionär stand nun Seite an Seite mit Raul.

»Bitte, Effendi«, forderte Raul ihn höflich und mit ruhiger Stimme auf, als die Schankmagd gerade einmal Luft holen musste, »diese Herren und die Dame haben etwas mit Euch auszutragen, wie mir scheint. Ihr solltet die weiteren Schritte klären.«

Der Angesprochene nickte sofort, doch erst danach verstand er, was Raul gemeint hatte.

»Mein Name ist Baduar vom Eberstamm«, begann er schließlich, zunächst hastig, dann gefasster, »Optio der Legion *Cuslicum*, II. Regiment, IV. Kohorte. Solltet ihr ein Problem mit mir

haben, so können wir dies ehrenhaft unter den Augen Rondras entscheiden. Ich bin bereit, mich einem Jeden von euch im Duell zu stellen, nach der Göttin gefälligen Regeln. Ihr mögt selbst entscheiden, ob euch der Zweikampf zum ersten oder zum zweiten Blute recht ist, je nachdem, wie groß der Zwist ist, den ihr mit mir zu haben glaubt. Die Wahl der Waffen liegt bei mir, da ich der Angegriffene bin. Mir scheint aber, dass die Auswahl ohnehin begrenzt ist, sodass wir beim Schwert bleiben sollten. Dies biete ich euch an, unter den Augen der Göttin Rondra und des Heiligen Leomar.«

Raul nickte anerkennend, die Gegner immer noch fest ins Auge gefasst. »Gute Rede«, lobte er. »Vielleicht etwas zu lang.«

Baduar stutzte und warf Raul einen Seitenblick zu. »Meint Ihr wirklich? Was hättet Ihr anders gemacht?«

Er überlegte kurz. »Nun, zunächst einmal ...«

Das leise Grunzen des Burschen, dem Raul einen Streich beigebracht hatte, erinnerte die beiden wieder an das, was hier derzeit vorging. Der Kerl starrte auf seine Brust hinab, über die sich ein sauberer Schnitt zog, aus dem nun ein feiner Blutstrom rieselte. Die drei anderen schauten Raul und Baduar – den kleinen Tulamiden und den hünenhaften Legionär – an, als hätten sie es mit entlaufenen Wahnsinnigen zu tun.

Lächelnd stellte Raul seinen Becher zurück auf den Tisch und wischte sich mit dem Handrücken den Bart ab. Baduars Lachen klang heiser und erinnerte ihn irgendwie an ein krankes Maultier. Der Legionär wischte sich die Tränen aus den Augen, gab dem Wirt einen Wink und deutete auf den leeren Weinkrug.

Raul kümmerte es nicht mehr, wie schal der Wein war. Er hatte inzwischen festgestellt, dass er genießbar wurde, wenn man erst einmal einige Becher davon zu sich genommen hatte. Zudem half es, in Gesellschaft zu trinken.

Baduar rang nach Atem. »Und als Ihr dann sagtet ›Bitte, Efferdis‹ ...«

»*Effendis*«, korrigierte Raul ihn lächelnd.

»Ef-fen-dis«, wiederholte Baduar langsam. »Also, als Ihr sagtet ›Bitte, Effendis, das ist doch kein Grund zu gehen! Seht doch nur dies garstige Wetter …‹, da hatte ich alle Mühe, mich zu beherrschen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich hätte mir denken können, dass ein Soldat mit dem Adler Bosparans auf der Brust in der Garether Gegend nicht immer gerne gesehen wird. Wenn er zudem noch ganz alleine unterwegs ist, kann er sich sogar zur Zielscheibe machen. Ich hätte den Panzer wohl besser ablegen und etwas mehr Acht geben sollen.«

»Ihr habt ganz ausgezeichnet Acht gegeben«, erwiderte Raul lächelnd, »nur leider auf den falschen Mann. Zu unser beider Glück wird in der Legion wohl auf Reaktionsschnelle weniger Wert gelegt als auf das Schwingen großer Reden. Ansonsten hättet Ihr mich aufgeschnitten wie einen Fisch und Euch dann noch zu allem Überfluss ganz alleine mit diesen Gesellen auseinandersetzen müssen.«

Baduar prustete einen feinen Sprühregen billigen Weins über den Tisch. Die Schankmagd stellte einen neuen, vollen Krug zwischen den beiden Männern ab.

»Sagt mir nur eines, Raul.« Baduar hatte sich wieder gefasst und musterte ihn über den Tisch hinweg. »Wo habt Ihr gelernt, Euch so zu bewegen?«

Raul zuckte mit den Schultern. »Mein vorausschauender Vater legte stets großen Wert darauf, dass seine Söhne mit dem Szimitar – dem Säbel – umzugehen verstehen. In meiner Zeit als Söldner vermochte ich meine Künste dann noch zu verfeinern.«

Baduar nickte langsam. »Woher stammt Ihr? Aus den Tulamidenlanden?«, erkundigte er sich, und Raul entging dabei nicht der vorsichtige Unterton in der Stimme.

»Ganz recht. Ich wurde in einem weit entfernten Ort geboren und bin lange Zeit gewandert, bis ich dieses gastfreundliche Haus erreicht hatte. Aber Ihr müsstet sowohl die schroffen Gipfel des Raschtulswalls, in dem der Riese Adawadt haust, erklimmen und wieder hinabsteigen, als auch durch die Reisfelder Mhanadistans waten, ehe Ihr diesen Ort erreichen würdet.«

»Und doch sprecht Ihr unserer Sprache wie ein Einheimischer.«

Das war eine Frage, die er nicht unbedingt direkt beantworten wollte.

»Jedes Kind der Tulamidenlande könnte Eure überaus simple Mundart in drei mal drei Tagen lernen und dann als Güldenländer durchgehen«, erklärte Raul und grinste. Nun war es aber an ihm, das Wasser auszuloten. »Wart Ihr mit der Legion im Land der Ersten Sonne?«

»Einmal, und für nur wenige Monde«, erklärte Baduar schnell. »Ich stamme aus einer adligen Familie. Die Eberstamms haben einen guten Namen, aber nicht gut genug, als dass meine Eltern mit dem Namen alleine all ihre Söhne und Töchter ernähren konnten. Es ist üblich, sich der Legion zu verpflichten, wenn man von Stand ist. Man lernt zu kämpfen und verdient gutes Silber.« Das Letzte klang wie eine Entschuldigung.

Raul deutete auf Baduars Marschgepäck. »Habt Ihr im Schneetreiben etwa den Anschluss an Eure Legion verloren, Eure IV. Kohorte?«

»Nein, ich habe meinen Abschied genommen«, versicherte Baduar rasch, »es zieht mich zurück in die Heimat. Es wird aber wohl noch eine Weile dauern, bis ich mir abgewöhnt habe, mich ordungsgemäß vorzustellen.«

Raul griff nach dem Weinkrug und schenkte dem Legionär nach: »Wenn Ihr nun aus Bosparan kommt, führt Euch der Weg doch sicher nach Norden. Dort wird es noch kälter sein als hier.«

Baduar nickte. »Ich bin auf dem Weg nach Gareth. Habt Ihr von der Stadt gehört?«

Raul zuckte mit den Schultern. »Den Namen habe ich wohl schon einmal vernommen. Lohnt sich ein Besuch?«

»Vor allem gibt es in der Garether Garde ein gutes Auskommen für Männer und Frauen, die mit dem Schwert umgehen können. Man nennt die Stadt auch das ›Goldene Gareth‹, die Stadt ist durch den Handel sehr reich geworden.« Baduar nahm noch einen Schluck Wein. »Aber nun Ihr: Wohin zieht es Euch?«

Raul zuckte mit den Schultern. »Wohin auch immer mich der Weg führt, wo ein scharfer Szimitar und ein starker Schwertarm gebraucht werden.«

»Wenn Ihr es auf Sold abgesehen habt, dann schließt Euch doch mir an. Die Garde zahlt gut, und keine Stadt ist so prächtig und lebhaft wie Gareth. Mit Ausnahme des hunderttürmigen Bosparan, natürlich.«

Raul musste zugeben, dass die Aussicht, ausgerechnet mit einem Legionär durch die Lande zu ziehen, nicht gerade verlockend war. Andererseits spürte er, dass Baduar es ehrlich mit ihm meinte und dass seine Aufrichtigkeit nicht gespielt war. »Warum nicht?«, meinte er schließlich. »Gareth klingt so gut wie alles andere und der Winter steht bevor. Ein warmes Bett und regelmäßiger Sold sind sicherlich besser als ein Strohsack in einer Wegherberge und ein leerer Magen. Für ein paar Monde werde ich es dort sicher aushalten.«

Baduar grinste. »Dann ist es beschlossen! Gareth!« Er stieß mit dem Tulamiden an. »Sagt, ist Raul Euer einziger Name?«

»Durchaus nicht«, entgegnete Raul sofort und nicht ohne Stolz, »mein Name lautet Raul ibn Rafid ibn Rashim, doch wo ich herkomme, nennt man mich auch Raul al'Ahjan – das bedeutet ›der Kämpferische‹ in Eurer Sprache.«

»Noch ein Grund, Eure Künste einem gut zahlenden Dienstherrren zur Verfügung zu stellen«, rief Baduar sofort aus und klopfte dabei zur Bekräftigung mit der flachen Hand auf den Tisch. Er hob den Becher. »Auf Gareth!«

Raul lächelte. »Auf Gareth!«

Er war immer noch nicht zur Gänze von der Vorstellung überzeugt, gemeinsam mit einem Legionär in die Garde einer ihm nicht vertrauten Stadt der Güldenländer einzutreten. Es entsprach eigentlich nicht dem, was er sich für seine Zukunft ausgemalt hatte, und alte Erinnerungen, die er am liebsten vergessen würde, waren nun wieder geweckt worden. Aber die Winter in Garetien waren harsch und er konnte das Silber gut brauchen.

Das Feuer im Kamin war inzwischen heruntergebrannt, und die Kälte begann sich durch die zahlreichen Ritzen in den klapp-

rigen Fensterläden in die Herberge zu drücken. Der Wirt wischte bereits die Tische ab, die hübsche Schankmagd dagegen schenkte dem Tulamiden ein Lächeln.

Raul warf ihr einen langen Blick zu und strich sich dabei unwillkürlich seinen Bart glatt. *Die Herrin Rahja mag ja oft Signale schicken, die niemand übersehen kann,* dachte er bei sich. *Aber du, alter Freund, verstehst es immer sehr gut, mich ganz behutsam in eine bestimmte Richtung zu lenken. Ist dies einer dieser Momente?*

Wieder erhielt er keine Antwort, er musste diese wohl ein weiteres Mal selbst finden. Was würde ihn in der Stadt mit dem klangvollen Namen Gareth wohl erwarten?

»Wer aus der Reihe tanzt, findet seinen Kopf auf dem Richtblock wieder!« Bosper Caeroda, der Tribun der Prätorianer, schritt langsam die Reihe ab. Dann blieb er vor Salim stehen. Caeroda war einen halben Kopf kleiner als er und musste zu ihm aufschauen.

»Ich hoffe, dass dies auch alle ganz genau verstanden haben«, schnarrte Caeroda, und er starrte Salim mit seinen tiefliegenden grauen Augen lange an. »Die heutige Ehrung ist Ihrer Horaskaiserlichen Majestät ungemein wichtig, und es obliegt mir, für einen reibungslosen Ablauf zu sorgen – und euch, sie vor dem Pöbel zu schützen.«

Seine Kameraden und Offiziere trauten Salim ohnehin nicht über den Weg, und nun hatte ihr Auftrag die Prätorianer nach Almada geführt, jener Provinz des Reichs, in der recht viele Tulamiden lebten. Hier hatte Murak-Horas einst aus dem Land der Ersten Sonne verschleppte Zwangsarbeiter angesiedelt, aber auch viele andere Almadanis hatten tulamidische Vorfahren. Caeroda wusste das nur zu gut.

Salim reagierte nicht auf die Worte des Tribuns, er wusste, dass er sich nicht provozieren lassen durfte. Er senkte nicht einmal den Blick, sondern starrte nur geradeaus.

»Ihr werdet mich nicht sagen hören, dass ich keine großen Probleme erwarte«, erklärte Caeroda, während er weiter die Reihe abschritt, »denn ich erwarte *immer* Probleme. Nur so habe ich es so weit gebracht. Von euch dagegen erwarte ich absoluten Gehorsam und Präzision.« Er verharrte am Ende der Reihe und wandte sich wieder um. »Zudem hat mir Ihre Majestät zu verstehen gegeben, dass sie eine wichtige Aufgabe für uns hat. Eine wichtige und *gefährliche* Aufgabe, würdig der Fähigkeiten der horaskaiserlichen Prätorianergarde.«

Die Prätorianer waren die gefürchtetste Einheit der Legionen Bosparans, und Salim war stolz darauf, dass er es so weit gebracht

hatte. Erstmals waren die Prätorianer vor 600 Jahren von dem berüchtigten Kaiser Fran-Horas als seine Leibgarde aufgestellt worden, und sie waren schon immer von Gerüchten und Legenden umrankt gewesen. Seitdem hatte die Garde viel durchgestanden, mal war sie zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, mal hätten es Kaiser ohne ihre Hilfe niemals auf den Adlerthron geschafft. Der verstorbene Murak-Horas hatte die Prätorianer nach langer Zeit wieder zur kaiserlichen Leibgarde erhoben.

Die Prätorianer umfassten heutzutage nicht einmal eine halbe Legion, und ihr Anführer bekleidete lediglich den Rang eines Tribuns. Dennoch war ihr Ruf seit den Kriegen, die Murak-Horas geführt hatte, um das Gebiet des Bosparanische Reich auszudehnen, in aller Munde. Der Respekt, den ihre Feinde, die Bürger des Reichs und selbst die Soldaten anderer Legionen vor ihnen hatten, war groß, und sie nahmen nur die Besten der Besten in ihre Reihen auf.

Als Salim einst beschlossen hatte, das Angebot der Prinzessin anzunehmen und in die Legion einzutreten, wusste er gleich, dass die Prätorianergarde sein Ziel war, jene in schwarze Rüstungen gekleidete Männer und Frauen, die er schon auf dem Schlachtfeld bei Fasar und bei seiner Ankunft in Bosparan bemerkte hatte: Er wollte einmal direkt im Schatten der Kaiserin stehen, der mächtigsten Herrscherin Aventuriens. Sein Volk, sein Reich mochte untergegangen sein, doch es war immer noch ein Platz für ihn in dieser Welt, und Salim hatte erkannt, wer von den Göttern zur Herrschaft bestimmt worden war.

Jetzt, nach dreizehn Götterläufen, war er endlich am Ziel angekommen, auch wenn es seinen bosparanischen Kameraden nicht schmeckte, dass ein Tulamide in der Garde Dienst tat, und auch wenn seine Offiziere noch immer jeden Vorwand nutzten, ihn zu bestrafen. Dabei war er ein vorbildlicher Soldat, er fügte sich ein und befolgte Befehle widerspruchslos. Dies hatte er als erstes lernen müssen: seinen Stolz und seinen Zorn hintenan zu stellen, jedenfalls, wenn er in der Legion vorankommen wollte. Salim hatte sich auf diese Weise mühsam emporgearbeitet, war trotz aller Hindernisse oft ausgezeichnet worden und hatte sich seinen Platz in der Garde redlich verdient.

Caeroda verkündete noch einmal, welche Kohorte heute welche Aufgaben zu übernehmen hatte: Salims Einheit würde zunächst den Hafen absichern und später die Magierakademie.

»Kor mit euch!«, rief der Tribun schließlich und gab den Unteroffizieren einen Wink. Diese ließen ihre Kohorten umgehend Aufstellung nehmen.

Es war noch früh am Morgen, die Sonne lugte gerade erst über den Horizont. Kurz zuvor hatten im Flusshafen der almadanischen Hauptstadt Punin vier Galeeren angelegt, mächtige Biremen, jede von zwei Ruderreihen und der Muskelkraft von 120 Sklaven angetrieben. Der goldene Adler auf blauem Grund, das stolze Wappen des Bosparanischen Reichs und der Horaskaiser, prangte auf den Segeln und den Flaggen der Schiffe, und Gold blitzte auch von den hohen Aufbauten.

Heute war der 30. Hesinde des Jahres 1488 Horas, ein wichtiger Feiertag der weisen Göttin Hesinde. Der Tag für die bevorstehende Zeremonie in der Magierakademie, in deren Verlauf die Horas von den Magiern geehrt werden würde, war also sicherlich nicht zufällig gewählt worden. Die Prätorianer waren als Erste an Land gegangen, um die letzten Anweisungen des Tribuns entgegenzunehmen. Nun bildeten die Legionäre unter den Augen der Offiziere eine breite Gasse, auch Salim reihte sich ein. Sie alle trugen die schwarzen Rüstungen der horaskaiserlichen Leibgarde mit dem roten Mantikor auf Brustpanzer und Schild. Während die übrigen Legionen Bosparans in die Farben des Reichs gekleidet waren – Blau und Gold –, trugen die Prätorianer Schwarz mit Rot, die Farben Kors, des schlachtenerprobten Halbgotts und Sohn Rondras.

Trotz der winterlichen Jahreszeit war es in Almada nicht sonderlich kalt. Einige graue Wolken hingen am Himmel, der gerade erst von der Morgensonne erhellt wurde. Die ersten Almadanis hatten sie bereits erwartet, als die Schiffe aus Bosparan angelegt hatten, und nun füllte sich der Hafen Punins rasch mit Schaulustigen. Nicht wenige der Menschen hier waren tulamidischer Herkunft oder hatten Tulamiden unter ihren Vorfahren, was an ihrer dunklen Hautfarbe sowie den dunklen Haaren und Augen

zu sehen war. Sie schwenkten blaue und goldene Tücher, und auch von den umliegenden Häusern hingen lange, goldblaue Banner. Immer mehr Menschen versammelten sich. Das normale Kommen und Gehen am Hafen fiel für heute aus, alle zogen es offenbar vor, die Gelegenheit zu nutzen, um vielleicht einen Blick auf die Kaiserin erhaschen zu können. Die Kette der Prätorianer hielt jedoch. Nur selten musste einmal ein allzu eifriger Bürger mit dem Schild zurückgestoßen werden. Mehrfach hörte Salim aufgeregte Rufe aus der Menge: »Es lebe Hela-Horas! Es lebe die Schöne Kaiserin!«

Dies war der bei weitem geläufigste unter den unzähligen Beinamen, die der Kaiserin von den Poeten und Barden verliehen worden waren. Er kannte die Geschichten von den Männern und Frauen, die der Schönen Kaiserin ansichtig geworden waren und sich ihr restliches Leben lang in Sehnsucht nach ihr verzehrten, die sie nur noch einmal mit eigenen Augen wiedersehen wollten. Manch einer soll gar, als ihm die bittere Wahrheit deutlich geworden war – dass er die Kaiserin nämlich nicht für sich würde gewinnen können –, aus Verzweiflung in den Tod gegangen sein. Salim hatte der Horas vor vielen Jahren einmal von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden und widersprach deshalb nicht, wenn er derartige Geschichten hörte.

Die Kaiserin wurde von all ihren Untertanen verehrt und geliebt. Es herrschte Frieden im Reich, die Horas hatte den Ländern, die ihr Vater erobert hatte, Wohlstand gebracht, Kunst und Kultur breiteten sich überall aus, und an die Kriege der Vergangenheit wurde nur noch bei den prachtvollen Truppenparaden und in dramatischen Theaterstücken erinnert. Aus den Tulamidenlanden waren schon seit Jahren keine Berichte mehr von Aufständen gekommen, die Länder jenseits des Raschtulswalls und der Wüste Khôm waren endgültig befriedet, aber dies konnte auch mit den vielen Legionen zusammenhängen, die im Land der Ersten Sonne stationiert waren.

Der Lärm um ihn herum nahm zu, die ersten Jubelschreie ertönten, viele Menschen reckten sich, um über die Menge hinwegsehen zu können, und Salim wusste, dass die Kaiserin nun

tatsächlich an Deck erschienen war. Obwohl er eigentlich auf die Menschen vor sich zu achten hatte, wandte er den Kopf.

Hela-Horas hatte den Moment zufällig oder absichtlich äußerst günstig gewählt: Mit der aufgehenden Sonne hinter sich war sie von einer gleißenden Aureole umgeben, die ihr langes weißes Kleid umspielte. Sie erschien mehr wie eine Sendbotin Alverans als wie ein gewöhnlicher Mensch. Als sie huldvoll die Hand hob, wurde der Jubel der Menge ohrenbetäubend. Sich der Horas ohne Erlaubnis zu nähern zog eine schwere Strafe nach sich, sie zu berühren war ein todeswürdiges Vergehen. Dennoch hatte Salim alle Mühe, die aufgeregten Menschen zurückzuhalten, die gegen den Schildwall der Prätorianer andrängten.

Die Kaiserin hatte beschlossen, den Weg bis zur Magierakademie von Punin zu Fuß zurückzulegen, vielleicht als Zeichen der Demut angesichts des besonderen Anlasses, oder aber, um ihren Untertanen näher sein zu können. Umgeben von einer Heerschar aus Hofmagiern und Priestern, Leibsklaven, Dienern und Höflingen, die fast alle blaue oder goldene Gewänder trugen, verließ die Horas nun gemessenen Schrittes das Schiff und betrat die Stadt. Ein dunkelhäutiger Sklave trug mit gesenktem Kopf Stab und Bannschwert der Kaiserin, Zeichen ihrer Magierwürde, auf einem blauen Kissen vor ihr her. Ein anderer ging direkt hinter der Horas und hielt einen breiten Sonnenschirm über die Herrscherin. Ihr weißes Gewand mit der hohen Haube und dem Kapuzenumhang glich eher dem einer Magierin als einer Kaiserin, ihre makellosen Gesichtszüge hatten sich, seit Salim sie vor dreizehn Jahren erstmals erblickt hatte, überhaupt nicht verändert.

»Eure Majestät!« Ein junger Mann mit verzücktem Gesichtsausdruck warf sich gegen Salims Schild, und es gelang ihm tatsächlich, ein, zwei Schritte in die Gasse zu tun, die die Prätorianer für die Kaiserin freihielten.

Salim reagierte ohne zu zögern, er riss den Mann zurück und schlug ihm den Schild ins Gesicht. Der Almadani schrie auf und stürzte zu Boden, Blut schoss aus seiner Nase.

Salim warf einen Seitenblick zur Kaiserin, die den Zwischenfall entweder gar nicht bemerkt hatte oder aber sich davon nicht aus

der Ruhe bringen ließ. Doch dann fiel sein Blick auf Bosper Caeroda, der nur wenige Schritte hinter der Horas ging. Der Tribun der Prätorianergarde sah ihn direkt an, und der Ausdruck seiner Augen unter dem Helm mit dem hohen roten Federbusch war starr, sein Gesichtsausdruck versteinert.

Rasch wandte Salim wieder den Kopf, er wandte sich dem Störenfried zu, der vor ihm auf den Boden lag und wimmernd die Hände vor sein Gesicht presste. Er starrte den Mann an und spürte, wie die Wut in ihm aufstieg. Warum hatte er ausgerechnet bei ihm durchbrechen müssen?

Er holte noch einmal mit seinem schweren Schild aus. Die Kante des Schilds traf den Hals des Mannes. Dieser zuckte noch einmal und rührte sich dann nicht mehr. Salim nahm wieder Haltung an. Er atmete tief durch und hielt nun den Blick auf die Menge vor ihm gerichtet. Die Menschen wichen vor den Prätorianern zurück, die aufgeregten Rufe wurden gedämpfter, doch keiner wagte es, Einspruch zu erheben oder gar die Hand gegen die kaiserliche Leibgarde zu erheben.

Unter dem Jubel der Menge legte die Kaiserin den Weg vom Hafen bis zur Magierakademie zurück, über der der in der Morgensonne leuchtende Elfenbeinturm hoch aufragte. Auf dem Weg wurden Banner geschwenkt, die Menschen warfen Blumen von den Dächern und Fenstern der anliegenden Häuser, und immer wieder ertönten laute Jubelrufe. Salim verlor die Horas schon bald aus den Augen.

Als Salim später mit seiner Kohorte an der Akademie ankam, wurde ihm befohlen, sofort weiterzugehen. Da seine Einheit das Innere des Gebäudes sichern sollte, würde er der Zeremonie nicht beiwohnen können und die Horas wahrscheinlich überhaupt nicht mehr zu Gesicht bekommen. Gemeinsam mit seinen Kameraden trat er durch einen hohen steinernen Torbogen und fand sich in einem weitläufigen gepflegten Garten wieder, in dessen Mitte das Pentagrammaton stand, das fünfeckige, vier Stockwerke

aufragende Hauptgebäude der Akademie, über dem sich – noch einmal so hoch – der Elfenbeinturm erhob. Im Garten, zwischen den sorgsam gestutzten Hecken und Büschen, den peinlich sauberen Statuen und den marmornen Wasserbecken, auf denen große Lotosblätter trieben, herrschte rege Betriebsamkeit: Würdevoll dreinschauende Männer und Frauen in aufwendig bestickten Gewändern, ebenso aufwendig verzierte Magierstecken in den Händen, parlierten über die nun kurz bevorstehende Zeremonie. Dazwischen eilten blasse, nur in einfache weiße Tuniken gekleidete Sklaven mit gesenkten Häuptern umher und servierten auf silbernen Tabletts mit Wein und Wasser gefüllte Kristallgläser.

»Scheint mir, als wäre alles da, was im Reich zaubern kann«, raunte ihm jemand zu. Salim wandte sich der Prätorianerin zu, die zu ihm aufgeschlossen hatte. Er erkannte unter dem dunklen Helm große nachtschwarze Augen und eine leicht emporgebogene Nase.

»Was meinst du, Peri, haben die heute irgendetwas Besonderes vor?«, erwiderte er ebenso leise, und die Angesprochene kicherte.

Er hatte lange Jahre gebraucht, um sich ein akzentfreies Bosparano anzueignen, es war ja schon schlimm genug, dass seine dunkle Haut seine Herkunft verriet. Dennoch war er immer noch zurückhaltend und überlegte sich seine Worte genau, bevor er sprach, damit sich in seine Stimme nicht doch noch ein verräterischer Akzent einschlich.

Perinope von Caletta, die sich, soweit er wusste, nur von ihm ›Peri‹ nennen ließ – jedenfalls, wenn man sich keine blutige Nase holen wollte –, hatte es in der Legion ebenfalls nicht leicht gehabt. Auch wenn sie von niederem Adel war, blickten Festlandbewohner auf Cyclopäer im Allgemeinen verächtlich herab. Natürlich hatte sie nicht so viel ertragen müssen wie Salim: Davon, was die Ausbilder der Legionen Bosparans von einem Tulamiden in ihren Reihen hielten, konnten die zahlreichen Narben auf seinem Rücken erzählen. Peri war während der harten Ausbildung ebenfalls hart rangenommen worden, einmal war sogar ihre Nase gebrochen worden und dann falsch wieder zusammenge-

wachsen, was ihr ein befremdliches und hochnäsiges Aussehen verlieh. Doch sie war zäh, und noch dazu eine gute Kämpferin und Soldatin, die sich mit ihm und ihren anderen männlichen Kameraden durchaus messen konnte.

Salim ahnte natürlich, wieso die Cyclopäerin ihm zu den Prätorianern gefolgt war, obwohl sie in einer anderen Einheit noch Aufsstiegschancen gehabt hätte. Sicherlich war es eine Ehre, in der Leibgarde der Horas zu dienen, für Peri war hier allerdings Schluss, genauso wie für ihn. Sie würden niemals weiter befördert werden, vielleicht schaffte Peri es noch zur Optia, wenn sie Glück hatte, ein eigenes Kommando würden sie beide allerdings niemals erhalten. Und in ihre Heimat würde sie auch niemals zurückkehren, sie hatte Salim anvertraut, dass ihr Vater alles andere als begeistert gewesen war, als sie der Legion beigetreten war.

Die Magier, Diener und Gäste traten umgehend beiseite, als die Prätorianer den Garten durchquerten. Die Gespräche verstummten sofort, als die Leibgarde der Kaiserin vorbeimarschierte, und der ein oder andere unruhige Blick streifte Salim und seine Kameraden.

»Weißt du, was Caeroda mit einer ›gefährlichen Aufgabe‹ gemeint hat?«, raunte er Peri zu.

»Nein.« Die Prätorianerin schüttelte den Kopf. »Aber Avenus hat auch so etwas erwähnt. Er meinte, deshalb wurde unsere Kohorte vom Tribun für den Schutz des Pentagrammatons eingeteilt.«

Salim runzelte die Stirn.

»Was war das eben am Hafen?«, fragte Peri leise.

»Ich war unachtsam«, erklärte Salim. »Ich kann nur hoffen, dass mich das lediglich meinen Rang kostet und nicht meinen Platz in der Garde.«

»Bosper würde dich niemals rauswerfen«, wandte die Cyclopäerin ein, »wen soll er sonst quälen?«

Salim schwieg, Peris Worte hatten seine Zuversicht nicht wiederherstellen können.

»Du hast so ausgesehen, als würdest du dich jeden Moment auf den Burschen stürzen«, fuhr sie leise fort.

Sie warf ihm einen Seitenblick zu, als er nicht antwortete: »Das hat mich an den Tag erinnert, als ich dir erstmals begegnet bin. Nur lag da dein Optio vor dir im Staub. Mit einem gebrochenen Arm und Kiefer, wenn ich mich recht entsinne?« Sie lächelte.

Salim verzog das Gesicht, verzichtete aber auf eine Antwort, da sie beide nun Avenus passierten, der die vorbeimarschierenden Prätorianer genau musterte. Ihr Centurio bestrafte mangelnde Disziplin stets ohne zu zögern und verzieh keinen Fehltritt. Die beiden traten mit ihren Kameraden in die hohe zentrale Halle der Akademie ein, wo Avenus sie mit knappen Handbewegungen anwies, an den Ausgängen und an den marmornen Stützpfeilern, die die Galerie über ihnen trugen, Aufstellung zu nehmen. Salim begab sich an den ihm zugewiesenen Platz und nahm Haltung an, auch wenn noch kein Würdenträger anwesend war, der sie sehen konnte. Prätorianer hatten jedoch immer und zu jeder Zeit ein Vorbild an Disziplin zu sein, und so stand ihm nun langes Strammstehen bevor. Die Konventshalle war fünfeckig, und ein großer Fünfstern war auch in der Mitte des Bodens eingelassen. Darüber erhoben sich mehrere Galerien, die Halle selbst zog sich durch alle vier Stockwerke des Gebäudes. An prominenter Stelle stand eine marmorne Statue der Kaiserin, die hoch erhobenen Hauptes auf ihn herabschaute.

Ruhe trat in der Halle ein. Nach einer Weile hörte Salim Schritte.

»Eure Magnifizenz, seid Ihr nicht spät dran? Die Zeremonie ist nahezu abgeschlossen.«

Er vernahm zunächst nur die näselnde Stimme, dann traten zwei Männer in sein Blickfeld. Aus den Augenwinkeln sah er einen hochgewachsenen Magus, dessen aschgraues Haar und ebenso grauer Bart ihm lang auf die blauseidene Robe herunterfielen. Trotz seines Alters – Salim schätzte ihn auf über sechzig – hielt er sich kerzengerade, und in seinen Bewegungen lag die Kraft eines sehr viel jüngeren Mannes. Er trug einen schmucklosen Stab aus rotem Holz in der Rechten, der in einer kunstvoll geschwungenen Spirale am oberen Ende auslief. Der Mann mit der näselnden Stimme, der gerade zu ihm aufgeschlossen hatte, trug eine grüne

Robe von wesentlich einfacherer Machart. Die beiden stutzten kurz, als sie die reglosen Prätorianer bemerkten.

»Sei's drum«, meinte der Graubart naserümpfend, »die Kaiserin wird mich schon nicht vermissen. Ich bin mir sicher, dass Regola von Cuslicum, unsere geschätzte Convocata Prima, ihr auch ganz passabel alleine die Hand halten kann. Vergesst nicht, Magister, dass Ihre Majestät Regolas Kandidatur letztes Jahr ihren Segen gegeben hat, und nicht meiner.« Ein bitterer Ton schlich sich in seine Stimme ein. »Und warum? Weil sie eine Frau ist? Weil sie in Bosparan studiert hat? Oder weil ihre Familie aus dem Lieblichen Feld stammt und meine aus Garetien?«

»Erzmagus Gerindor, bitte ...« Der Jüngere deutete zu den Wache stehenden Prätorianern und senkte die Stimme. In dem weiten, fast leeren Saal hallten seine Worte aber deutlich von den Wänden wider und war gut zu vernehmen.

Der Erzmagus blieb stehen und blickte Salim direkt an, der vorgab, unbewegt geradeaus zu schauen. »Was kümmert es Euch, Magister? Die Horas hat ihre Augen und Ohren ohnehin überall.«

»Dann unterstützt Ihr also immer noch nicht die Entscheidung des Rats?«

»Es wurde abgestimmt«, auch Gerindor sprach nun etwas leiser, aber noch laut genug, dass Salim ihn gut verstehen konnte, »und die Entscheidung des Konvents steht. Auch ich weiß schließlich, dass die Kaiserin des Titels der Maga Maxima würdig ist. Wenn nicht sie, wer dann?«

Der jüngere Magus nickte und schwieg. Dann sah er auf: »Aber ist es wirklich wahr, was sie gefordert hat? Sie will, nun ja, sie will ...«

»... die Laboratorien öffnen lassen«, vervollständigte Gerindor den Satz, und tiefe Sorgenfalten zeigten sich auf der Stirn über seinen buschigen Brauen. »Seltsam, sehr seltsam. Zunächst der Titel, dann die Laboratorien ...«

Er schüttelte plötzlich den Kopf, als wollte er eine tiefe Benommenheit loswerden. »Aber darüber wurde im Konvent gesprochen, und die Sache ist entschieden – he, du!«

Gerindor winkte einen jungen Mann heran, einen Sklaven, der am anderen Ende der Halle aufgetaucht war. Der Sklave eilte herbei, auch er trug ein Tablett mit klirrenden Gläsern darauf, wie die Diener im Garten. Der grauhaarige Erzmagus nahm ein Weinglas entgegen, immer noch blickte er nachdenklich drein.

Salim stand weiter stramm, doch seine Augen wanderten. Er sah den Sklaven nur von hinten, dieser hatte kurzgeschorene dunkle Haare, seine Haut war gebräunt, auch er trug nur eine einfache Tunika und Sandalen. Irgendetwas störte ihn allerdings an dem Burschen, er konnte es nur noch nicht so recht fassen …

»Macht Platz! Platz für Ihre Horaskaiserliche Majestät!«, erscholl in diesem Moment eine laute Stimme im Raum. Rasch füllte sich die weite Halle mit Mitgliedern des Magierkonvents, Höflingen und Dienern. Salim verlor den Sklaven mit seinem Tablett dabei rasch aus den Augen.

Eine dunkelhaarige, stark geschminkte Magierin, an deren Fingern zahlreiche Ringe blitzten, geleitete die Horas in die große Halle. Ihre steife rote Robe erinnerte Salim an den Panzer eines Hummers, und auch ihr reich verzierter Magierstab bestand aus rotem Holz. War dies die Gildenvorsteherin, von der Gerindor gesprochen hatte? Sie erweckte nicht den Eindruck, fähiger zu sein als der graubärtige Erzmagier.

Das gedämpfte Stimmengewirr schallte laut genug von den marmornen Wänden und Decken wider, dass sofort ein leises Gemurmel die ganze Halle erfüllte. Die beiden Frauen blieben nur wenige Schritte von Salim entfernt stehen, die Höflinge rundum hielten etwas Abstand. Salim erblickte in der Menge auch Amara, die Leibdienerin der Kaiserin, die ihr kaum einmal von der Seite wich. Die hochgewachsene Halbelfe überragte die meisten Anwesenden um mehrere Finger.

»Eure Prätorianer sind bereits hier, wie ich sehe«, ergriff die Frau im roten Gewand das Wort, während sich die Kaiserin milde lächelnd umsah. Immer wieder wischte sich die Magierin mit fahrigen Bewegungen die Hände am Gewand ab.

»Richtig«, erwiderte die Horas, ihre helle perlende Stimme überspielte dabei mühelos die Geräusche im Saal. »Wusstet Ihr

eigentlich, verehrte Regola, dass Fran-Horas einst die Prätorianer ins Leben rief? Derselbe Fran-Horas, der vor sechs Jahrhunderten diese Akademie gründen ließ, als er noch Kronprinz zu Bosparan war?«

Damit schnitt die Kaiserin ein Thema an, das Regola offenbar nicht gefiel. »Ganz recht«, erwiderte sie und versuchte, ihrer Stimme einen betont würdevollen Klang zu geben, »doch wissen wir alle, wie es mit Fran endete. Tatsächlich wollten wir sogar schon lange seine Statue im Garten gegen eine andere austauschen, vielleicht eine des großen Basilius …«

»Vorsichtig, Convocata Prima.« Die Stimme der Horas war leise, kaum lauter als ein Flüstern, und ein mahnender Unterton schwang in ihr mit. »Ihr sprecht von meinem Ahn – und einem Kaiser, von göttlichem Blut.«

Regola wurde sichtlich blasser: »Ich wollte damit … Ich wollte mir nicht anmaßen …«

»Schon gut, meine Liebe«, ein feines Lächeln umspielte die vollen, geschwungene Lippen der Horas, »ich weiß ebenfalls, dass Fran sich seinen Beinamen wohl verdient hatte.«

Die Magierin wirkte erleichtert, wagte es aber noch nicht, aufzuatmen.

»Vielleicht würde sich eine Statue eurer Kaiserin gut machen?«, schlug die Horas im Plauderton vor. »Nach dem heutigen Tag wäre es sicherlich nicht unangemessen.«

Salim bemerkte, dass die Augen der Convocata Prima zu der Statue wanderten, die ganz in der Nähe stand. Es kam ihm so vor, als dachte sie bei sich ›Wir haben doch schon eine‹, sie sprach es aber nicht aus.

Die Kaiserin trat zwei Schritte vor und musterte ein mit arkanen Zeichen besticktes Banner, das von der Galerie herabhing. Auch dort oben hatten sich nun zahlreiche Magier versammelt – misstrauisch beäugt von den Prätorianern – und schauten neugierig in die Halle hinab.

Die Horas verharrte und rührte sich nicht mehr. Regola setzte zweimal an zu sprechen, besann sich dann aber wieder und schwieg. Dabei spielte sie immer wieder mit ihren Fingerringen,

ihr Blick huschte von der Kaiserin zu den Höflingen und Magiern und wieder zurück, als wolle sie die Umstehenden um Hilfe ersuchen. Doch keiner der Anwesenden ergriff das Wort, um die Stille zu durchbrechen. Schließlich war wieder die Stimme der Kaiserin zu hören. »War Euch bewusst«, fuhr sie im Plauderton fort, »dass Fran der Titel des Erzmagus mit 27 Jahren verliehen wurde? Er war zwei Jahre älter als ich bei meiner Ernennung.«

»Es ist mir natürlich wohlbekannt, dass Ihr die jüngste Erzmagierin seit Einführung des Titels seid«, begann die Convocata Prima, offenbar erleichtert, das Gespräch wieder aufnehmen zu können, doch die Horas sprach weiter, als hätte sie sie gar nicht gehört.

»... und heute nun der Titel der Maga Maxima. Ich möchte fast sagen, *erst* heute.« Plötzlich drehte sie sich wieder um und blickte Regola direkt an. »Der Titel war recht lange verwaist, richtig? Man könnte fast glauben, Ihr hättet Euch absichtlich Zeit gelassen.«

Diesmal schien die Magiern zu warten, bis sie sich ganz sicher war, dass die Kaiserin ausgesprochen hatte. »Nun, dies ist natürlich nicht der Fall«, verteidigte sie sich dann, sie wirkte auf Salim nun wie eine Maus, die sich vor der Katze herausreden wollte, um nicht gefressen zu werden. »Der Titel des mächtigsten Magiers ... *Magierin* ... der Gilde kann nicht leichtfertig vergeben werden. Er bedarf guter Abwägung ... viele Bestimmungen müssen eingehalten werden ... Der Codex enthält viele Klauseln. Und außerdem, aus Respekt vor dem verstorbenen Magus Maximus Tibelian ...«

»Wie dem auch sei, nun ist es ja vollbracht.« Die Worte der Kaiserin beendeten die Diskussion, ohne die Möglichkeit für eine Widerrede zu lassen. »Ich hoffe doch, Ihr habt über meine Bitte nachgedacht?«, erkundigte sie sich, als wäre ihr diese Angelegenheit erst jetzt wieder eingefallen. Es war nicht als Bitte gemeint gewesen, nicht wenn diese von der Kaiserin gekommen war, und Regola wusste dies genauso gut wie Salim.

»Eure Kaiserliche Majestät«, begann die Magierin, doch ihre Worte waren von Beginn an vergebens, »der Zutritt zu den Labo-

ratorien des Fran-Horas wurde aus einem sehr guten Grund vor 500 Jahren auf ewig verboten. Niemand, der um sein körperliches und seelisches Wohl besorgt ist, würde es riskieren, dort hinabzusteigen. Der Letzte, der es wagte ... nun, er lebte noch sieben Tage. Wenn man das, was jener Unglückliche durchgemacht hat, überhaupt noch *Leben* nennen konnte ...«

»Das mag sein«, erwiderte die Kaiserin, »doch wer sagt, dass ich vorhabe, mich persönlich dort hinunter zu begeben?«

Mit diesen Worten wandte sie sich an Bosper Caeroda und nickte ihm zu. Der Tribun gab einigen der Prätorianer mit einem Wink zu verstehen, vorzutreten. Dann deutete er auch auf Salim. Dabei lächelte er zufrieden.

Salim setzte behutsam einen Schritt vor den anderen. Die Stufen waren steil und bestanden aus glattem, schwarzem Stein. Mit der Rechten stützte er sich an der Wand ab, die ebenfalls aus diesem dunklen Stein bestand, in der Linken trug er eine Pechfackel, deren flackernder Schein den schmalen Gang erleuchtete. Er wusste nicht mehr zu sagen, wie tief sie schon unter der Erde waren oder wie weit sie sich bereits von dem Einstieg entfernt hatten.

»Was suchen wir hier denn nur?«, raunte Peri ihm von hinten ins Ohr.

Er schüttelte den Kopf. »Frag besser die dort vorne.« Er deutete zu den drei Hofzauberern, die die Prätorianer anführten.

»Ruhe!«, schallte die tiefe Stimme ihres Centurio durch den Gang. Salim schloss kurz die Augen und atmete tief durch. Mit Caeroda hatte er es sich bereits verscherzt, und wenn nun auch noch Avenus seine mangelnde Disziplin als Vorwand nahm, um ihn beim Tribun zu melden, sah es noch schlimmer aus – das hieß, wenn sie jemals den Weg zurück ans Tageslicht finden würden.

Die schmale Treppe mündete in einen großen Raum. Die Prätorianer verteilten sich. Im Schein der Fackeln erkannte Salim, dass der Raum war kreisrund. Über ihnen wölbte sich eine hohe Decke, Boden und Wände bestanden aus grob behauenem Stein.

Es war kühl, und die Luft roch schal und abgestanden. Mehrere schmale Torbögen öffneten sich rundum.

Die drei Zauberer steckten die Köpfe zusammen, während sich die Prätorianer umschauten oder die Fackeln prüfend in die Durchgänge hielten. Im Schein der Flammen leuchteten rund um jeden Torbogen fremdartige Zeichen auf – sie bestanden aus einem schimmernden Metall und waren direkt in den Stein eingelassen worden. Peri blieb dicht bei Salim. Sie hielten sich immer gegenseitig den Rücken frei. Avenus wartete geduldig ab, während die Magier miteinander tuschelten.

»Hier ist eine größere Kammer«, meldete plötzlich Sigellia, eine junge Decuria, und hob ihre Fackel. »Vielleicht geht es hier …«

»Nein!«, schrie einer der Zauberer auf.

Sigellia hatte bereits einen Schritt durch das Tor getan. Nun drehte sie sich wieder um: »Was?«

Avenus hob sein Schwert. »Zurück!«, befahl er und eilte auf die Prätorianerin zu.

»Tretet nicht durch die Tore!«, rief der Hofmagier entsetzt.

Der Centurio hatte Sigellia erreicht und packte sie am Arm. In diesem Moment brachte ein heftiger, eiskalter Windzug die Fackeln zum Erzittern. Ein langgezogener Schrei gellte durch den Raum. Salim sah nur aus den Augenwinkeln, wie sich etwas in der Dunkelheit jenseits des Torbogens regte, etwas Großes, Unförmiges, Schwarzes, dann wurden Avenus und Sigellia in die Finsternis gerissen. Spitze Schreie gellten durch den Raum, das Schwert des Centurio landete polternd auf dem Steinboden. Im nächsten Augenblick brachen die Schreie schlagartig ab.

»Zurück! Zurück!«, rief der Zauberer und fuchtelte aufgeregt mit den Händen. »Entfernt euch von den Toren!«

Die Prätorianer wichen von den Durchgängen zurück. Salim zog sein Schwert und richtete die Fackel auf das ihm nächste Tor. Sein Herz schlug heftig. Ein penetranter Gestank nach Schwefel stieg ihm in die Nase. Peri stand neben ihm, auch sie hielt ihre Waffe in der Hand. Insgeheim verfluchte Salim Sigellias Torheit. Ihre mangelnde Vorsicht hatte sie und Avenus das Leben gekostet. Und was auch immer sie aufgestöbert hatte, wenn es nun auch

hinter ihnen her war ... Er blickte kurz über die Schulter zu den Zauberern hinüber. Deren Blicke huschten immer wieder zu den Durchgängen, während sie hastig miteinander sprachen.

»Ein Wächter, ein Wächter des blutigen Fran ...«

»... in jener Epoche, mit seinem Wissen ...«

»... der Domäne des Jenseitigen Mordbrenners zugehörig?«

»Vielfachgehörnt, so viel ist sicher ...«

Salim wandte sich den Magiern zu: »Redet nicht, Ihr Stubenhocker! Tut etwas!«

Wie als Antwort zog sich wieder ein langgezogener Schrei durch die Hallen und Gänge. Diesmal schien er von oben zu kommen.

Die drei Zauberer sahen den Tulamiden mit großen Augen an, dann nickten sie hastig.

»Ein Bannspruch, auszutreiben einen Gehörnten ...«, begann einer.

»Bildet Ihr Euch etwa ein, einen Dämonen des Fran-Horas ...«

Ein Heulen fegte durch den Raum, Fackeln flackerten und erloschen. Diesmal war der Windzug so kalt, dass Salim der Speichel im Mund gefror, er spürte beißende Kälte, die sich über sein Gesicht legte. Irgendwo brannte noch eine einzelne Fackel, die letzte Lichtquelle, die ihnen noch geblieben war. Doch der Rest des Raums war finster. Ein panischer Schrei gellte durch die Dunkelheit. Ohne nachzudenken ließ Salim seine erloschene Fackel fallen und griff zu. Er erwischte den Arm eines Zauberers und versuchte, ihn mit sich zu ziehen. Doch plötzlich ging ein heftiger Ruck durch den Leib des Mannes, ein Bersten und Knacken war zu hören, sein Schreien ebbte ab und wurde durch ein leises Wimmern abgelöst. Dann wurde der Zauberer abrupt aus seinem festem Griff gerissen und war fort.

Salim lauschte in die Finsternis hinein. Er hörte das Scharren von Sandalen auf Stein, das heftige Atmen seiner Kameraden, sein eigenes Herz, das so heftig schlug, als wolle es durch seinen Brustkorb brechen. Wieder erklang das Brüllen. Diesmal war es bei ihnen, direkt hier im Raum. Es begann als tiefes, brummendes Knurren und steigerte sich zu einem immer höheren Kreischen,

das in der Finsternis von den Wänden widerhallte. Er schrie auf, der unmenschliche Laut betäubte seine Ohren, der Schmerz zog sich durch seinen Schädel. Jeden Moment musste sein Kopf platzen.

Jemand packte ihn am Arm, zog in mit sich. »Hier entlang! Salim!«

War es Peris Stimme? Er rannte los, ließ den Gestank und die Schmerzensschreie hinter sich. Er fand sich in einem Gang wieder. Vor ihm rannte Peri – oder war es ein anderer seiner Kameraden? Immer wieder taumelte er. Doch er durfte nicht stürzen, er musste weiter. Jemand – oder etwas – war ihm dicht auf den Fersen. Er wagte nicht, sich umzusehen.

Der Gang erweiterte sich vor ihnen, er stolperte, sah noch, wie die Fackel zu Boden fiel, ein abgehackter Schrei gellte durch den Raum, dann das Bersten von Metall. Ein bestialischer Gestank drang auf Salim ein und kroch in seine Nase, seinen Mund, er schmeckte den Schwefel auf seiner Zunge. Ein schwarzer Schatten wälzte sich heran. Salim hieb mit seinem Schwert zu, doch seine Waffe prallte ab und wurde ihm aus der Hand gerissen. Plötzlich jagte ein heißer Schmerz durch seinen Leib, als habe ihn jemand mit einer weißglühenden Eisenstange durchbohrt. Er schrie auf und spürte, wie er emporgehoben wurde, herumgewirbelt und mit Urgewalt durch die Luft geschleudert. Er schlug gegen eine Wand – und es wurde finster um ihn.

Der Marsch der beiden Männer nach Gareth war lang und beschwerlich, Baduar kümmerte dies jedoch kaum, da sich Raul als angenehmer Reisegefährte erwiesen hatte. Allerdings wurde er noch immer nicht ganz schlau aus dem Tulamiden.

Der grimmige Wintergott hielt Garetien inzwischen fest in seinem eisigen Griff gefangen: Das Umland war unter einer dicken, weißen Decke verschwunden, und auch die Reichsstraße ließ sich unter dem Schnee nur noch schwer ausmachen. In den vergangenen Tagen hatte es immer wieder geschneit. Die schweren, nassen Flocken machten das Vorankommen nicht leichter, und wenn sich die Gelegenheit bot, in einer der wenigen Herbergen entlang der Straße einzukehren, überlegten es sich die beiden nicht zweimal.

Baduar hatte den schweren Rucksack geschultert und seinen warmen Wollmantel um sich geschlungen, sein Begleiter war auf die strenge Kälte allerdings nicht so gut eingerichtet: Er trug über seinem angelaufenen Ringelpanzer mit den darauf befestigten, abgenutzten Platten lediglich einen dünnen Mantel aus fein gesponnener, dunkelgrauer Wolle, der ihm gegen die Kälte sicherlich nur wenig half. Unter der Kapuze war sein Gesicht gerötet, und oft fiel Baduar auf, dass der Tulamide zitterte. Er beklagte sich allerdings nie und schritt lieber tüchtig aus, um warm zu bleiben. Baduar hatte bisweilen arge Mühe, mit seinem Reisegefährten Schritt zu halten. In seiner Schärpe trug Raul einen schlanken Krummsäbel mit gebogenen Parierstangen, wie er im Land der Ersten Sonne verbreitet war, und einen verzierten, ebenfalls gekrümmten Dolch. Der Säbel war einfach gehalten und hatte viele Kämpfe gesehen, doch war er von ausgezeichneter Machart. Der Dolch dagegen war eher eine Schmuckwaffe. Aufgefallen waren ihm außerdem die beiden gravierten silbernen Reife an seinen Armen und die zahlreichen

Anhänger, Amulette und Talismane um Rauls Hals, die mit jedem seiner Schritte auf- und abwippten.

Wenn es das Schneegestöber nicht gerade verbot, vertrieben sie sich die Zeit mit Erzählungen. Baduar hielt sich damit zurück, den Tulamiden über seine Heimat oder seine Familie auszufragen. Er war sich immer noch nicht sicher, ob Raul Vorurteile gegen die Legionäre Bosparans hegte, auch wenn er ihm gegenüber bislang noch keinerlei Anzeichen von Feindseligkeiten gezeigt hatte. Stattdessen begegnete er ihm mit ausgesuchter Höflichkeit – ob dies eine Eigenart aller Tulamiden war oder ob Raul ihm gegenüber doch Vorsicht walten ließ, konnte Baduar nicht eindeutig beantworten. Es behagte ihm jedoch nicht immer, bisweilen erweckte Rauls höfliches Gebaren den Eindruck, als ob er etwas vor ihm verbergen wollte. Raul besaß die typisch hellbraune Hautfarbe seines Volks, sein schulterlanges, lockiges Haar und der sorgsam gestutzte Vollbart waren schwarz, die lebhaften kleinen Augen dunkelbraun und von Lachfältchen umgeben. Seine Nase stach stolz aus dem Gesicht hervor, das die meiste Zeit ein freundliches Lächeln zeigte. Rauls Lachen war einnehmend und brachte immer seinen ganzen Körper zum Erbeben. Er war fast einen Kopf kleiner als Baduar, hielt sein Haupt aber immer hoch erhoben, und es kam Baduar so vor, als würden sie stets auf gleicher Augenhöhe miteinander sprechen.

»... und so erreichte Dalchim endlich den finsteren Turm, in dessen höchstem Zimmer die schöne Prinzessin Djadulea eingesperrt war«, erklärte Raul gerade, während sich bei jedem Wort Wolken vor seinem Mund bildeten. »Sie schloss ihn in die Arme, glücklich, dass er Wort gehalten hatte und sie nun erretten kam. Getragen von dem flinken Djinn flohen sie aus dem Turm, während der siebenköpfige Drache Djulaq noch immer versuchte, aus dem tiefen Gewölbe zu entkommen, in das Dalchim ihn eingesperrt hatte. Dalchim nahm die liebreizende Djadulea mit in seine Heimat, wo sie ihm sieben kräftige Söhne gebar. Die beiden konnten so bis an ihr Lebensende zufrieden mit dem Gold und Geschmeide aus Djulaqs Hort leben.«

Baduar hörte Raul gerne zu, der Tulamide hatte sich als talentierter Erzähler erwiesen und trug die Märchen seines Volks mit tiefer, rollender Stimme vor. Ihm war aufgefallen, dass Raul akzentfrei Bosparano zu sprechen verstand, bisweilen befleißigte sich der Tulamide jedoch einer Wortwahl, die seine Herkunft klar offenlegte.

»Aber er hat den siebenköpfigen Drachen nicht erschlagen?«, erkundigte sich Baduar.

»O nein«, erwiderte Raul. »Djulaq lebte fort und grämte sich bis an sein Lebensende, dass er auf die List Dalchims hereingefallen war.«

»Aber gehört es sich nicht für eine Geschichte, dass der Held den Drachen erschlägt und sich so auf ewig mit Ruhm bedeckt?«

»Aber genau dies hat er doch getan«, erläuterte Raul, und es klang so, als würde er ein Kind belehren. »Bis auf den heutigen Tag wird überall die Geschichte von Dalchim al'Fessir erzählt, und so lebt er ja schließlich auf ewig weiter – in den Märchen der Haimamudim und den Herzen derer, die ihnen lauschen.«

»Dann hat er also wirklich gelebt? Und er hat wirklich einen leibhaftigen Drachen überlistet?«

»Aber natürlich«, erwiderte Raul. »So etwas kann man sich doch nicht ausdenken. Außerdem hat mir schon mein ehrwürdiger Großvater diese Geschichte erzählt, und sein Großvater erzählte sie ihm. Dann muss sie wahr sein, wenn sie so alt ist.« Raul verharrte, um seinen Tuchbeutel zurechtzurücken und seinen Umhang enger um sich zu ziehen. »Außerdem habt Ihr doch von Eurem heldenhaften Geron erzählt, der alleine einen ganzen Wald rodete, den grausigen König der Basilisken bezwang, einen Drachen erschlug und noch allerlei Dinge mehr vollbrachte – und das alles mit nur einer Hand.«

Baduar nickte.

»Und hat jener Geron Einhand wirklich gelebt?«, hakte Raul nach.

»Sicherlich.« Baduar war entrüstet. »Er ist ein Heiliger der Rondra, sicher hat er gelebt.«

»Aber das wisst Ihr nur aus den Sagen, den Geschichten, die über ihn erzählt werden oder niedergeschrieben wurden – ganz

so wie von Dalchim dem Listigen, der den Drachen Djulaq bezwang.«

Baduar runzelte die Stirn, ihm fiel aber keine Antwort ein. Die beiden Männer marschierten weiter. Der Schnee knirschte unter ihren Schritten, und sie mussten die Füße weit heben, um überhaupt voranzukommen. Baduar spürte allerdings, dass Raul etwas auf dem Herzen hatte.

»Sagt«, begann der Tulamide schließlich, »wen hat Geron zur Frau genommen?«

Baduar runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht. Es ist nicht überliefert, dass Geron einen Traviabund eingegangen ist«, gab er zu. »Er starb wohl eines Tages einen glorreichen Tod gegen ein furchtbares Ungetüm, so wie die Göttin es ihm bestimmt hatte.«

Raul schüttelte ungläubig den Kopf. »Dann starb er im Kampf, ohne jemals ein holdes Weib gefunden und viele starke Söhne in die Welt gesetzt zu haben?«

Da Raul etwas anderes als eine konkrete Antwort nicht zu akzeptieren schien, nickte Baduar. »Ganz richtig. Er starb als Held und lebt bis heute durch seine Taten fort.«

»Dann hätte er sich ein Beispiel an Dalchim nehmen sollen, dessen Weisheit seiner Listigkeit in nichts nachstand: Dalchim wusste, gleich als er Prinzessin Djadulea zum ersten Mal sah, dass das wahre Glück dieser Welt darin liegt, eine große Familie zu gründen und durch seine Söhne fortzuleben. Würdet Ihr denn lieber wie Euer Geron sterben wollen?«

»Nun, ich will sicherlich nicht ausschließen, eines Tages eine Familie zu gründen. Aber wenn Ihr schon fragt: Ja, ich denke, dass es eine ehrenvolle Sache ist, im Kampf für eine gute Sache als wahrer Held zu sterben.«

Raul seufzte: »Und mit dieser Einstellung habt Ihr Güldenländer es geschafft, den ganzen Kontinent zu erobern?«

Das war das erste Mal, dass Raul in irgendeiner Form auf das Schicksal seines Volkes zu sprechen kam. War der Zeitpunkt vielleicht günstig, ihm weitere Fragen zu stellen? Andererseits – hatte Raul seine Bemerkung scherzhaft gemeint oder nicht? Baduar hatte sich in den vergangenen Tagen mehrfach gefragt, ob der Tulamide

oder seine Familie unter den Bosparanern zu leiden gehabt hatte. Natürlich war das alles Jahre her, aber dennoch …

»Da! Seht!«, rief Raul aus. »Wenn dies nicht der Rauch der Kamine von Gareth der Goldenen ist, will ich sofort zum Eiszapfen erstarren. In Travias Namen, ich brauche nun wirklich ein warmes Feuer und einen heißen Becher Tee, um Firuns frostigen Atem aus meinen Gliedern zu verjagen.«

Tatsächlich stiegen hinter dem Wald viele dünne Rauchfäden in den klaren Winterhimmel und reckten sich den grauen Wolken entgegen, um dann vom Wind mitgezogen zu werden. Baduar nickte, auch er war erleichtert. »Das ist Gareth, ganz recht.«

Raul schritt sogleich etwas munterer aus.

»Erwartet allerdings nicht, dass in Gareth wahrhaftig alles aus Gold ist«, erklärte Baduar. »Dies sagt man nur so, weil die Stadt einmal so reich war, dass die Kuppeln der Tempel und Dächer der Türme ausnahmslos aus Gold gewesen sein sollen.«

Die beiden folgten weiter dem Verlauf der Reichsstraße. Abseits waren hier und da kleine Weiler und Dörfer zu erkennen, die jetzt, im Winter, wie leblos erschienen. Noch immer war Gareth nicht am Horizont aufgetaucht, stattdessen kamen sie an einen dichten Wald zu ihrer Linken, der sich bis zur Straße erstreckte. Baduar vermied es, in diese Richtung zu schauen, und hielt den Blick auf den Horizont gerichtet. Raul aber war neugieriger als er und spähte interessiert umher. »Was hat es mit diesem ungemütlichen Forst auf sich?«, erkundigte er sich schließlich.

Baduar blickte nun doch in die Richtung, die Raul ihm wies. Sie passierten dunkle, fast schwarze Tannen und verkrüppelte Bäume, die wie verbrannt aussahen und kein Blatt trugen. Dazwischen wucherte dichtes Unterholz, Kletterpflanzen wanden sich daraus empor und griffen nach den Stämmen der uralten, knorrigen Bäume, als versuchten sie, diese zu Boden zu ziehen. Selbst der Schnee schreckte vor den Bäumen und dem düsteren Zwielicht des Walds zurück: Bis auf die hellen Kappen und Mützen der Baumkronen war zwischen den Stämmen kaum Weißes zu erkennen, dafür aber schwarzer Schlamm, brauner Matsch und trügerischer Morast.

»Die Dämonenbrache«, murmelte er und fröstelte. Er hatte sich bemüht, ruhig zu klingen, doch der Anblick des düsteren Forsts ließ ihm immer wieder einen kalten Schauder über den Rücken laufen.

Raul schien weniger beeindruckt von dem Anblick. »*Dämonen?*«

»Habt Ihr von Fran-Horas gehört, der vor sechshundert Jahren seine Legionen nach Gareth führte, als sich die Stadt für unabhängig erklärt hatte?«

»›Horas‹, sagt Ihr? Dann war er ein bosparanischer Kaiser?«, erkundigte sich Raul.

Baduar nickte. »Der Schlimmste von allen, schlimmer noch als Belen-Horas, der sich zum Gott ausrief und das Reich damit fast ins Unglück stürzte. Fran beschwor in jener Schlacht, hier an diesem Ort Dämonen, die Fürsten der Niederhöllen gar, so sagt man, und sandte sie gegen die Garether. Doch nachdem die Unwesen seine Feinde erschlagen hatten, wandten sie sich auch gegen seine eigenen Truppen. Das bedeutete beinahe den Untergang für sein Reich. Nach Frans Tod versank das Land für viele Jahrhunderte in Chaos und Thronfolgekriegen. Die Schlacht, die damals hier stattfand und die Brache zurückließ, nennt man heute die ›Dämonenschlacht‹. Niemand, der bei Verstand ist, betritt die Brache. Es heißt, dort gehen noch immer die Geister der Gefallenen um, und die leibhaftige Anwesenheit der Erzdämonen hat den Ort verändert und ihm ein böses und grausames Eigenleben gegeben.«

Schweigend wanderten die beiden Männer weiter, nun im Schatten des düsteren Waldes, der sich unendlich weit zu erstrecken schien.

Schließlich war es Raul, der die Stille durchbrach: »Das ist dann wohl das hochgerühmte Gareth.«

Tatsächlich tauchten hinter dem finsteren Wald nun die hohen Mauern einer Stadt auf. Die Kuppeln und Türme mehrerer Tempel ragten über diese hinaus, es waren aber vor allem die zahllosen Rauchfahnen, die verrieten, dass es sich um eine große Stadt handeln musste.

Die Wachen am Tor ließen die beiden Reisenden anstandslos passieren, sodass sich Baduar und Raul bald schon auf sorgsam gepflasterten Straßen und zwischen adretten hohen Bürgerhäusern wiederfanden. Die Straßen waren belebt, Händler mit dicken Pelzkrägen, aus denen ihre geröteten Gesichter herausschauten, eilten Richtung Stadtzentrum, kräftige Handwerksburschen in grober Lederkleidung trugen Warenlieferungen aus, und zahlreiche hoch beladene Karren und herrschaftliche Kutschen passierten die beiden Männer. An einer Ecke jonglierte ein bunt gekleideter Gaukler mit Bällen, während seine kleine Tochter herumging, um die Münzen der Passanten einzusammeln. An einer Straßenecke blockierten zwei Ochsenkarren den Weg, die Fuhrknechte bedachten einander, über die Rücken der trägen Tiere hinweg, mit deftigen Schimpfwörtern. Zwei Stadtgardisten, dicke Wollschals um die Hälse geschlungen, schlenderten die Straße hinunter, verharrten aber, als sie den Streit bemerkten, und traten zu den Wagen hinüber. Auch die hohen Dächer der Häuser waren schneebedeckt, in den Straßen lag brauner Matsch, und von den Traufen hingen lange glänzende Eiszapfen herab.

Baduar kannte den Weg, dies war nicht sein erster Besuch in Gareth. Er schätzte die lebendige Stadt, die – so weit entfernt von Bosparan – immer Wert auf Eigenständigkeit gelegt hatte, auch wenn sie natürlich ihre Steuern an die Horas zahlte und Gareth ebenso wie das Königreich Garetien direkt dem Adlerthron unterstand. Die Menschen im Norden standen Baduar ohnehin näher. Sie erschienen ihm ehrlicher und bodenständiger als die alteingesessenen Bürger des Lieblichen Felds im Kern des Reiches, die sich im Glanz Bosparans sonnten. Es lag auch noch nicht sehr viele Generationen zurück, dass sich die Garetier, Weidener und Albernier das Land mit dem Schwert in der Hand hatten erobern müssen, wie auch seine Familie es getan hatte.

»Die Garde kann erfahrene Leute immer gebrauchen und zahlt gut«, versicherte er Raul noch einmal. »Ihr werdet bestimmt einen guten Posten erhalten.«

Der Tulamide schien ihm aber kaum zuzuhören. Er sah sich ständig um und bemühte sich wohl, all die neuen Eindrücke in

sich aufzunehmen: die überfüllten Märkte, wo alle nur denkbaren Waren angeboten wurden, die verlockenden Gerüche der Stände, die heiße Maronen verkauften, die lauten Rufe der Straßenhändler und das helle Klingen eines Ambosses aus einer Seitengasse. Im Stadtkern erhoben sich mehrere hohe, von Kuppeln gekrönte Tempel neben stolzen Bürgerhäusern und dem prächtigen Rathaus. Schließlich erreichten die beiden Männer die Garnison der Stadtgarde, die sich unweit der Feste von Gareth befand, einer alten Burg, um die herum die Stadt einst entstanden war. In Gareth waren keine Truppen Bosparans stationiert, die Stadt musste sich auf seine eigene kleine Garde verlassen. Die Stadtgarde kam gut damit zurecht, für Ordnung zu sorgen oder Räuberbanden im Umland zur Strecke zu bringen. Wenn größere Gefahr drohte – was seit Murak-Horas' Eroberungen und den Festigungen durch Hela-Horas nur noch selten der Fall war –, rief man dagegen die Legion aus dem nahen Wehrheim zu Hilfe.

Der Gardist am Tor ließ die beiden passieren, nachdem Baduar seinen Namen genannt hatte. Seine Familie war in Garetien besser bekannt als in Bosparan, wo sich zu jeder Zeit eine unüberschaubar große Flut von nieder- und höherrangigen Adelsfamilien um den Adlerthron drängte.

Eine kräftig gebaute Gardistin, die zunächst interessiert seine Legionärsrüstung und dann noch neugieriger den dunkelhäutigen Raul musterte, führte die beiden Männer über den weitläufigen Hof der Garnison zur Stube des Obersten der Stadtgarde. Baduar und Raul klopften sich den Matsch von den Schuhen und traten ein, nachdem die Gardistin sie angekündigt hatte.

»Die Zwölfe zum Gruße.« Der Oberst erhob sich und umrundete seinen Schreibtisch, der bereits einen erheblichen Teil der kleinen Stube in Beschlag nahm. »Ardo Soveranus, Oberst der Stadtgarde von Gareth«, stellte er sich vor und reichte Baduar die Hand. Er hatte einen runden Kopf und nur noch einen dünnen Kranz aus grauen Haaren. Seine Uniform saß korrekt, und seine Stiefel erweckten den Eindruck, als hätte er sie gerade erst poliert.

Er bedeutete Baduar, Platz zu nehmen: »Vom Eberstamm, wie?«

Raul sah sich schweigend, aber weiterhin höflich lächelnd in der zugigen Stube um und störte sich nicht daran, dass Soveranus ihn nicht beachtete. In einem kleinen Kamin prasselte ein munteres Feuer, und er nahm die Gelegenheit wahr, seine klammen Hände daran zu wärmen.

»Richtig.« Baduar fühlte sich nicht wohl dabei, nur aufgrund seines Namens derart hofiert zu werden, freute sich aber, so freundlich begrüßt zu werden. Dies gab ihm Hoffnung, tatsächlich eine Anstellung zu finden.

»Eine gute Familie.« Soveranus ließ sich ächzend wieder auf seinen Stuhl fallen. »Eure Mutter hat doch sicher mit dem Kaiser an der Orkenfront gekämpft?«

»Nun, das ist schon fast 25 Götterläufe her, aber Ihr habt ganz recht. Damals gab ihr der Kaiser im Kosch Land als Belohnung für ihre treuen Dienste.«

Soveranus schüttelte bewundernd den Kopf. »Wünschte, ich wär dabei gewesen. Gute Zeiten für echte Krieger, gute Zeiten. Und Ihr habt es Eurer Mutter nachgetan, was? Wo habt Ihr gedient?«

»Ich wurde zwei Jahre in Arivor ausgebildet und habe dann in der Legion *Cuslicum* gedient, II. Regiment, IV. Kohorte, insgesamt acht Götterläufe lang, davon die letzten zwei als Decurio.«

»Sieh an, sieh an, *Cuslicum*, das sind die Besten.« Der Oberst bemühte sich, so zu klingen, als wüsste er, wovon er sprach. Baduar vermutete aber, dass Soveranus in seinem ganzen Leben noch nicht sehr weit aus Gareth herausgekommen war.

»Dass sind sie tatsächlich«, erwiderte er höflich. Er deutete zu Raul, der stumm eine Karte der Stadt studierte, die an der Wand neben der Tür hing. »Doch nun suchen mein Kamerad hier und ich Anstellung in Eurer Garde.«

Soveranus starrte den Tulamiden an, als habe er ihn erst jetzt bemerkt: »Euer Kamerad?«

Raul verbeugte sich vor dem Oberst. »Ganz recht, Sahib. Raul ibn Rafid ist mein Name. Man nennt mich auch Raul al'Ahjan.«

Der Garether kratzte sich am Kopf. »Ihr seid nicht von hier, scheint mir.«

»O nein. Ich komme von jenseits des mächtigen Raschtulswalls, aus dem Land der Ersten Sonne.« Raul lächelte liebenswürdig.

»Er ist ein ausgezeichneter Schwertkämpfer«, ergänzte Baduar rasch. »Ich habe seine Kampfkünste mit eigenen Augen gesehen und kann für seine Befähigung bürgen.«

Der Blick des Oberstwanderte zu dem fremdartigen, gebogenen Säbel an Rauls Seite. »Schwertkämpfer, wie? Habt Ihr Erfahrung mit dem Ding da?«

»Ich habe ganze fünf Götterläufe bei den Grauen Säbeln gedient, Sahib, einer hochgerühmten tulamidischen Söldnereinheit, die weithin bekannt und gefürchtet ist. In dieser Zeit haben wir vor allem Handelskarawanen und hohe Würdenträger geschützt«, begann Raul, immer noch mit ausgesucht höflichem und bescheidenem Tonfall. »Diese Reisen führten mich bis nach Perricum und Punin, Elem und Mengbilla. Überfälle von Wüstenräubern, Strauchdieben, Dschungelbarbaren und Echsenmenschen waren dabei überaus häufig. Der ehrenwerte Sultan von Shanbilla vertraute uns eines Tages sogar den Schutz seiner jüngsten Tochter an, die wir auf dem Weg zu ihrem Bräutigam gegen die grausamen Feinde ihres Vaters verteidigen mussten, wofür wir vom Sultan hoch geehrt wurden.«

Raul griff nach einem der Anhänger, die er um den Hals trug, und wies eine silberne Kette mit einem kleinen Smaragd daran vor: »Ein jeder von uns erhielt ein solches Kleinod zum Dank für unsere heldenhafte Tat, auf dass jedermann auf den ersten Blick erkennen möge, welche großen Dienste wir dem mächtigen Sultan geleistet hatten.« Nachdem Soveranus Gelegenheit hatte, die Kette zu mustern, fuhr Raul fort: »Im Szintotal wurden wir über viele Tage hinweg immer wieder von Räubern überfallen, wir gewannen aber die Oberhand und brachten unsere wertvolle Fracht sicher zum Emir von Alôsha. Nach meiner Zeit als Söldner bin ich einige Jahre umhergewandert und habe die erbarmungslose Wüste Khôm, die unwegsamen Sümpfe der Echsenmenschen und die wilden Dschungel des Südens bereist. Im fernen Corapia

geriet ich dabei in die Fänge von rücksichtslosen Sklavenhändlern, konnte diese Gesetzlosen aber überwinden und ihrer gerechten Strafe zuführen. In den immergrünen Urwäldern zu Füßen des Regengebirges wurde ich einmal sogar von einem barbarischen Stamm von Menschenfressern verfolgt und benötigte mein ganzes Geschick, um mit heiler Haut davonzukommen.«

Baduar kam sich wie ein blutjunger Rekrut vor, der den Erzählungen eines gestandenen Veteranen lauschte. Er hatte sich bereits auf der Reise einige von Rauls Erlebnissen schildern lassen, doch nun kam er, während der Tulamide seine Taten auflistete, zusehends zu dem Schluss, dass dieser sehr viel mehr echten Kampf gesehen hatte als er in seinen fast zehn Jahren in der Legion. Ihm wurde schmerzlich bewusst, dass Exerzieren und Marschieren echte Schlachten und Kämpfe nicht ersetzen konnten.

Soveranus hatte Rauls Ausführungen reglos verfolgt. Nun schnäuzte er sich lautstark in seinen Ärmel, nahm eine Schreibfeder zur Hand und begann dann, zwischen den Pergamenten auf seinem Tisch zu kramen. »Nun gut, wir haben sicher Verwendung für jemanden mit Eurer Erfahrung. Und für Euch natürlich«, fügte er mit einem Blick in Baduars Richtung hinzu, »einen Decurio der *Cuslicum* nehme ich immer gerne in die Truppe auf.« Der Oberst hatte endlich gefunden, was er suchte, und begann damit, die Namen der beiden Männer in eine Soldliste einzutragen. »Ich kann noch einen guten Hauptmann gebrauchen, einen, der Erfahrung hat«, erklärte Soveranus dabei, immer noch über die Papiere gebeugt.

Baduar sah zu Raul.

»Der Sold ist sehr viel besser, und Ihr müsstet Euch Eure Stube nur mit einem anderen meiner Offiziere teilen. Was sagt Ihr?« Soveranus sah auf und lächelte Baduar über den Tisch hinweg an.

Baduar wurde plötzlich bewusst, dass der Oberst mit ihm sprach. »Einverstanden«, antwortete er erfreut und ohne lange zu überlegen. Dann sah er wieder zu Raul, der ruhig zugehört hatte. Wenn der Oberst *ihn* schon als Offizier in die Garde aufnahm …

»Und Ihr«, Soveranus wandte sich an Raul. »Da Hauptmann Baduar für Euch bürgt, will ich Euch als Gardist einstellen:

minimaler Sold, Unterbringung im Schlafsaal der Garde. Sofern Ihr damit einverstanden seid, heißt das.«

Raul nickte lächelnd und deutete eine Verbeugung an. »Ich danke Euch für Eure Großzügigkeit, Sahib. Ein warmes Bett und eine gute Anstellung für den Winter, die in klingenden Silbermünzen entlohnt wird, kommen mir gerade recht.«

Es tat Baduar leid, dass Raul nicht zumindest zum Unteroffizier ernannt worden war. Doch Raul schien mit dem Angebot wirklich zufrieden zu sein. Er hoffte nur, dass der Tulamide ihm dies nicht übel nahm.

»Nun denn«, meinte der Oberst, immer noch an Raul gewandt, und tunkte die Schreibfeder in das Tintenfass. »Dann sagt mir doch noch, wie sich Euer Name genau schreibt …«

Salim hob die Hand, stieß auf etwas Festes und zog sich daran empor. Blut sickerte aus seinen Ohren, Geräusche drangen nur gedämpft zu ihm durch, ganz so, als hätte jemand seinen Kopf dick in Tuch eingepackt.

Sein Herz schlug schnell, das Blut jagte durch seinen Körper. Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte er dieses Gefühl als berauschend empfunden, als erregend. Doch jetzt, hier unten, kam er sich verloren vor. Hier stand ihm niemand zur Seite.

Alles verschwamm vor seinen Augen. Salim zwang sich, die schale, abgestandene Luft tief einzuatmen, und blickte sich um. Vor ihm lag eine brennende Fackel. Hatte er sie selbst getragen oder einer seiner Kameraden? Wie lange war er nun schon hier unten? War er der einzige Überlebende? Es kostete ihn enorme Anstrengung, sich vorzubeugen und die Fackel aufzunehmen. Als er sich wieder aufrichtete, leuchteten Blutspritzer an den Wänden und auf dem Boden der Kammer im flackernden Schein des Feuers rot auf. Salim fragte sich, wie das Blut so lange Zeit frisch geblieben war, diese Räume waren schon seit Jahrhunderten verlassen. Erst dann kam ihm in den Sinn, dass es tatsächlich frisch war. Torkelnd wie ein Betrunkener machte er einige Schritte.

In zahllosen Nischen in den Wänden lagen mit grauem Schimmelgeflecht überzogene Pergamentreste, die langsam vor sich hin rotteten, die Luft war abgestanden und schal. Die angelaufenen Kandelaber an den Wänden waren schon seit einer Ewigkeit nicht mehr benutzt worden, dennoch steckten hier und da noch die Stümpfe schwarzer Wachskerzen in den Halterungen. Auf dem Boden leuchteten feine, dünne Linien im Licht der Fackel auf. Es kam ihm so vor, als würden die Linien Zeichen und Glyphen in einer ihm unbekannten Schrift bilden. Sie bestanden aus einem glänzenden Metall und waren direkt in die groben Steine eingelassen worden. Dann tauchten im fahlen

Lichtschein verbogene Rüstungsteile auf, dazwischen feuchtrote Eingeweide. Ein abgerissener Arm, immer noch in das schwarze Tuch der Prätorianer gehüllt, lag nahebei.

Salim wurde von Brechreiz übermannt – allerdings mehr von dem Schwindel, der ihn bei seinen vorsichtigen Gehversuchen befiel, als von dem Anblick – und übergab sich würgend. Schmerz stieg in ihm auf und zog sich durch seinen ganzen Körper, sodass er Halt an der rissigen, steinernen Wand suchen musste. An die Mauer gelehnt tastete er mit der freien Hand nach seinen Rippen und stieß auf etwas Feuchtes. Wie in Trance starrte Salim seine blutige Hand an. Er musste husten, metallischer Geschmack erfüllte seinen Mund. Blut – sehr gut, das würde ihm helfen. Er konzentrierte sich auf den intensiven Geschmack und richtete sich auf, versuchte sich zu orientieren. Wo war der Ausgang?

Ein Brüllen, so tödlich und unmissverständlich wie ein Dolch, schallte durch die Kammern und Gänge, durchschnitt die schale Luft und warf sich gierig auf Salim. Er griff nach seiner Waffe, doch die Scheide an seinem Gürtel war leer. Mit dem Fuß schob er die Überreste seiner Kameraden beiseite, bis ein Schwert zum Vorschein kam. Hastig bückte er sich, hob es auf, ignorierte die Schmerzen, die dabei durch seinen Leib jagten, und spähte umher. Das kurze Schwert in seiner Hand war das eines Legionärs, vielleicht war es sogar sein eigenes. Es war geschwärzt, die Ränder angefressen und geschmolzen, als hätte es in einer Esse gelegen. Doch diese Waffe war das Beste, was er zur Hand hatte, und er war entschlossen, sich damit einen Weg ins Freie zu erkämpfen, zurück ans rettende Tageslicht. Etwas näherte sich. Etwas rührte sich in der Finsternis.

Salim spähte in die undurchdringliche Dunkelheit und lauschte. Noch immer drangen Geräusche nur gedämpft zu ihm, und der Schein seiner Fackel reichte nicht weit, als habe die Finsternis hier unten ein grausames Eigenleben und dränge das Licht mit aller Macht zurück, damit er erst sehen würde, was ihm bevorstand, wenn es bereits zu spät war.

Ein eisiger Windzug brachte die Flammen zum Erzittern, ein kalter Schauder rann Salims Rücken hinunter. Er hob das

Schwert, streckte die Fackel von sich. Wenn dieses *Ding*, das seine Kameraden zerrissen hatte, das ihn ebenfalls beinahe das Leben gekostet hatte, nun zurückkam, um seine Aufgabe zu beenden, dann war er bereit. Er konnte sich nur vage erinnern, was geschehen war, lediglich einzelne Bilder zogen vor seinem geistigen Auge vorbei, Erinnerungen an Laute und Gerüche, die jedoch ebenso schnell wieder verschwanden: Klauen. Schreie. Finsternis. Schwefelgestank.

Er konzentrierte sich auf das wild rauschende Blut in seinen Adern. Es war lange her, dass er Ras'Raghs Hilfe in einem Kampf erfleht hatte. Seinem Zorn zu jeder Zeit freien Lauf zu lassen war nicht gut: Das war die erste Lektion, die er in der Legion gelernt hatte. Doch jetzt war die falsche Zeit für Zurückhaltung und Disziplin. Er lauschte auf seinen eigenen Herzschlag und spürte, wie die Wut und die Stärke des Stiergottes ihn zu übermannen begannen. Jetzt, in seinen letzten Momenten, würde er diese Wut für sich nutzen. Er würde sich nicht kampflos ergeben. Er würde zwischen den Leichen seiner Kameraden kämpfen und sterben.

Peri, schlich sich da ein plötzlicher, grausamer Gedanke aus der Dunkelheit heraus an ihn heran. *Eine davon muss Peri sein.* Er verdrängt den Gedanken, er durfte sich nicht von einer Frau ablenken lassen, ob sie nun lebendig war oder doch schon tot. Salim zwang sich, allein auf sein wild rauschendes Blut zu hören, spannte seinen Körper an, bereit zuzuschlagen. Die Flammen zuckten unruhig, in der Finsternis bewegte sich etwas.

Dann brach es aus der Dunkelheit hervor und in den Schein seiner Fackel. Salim brüllte seine Wut hervor und stieß gleichzeitig in einer fließenden Bewegung zu, sein Stoß war trotz seiner Verletzung, trotz der Schmerzen mit solcher Härte geführt, dass er einen heranstürmenden Eber hätte aufhalten können. Gurgelnd brach der Angreifer vor ihm zusammen und rutschte langsam wieder von seinem schartigen Schwert herunter. Salim wollte kein Risiko eingehen, sofort schlug er erneut zu. Der Angreifer zuckte noch einmal und rührte sich nicht mehr. Der Gegner war bezwungen.

Salims Blut rauschte wild und heiß durch seinen Körper. Er atmete stoßweise. Langsam beugte sich behutsam über den Körper zu seinen Füßen. Er wollte wissen, was er gerade getötet hatte.

Eine blutige Fratze mit weit aufgerissenem Mund und hervortretenden Augen kam zum Vorschein, darüber wirres Haar. Der Mann – Salim erkannte nun, dass es sich um einen Menschen handelte – trug die schwarze Rüstung mit dem Mantikor. Salims Stoß hatte ihn im Lauf aufgespießt und seinen Brustpanzer glatt durchbohrt. In den Händen hielt er eine Urne, ein gewaltiges Ding aus dunkelbraunem Ton, verziert mit roten Zeichen und Glyphen, die Salim unbekannt waren, aber denen auf dem Boden ähnelten.

Lange Momente lang sah Salim reglos auf den Toten zu seinen Füßen hinab. Dann erinnerte er sich wieder an seinen Auftrag – die Kaiserin hatte ihre Zauberer hier herabgeschickt, um irgendetwas zu finden. Sollte er ans Tageslicht zurückkehren, dann war es besser, nicht mit leeren Händen zurückzukehren.

Er steckte das Schwert weg, legte die Fackel beiseite, griff nach der Urne und zwang sie aus den Händen des Toten, die dieser krampfhaft um das Gefäß geschlossen hatte. Vermutlich diente sie zur Aufbewahrung alter Pergamente, sie musste ebenso alt sein wie diese Räume. Die roten Zeichen darauf glosten dumpf im Fackelschein.

In diesem Moment hallte wieder das blutrünstige Brüllen durch die Gewölbe. Der Laut fuhr ihm durch Mark und Bein, fast hätte er seine Beute fallen gelassen. Er wich zurück und riss wieder das Kurzschwert aus der Scheide. Nicht der Prätorianer, der nun tot vor ihm lag, hatte zuvor so geschrien. Er spähte umher und wünschte sich, sich erinnern zu können, von wo er gekommen war, in welcher Richtung der Ausgang lag. Die Urne unter dem Arm, nach rechts und links sichernd, wich er einen Schritt zurück. Er stieß auf Widerstand.

Salim schrie auf und wirbelte herum, seine Klinge fuhr herunter.

»Salim!« Die Stimme drang dumpf an seine Ohren. Seine Waffe verharrte nur wenige Fingerbreit vor dem Hals seines Gegenübers.

Er erkannte kurzgeschorenes schwarzes Haar, ebenso schwarze Augen: Peri.

Sie hob die Fackel auf, die immer noch neben dem Toten lag. Peris Blick fiel auf die Verletzung des Mannes, ihr musste bewusst sein, was soeben hier geschehen war. Dennoch schwieg sie. Sie packte Salim am Arm und zog ihn mit sich.

Er lief auf das Tor aus Licht zu und trat hindurch. Alles war hell und weiß und strahlend, er verharrte, die Helligkeit blendete ihn. Dann trat eine Gestalt aus dem strahlenden Weiß heraus, er blickte in das Gesicht einer Göttin. Ihr weißes Kleid leuchtete, grelles Licht umtanzte ihre schlanke Gestalt. Große blaue Augen richteten sich auf ihn.

»Wie lautet dein Name?« Die Stimme erschien ihm wie die süßeste Musik.

»Salim al'Thona«, murmelte er.

»Decurio Salim, II. Regiment, III. Kohorte«, mischte sich eine andere, härtere Stimme ein. Salim zuckte zusammen, er hatte sich nicht vorschriftsmäßig vorgestellt, nicht so, wie man es ihm beigebracht hatte. Er hatte sogar seinen tulamidischen Ehrennamen genannt, den Namen, den er seit Jahren zu verdrängen versuchte.

»So so.« Die Lichtgestalt deutete mit der Hand. »Ist dies für mich, Salim al'Thona?«

Er wandte widerwillig den Blick von den taubenblauen Augen ab und folgte dem Wink zu der Urne, die er immer noch fest unter dem Arm trug. Er nickte stumm. Wenn diese Göttin sie haben wollte, sollte es ihm recht sein.

Er vernahm aufgeregte Rufe, und die Umrisse von Personen schälten sich aus dem blendenden Lichtschein heraus. Das ein oder andere Gesicht näherte sich, um dann entsetzt zurückzuschrecken. Ganz allmählich konnte er wieder Gestalten und Farben ausmachen, doch erst als ihm ein Sklave behutsam die Urne abnahm, erkannte er zu seinem Schrecken, wo er sich befand und

zu wem er gesprochen hatte. Er versuchte Haltung anzunehmen, was einen Schmerz heraufbeschwor, der sich durch seinen ganzen Körper zog. Peri war an seiner Seite. Bosper Caeroda stand neben der Horas und funkelte ihn aus dunklen Augen wütend an. Die Kaiserin achtete nicht mehr auf Salim und betrachtete die Urne, die der Sklave mit unruhig zitternden Händen hielt. Die Umstehenden – Magier, Prätorianer, Sklaven und Höflinge – hatten einen weiten Kreis um sie gebildet. Sie alle schwiegen und starrten Salim und Peri mit einer Mischung aus Neugier und Entsetzen an. Caeroda trat an ihn heran. Sein Blick wanderte von Salim zu Peri: »Noch mehr Überlebende?«

Peri schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Ich meine: Nein, Tribun.«

Der Tribun runzelte die Stirn: »Kein einziger? Von zwölf?«

Regola von Cuslicum, die Convocata Prima, trat händeringend auf die Kaiserin zu: »Eure Kaiserliche Majestät, es tut mir unendlich leid. Wir werden die Zugänge umgehend versiegeln lassen …« Die Horas studierte jedoch die Glyphen auf der großen Urne und hörte ihr gar nicht zu.

Dann geschah alles ganz schnell. Eine Gestalt in einer weißen Tunika tauchte zwischen den gaffenden Umstehenden auf und schnellte nach vorne. Eine Klinge blitzte auf. Salim stieß Bosper beiseite. Mit einem Satz war er zwischen der Horas und dem Angreifer. Als die Klinge in seine Brust eindrang, jagte eiskalter Schmerz durch seinen Körper.

Salim spürte kaum noch, dass er zu Boden sank. Der Schmerz verging seltsamerweise genauso schnell, wie er gekommen war, die Stimmen um ihn herum wurden im gleichen Maße leiser. Er schmeckte Blut, konnte nicht mehr atmen, und dennoch versuchte er den Kopf zu drehen. War die Kaiserin verletzt? Doch da war nur Schwärze, die sich wie ein dunkles Leichentuch immer mehr um ihn zusammenzog.

»Helft ihm oder sterbt selbst.«

Die Worte, gesprochen von einer hellen Stimme, die keinen Zweifel daran ließ, dass sie es ernst meinte, drangen aus weiter Ferne an seine Ohren.

»Balsam Salabunde.«

Dies vernahm Salim kaum noch.

Plötzlich kehrten die Stimmen lebhaft und klar zu ihm zurück. Sein Herz begann wieder zu schlagen, seine Lungen füllten sich mit Luft. Wärme breitete sich in seinem Körper aus und wanderte zurück in seine Glieder, bis in die Spitzen seiner Finger und Zehen hinein. Er spürte seine Beine wieder, nahm einen tiefen Atemzug und sog die klare, süße Luft tief in sich ein. Neben ihm hockte die Convocata Prima der Großen Magiergilde, das schweißbedeckte Gesicht bleich wie Kreide, die Handflächen noch immer auf seine Brust gepresst. Als er sich aufrichtete, sank sie erschöpft zurück und musste von einem anderen Magus aufgefangen werden.

Verwundert blickte Salim an sich herunter. Sein schwarzer Panzer war noch immer zerrissen und mit glänzendem Blut benetzt. Doch die Wunde an seiner Seite war verheilt, die Schmerzen waren verflogen. Unwillkürlich wanderte seine Hand zu seiner Wange, doch die dreizehn Jahre alten Narben dort waren nicht verschwunden. Manche Wunden konnten offenbar nicht geheilt werden.

Jemand reichte ihm die Hand und zog ihn auf die Beine. Er fand sich Auge in Auge mit Peri wieder, die ihn besorgt anstarrte. Er blickte sich um. Es war still in der großen Halle. Er sah den Attentäter, den jungen tulamidischen Sklaven, der den Erzmagus bedient hatte. Der Mann kniete auf dem Marmorboden, die Schwerter zweiter Prätorianer auf seine Kehle gerichtet. Salim verstand nun, warum ihm der Mann zuvor so fehl am Platze vorgekommen war: Seine Haut war gebräunt und wettergegerbt, nicht wie die Haut eines blassen Akademiesklaven, der tagein, tagaus die Magier in ihren düsteren Studierstuben zu umsorgen hatte.

Salims Blick fiel auf Caeroda, der regungslos und mit bleichem Gesicht abseits stand. Seine Selbstsicherheit war verflogen, blankes Entsetzen lag in seinen Augen. Dann sah er die Kaiserin. Sie stand nur da und musterte ihn. Der Angriff hatten sie offenbar nicht im Geringsten berührt. Ihr Kleid saß makellos, nicht ein-

mal die Haube war verrutscht, nicht eine einzige Strähne ihres goldenen Haars war zum Vorschein gekommen.

»Ihr seid entlassen, Bosper.« Die Horas machte sich nicht einmal die Mühe, den Tribun anzusehen. Dieser senkte den Kopf und schwieg. Auf einen Wink der Kaiserin nahmen zwei Prätorianer Caeroda in ihre Mitte.

»Ihr, Salim al'Thona.«

Salim zuckte beim Klang seines eigenen Namens zusammen und nahm Haltung an. Die Kaiserin blieb zwei Schritt vor ihm stehen. Sie blickte ihn lange an und blinzelte dabei nicht ein einziges Mal.

Die Horas hatte sich nicht verändert in den dreizehn Jahren, seit sie das letzte Mal so dicht vor ihm gestanden hatte. Salim dagegen sah heute anders aus. Erkannte sie ihn, erinnerte sie sich an seinen Namen? Wusste sie, dass er einst den festen Entschluss gehabt hatte, sie zu töten – dass er damals auch nicht viel mehr gewesen war als ein Attentäter? Las sie nun vielleicht seine Gedanken? Würde er das Schicksal Bospers und das des jungen Tulamiden teilen?

»Wie würde es Euch gefallen, meine Leibgarde anzuführen, Salim al'Thona?«

Sein Mund wurde schlagartig trocken, sein Herz schlug schneller. Er bemühte sich, ungerührt zu klingen, dennoch kam seine Antwort zu hastig und zu heiser hervor: »Sehr, Eure Kaiserliche Majestät.«

Ein sanftes Lächeln umspielte ihre Lippen: »Ausgezeichnet.«

Dann wandte sie sich den Umstehenden zu. »Da die Convocata Prima etwas unpässlich ist, frage ich mich, wer mich nun zu dem vorgesehenen Bankett führen wird?«

Die Versammelten starrten die Horas wortlos an, dann kam Leben in die Umstehenden. Sofort begannen die Magier und Höflinge wieder zu katzbuckeln und der Kaiserin den Weg freizumachen. Unruhe breitete sich in der Halle aus. Bevor sie den Saal verließ, machte die Kaiserin noch einen kurzen Wink in Richtung des Attentäters. »Diesen da«, verkündete sie kühl, »legt in Ketten und nehmt ihn mit nach Bosparan.«

Salim sah der Kaiserin lange nach, auch als sie hinter all den Magiern und Höflingen längst nicht mehr zu sehen war. Er glaubte aus einem Traum zu erwachen, ein Traum, der als grauenhafter Alptraum begonnen und dann eine süße Auflösung gefunden hatte.

Bosper trat neben ihn, auch er sah der Kaiserin nach. »Wir werden uns wohl nicht mehr wiedersehen, Decurio«, murmelte er tonlos, und erstmals traf seine Stimme nicht vor Verachtung. »Doch gebt gut Acht: Eines Tages werdet auch Ihr sie enttäuschen. Denkt in diesem Moment an mich.«

Salim schenkte den Worten des Tribuns kaum Beachtung. Nur aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie dieser von seinen eigenen Leuten abgeführt wurde. Der junge Tulamide wurde von den Prätorianern grob auf die Beine gezogen und mitgeschliffen.

»Hureyah«, gellte die Stimme des Tulamiden plötzlich durch die Halle. »*Hureyah!*«

Peri trat neben Salim. Sie klopfte ihm grinsend auf die Schulter und sah dann dem Tulamiden hinterher. »Was ruft er da?«

»Was?« Salim blinzelte und sah sie an.

»Was er ruft. Der Attentäter. Er hat es eben schon gerufen. Als er auf die Kaiserin losgegangen ist.«

»Oh, das.« Er war immer noch benommen. »Er ruft ›Hureyah‹.«

Dann erst verstand er, was Peri von ihm wollte und übersetzte: »Freiheit. Er ruft *Freiheit*.«

Cusmina ließ sich neben Raul in das warme Gras sinken. »Unser Herr Stadtmeister scheint mich mit einem Dienstmädchen zu verwechseln.«

Es entzog sich Rauls Verständnis, wie irgendjemand Cusmina Haverdan für ein Dienstmädchen halten konnte: Ihr breites Kreuz sprengte beinahe den Wappenrock der Stadtgarde, ihre fingerkurzen, schmutzigblonden Haare und der kantige Schädel erinnerten ihn eher an eine Müllerin oder Schmiedegesellin als an die Bedienstete in einem herrschaftlichen Haushalt. Raul spähte an Cusmina vorbei zu den Zelten, konnte aber den Stadtmeister nicht entdecken. Die Zelte erhoben sich in der Mitte des Lagers, rundum, gleich neben der Straße, standen die Plan- und Kastenwagen der Garether in einem weiten Kreis. Die Gardisten saßen etwas abseits um ein Feuer und brieten ein Kaninchen.

»Ich schwöre euch«, erklärte die Gardistin und griff nach einem Krug mit verdünntem Bier, »wenn er mich noch einmal rufen lässt, weil sein Zelt schief steht, sein Fleisch nicht durchgebraten ist oder Wasser unter seine Schlafstatt läuft, erschlage ich ihn mit der Goldkette, die er ständig mit sich herumschleppt.«

Die Gardisten kicherten.

»Hoffentlich können wir bald weiterreisen«, murmelte Erlan, ein grauhaariger Gardeveteran.

»Weil es unmöglich geworden ist, Kurfeld aus dem Weg zu gehen, seit wir hier festsitzen?«, fragte Cusmina. Erlan nickte und seufzte. Die anderen widersprachen ebenfalls nicht.

Vier Monate waren seit Rauls Eintritt in die Garde vergangen, der Winter war schon lange vorbei, und nun kündigte sich bereits der Sommer an. Der Handelszug war vor einigen Wochen aus Gareth aufgebrochen und nach Warunk gereist, einer Stadt im Herzogtum Tobrien, viele Tagesreisen östlich von Gareth. Stadtmeister Ormanus Kurfeld und der Hochgeweihte des Garether

Praios-Tempels begleiteten die gut ein Dutzend Wagen. Oberst Soveranus befehligte persönlich die vierzig Gardisten, die für die Sicherheit des Konvois sorgen sollten. Von Baduar hatte Raul erfahren, dass Kurfeld und der Stadtmeister von Warunk über engere Handelsbeziehungen verhandelt hatten. Zum Auftakt dieser neuen Geschäfte hatte man die besten Erzeugnisse der gerühmten Garether Handwerker mitgebracht: edlen Samt und Brokat, filigrane Glasbläserarbeiten und feinste Lederwaren. Nun, auf dem Rückweg, waren die Wagen mit Erzeugnissen aus Warunk beladen: Rohstoffe wie Silber, Blei und Kupfer, aber auch Woll- und Leintücher sowie Pelzwaren. Doch dann war gestern die Achse eines Wagens gebrochen und ihre Reise zu einem abrupten Halt gekommen.

»Warum nur hatten die Kutscher nicht genug Material dabei, um den Schaden umgehend zu reparieren«, seufzte Cusmina, »oder hätte nicht einfach ein Teil der Wagen weiterziehen können?«

»Efferdan sollte bald mit Hilfe aus dem nächsten Ort zurückkehren«, beruhigte Raul die Gardistin. »Er weiß, in welcher Notlage wir stecken.«

»Er weiß aber nicht, was ich mit Kurfeld durchmachen muss«, warf Cusmina ein.

»Er reitet sicherlich so geschwind wie der Wind«, fuhr Raul unbeirrt fort. »Der Oberst wollte die Wagen nun mal beisammenhalten, was hier draußen, so weit von jeder Siedlung entfernt, bestimmt auch die klügere Entscheidung war.«

»Und unser werter Herr Hauptmann hat ihm sicherlich eifrig beigepflichtet«, grummelte Cusmina, »ganz sicher würde man es in der Legion genauso tun.«

Raul überlegte, ob er Baduar verteidigen sollte. »Ich hätte es ganz genauso gemacht«, erklärte er dann. »Es wäre sehr unklug gewesen, wenn wir uns aufgeteilt hätten. Wir würden sehr viel leichtere Ziele für Wegelagerer abgeben.« Seine Kameraden schwiegen. Cusmina nickte zustimmend und nahm einen weiteren Schluck aus ihrem Becher.

»Warum begleitet *er* eigentlich den Konvoi?«, erkundigte sich da einer der Gardisten, ein junger Bursche mit einem Übermaß

an Sommersprossen im Gesicht, der den Namen Falk trug und erst im Frühjahr bei der Garde angeheuert hatte.

»Meinst du den Praiosdiener?«, fragte Raul und schaute über die Schulter zurück.

Für den Praios-Hochgeweihten hatte man ebenso wie für Ormanus Kurfeld ein eigenes Zelt aufgeschlagen. Der ältliche Tempelvorsteher in der roten, golddurchwirkten Robe stand vor seinem Zelt und unterhielt sich mit Baduar, der in seinem stets sauberen, stets korrekt sitzenden Wappenrock mit der Offiziersschärpe in Rauls Augen wirklich sehr hauptmännisch aussah.

»Ich vermute, dass unser Stadtmeister jemanden dabei haben wollte, der im Namen der Götter die Vertragsabschlüsse überwacht.« Cusminas Ärger verrauchte mit jedem Schluck, den sie von dem verdünnten Bier trank. »Aber was weiß ich, uns erzählt ja niemand was.«

Raul musterte den kahlköpfigen Geweihten. Er mochte etwa sechzig Götterläufe alt sein, und sein Gesicht, aus dem eine beeindruckende Adlernase hervorstach, war von tiefen Falten durchzogen. Seine Gestalt war hager, seine Bewegungen ruhig und besonnen. Er stand dem Garether Tempel des Götterfürsten vor und war damit der höchste Geweihte des Praios in der Stadt. Raul hatte nie besonders viel mit dem stolzen Sonnengott zu schaffen gehabt und hielt es nur selten für nötig, sich im Gebet an diesen zu wenden – zumal sich sein Gott in den Schatten am wohlsten fühlte und das helle Licht des Herrn Praios scheute.

»Er hat sich zumindest nicht über die Unterbringung oder die schlechte Straße beschwert«, gab Erlan zu bedenken. Dennoch vermied er es, wie auch die anderen Gardisten, zu lange in die Richtung des Priesters zu schauen, um dessen Aufmerksamkeit nicht auf sich zu ziehen.

»Hätte ich von einem Praiospfaffen gar nicht erwartet …«, begann Cusmina schon.

»Da kommt der Hauptmann«, raunte Falk plötzlich und senkte den Kopf. Das Gespräch verstummte.

Baduar trat zu der Gruppe um Raul und Cusmina. Wie immer hielt er sich kerzengerade, sein Wappenrock saß makellos, und noch

immer trug er die kurze Legionärsfrisur. »Auch weiterhin keine Hilfe in Sicht«, erklärte er. Die Angesprochenen nickten nur.

Raul überlegte, was er sagen konnte. Gerne wollte er Baduar mit ins Gespräch einbeziehen, die Gardisten schauten nun aber nur auf ihre Becher herab oder starrten in das Feuer.

Er selbst war von Anfang an freundlich in der Garde aufgenommen worden. Es störte niemanden, dass er kein Einheimischer war, ganz im Gegenteil: Die Garether Gardisten, die alle nicht viel von der Welt gesehen hatten, ließen sich gerne von seinen Abenteuern berichten, von den uralten Städten der Tulamiden mit ihren hohen Minaretten, prachtvollen Palästen, fliegenden Teppichen und lebhaften Basaren, dem rauen Leben der Wüstenstämme, den Monstrositäten und barbarischen Echsenmenschen der Sümpfe und den wundersamen Dingen, die er in den dampfenden Dschungeln des Südens gesehen hatte. Ihre Begeisterung erinnerte Raul oft an eine Gruppe eifriger Kinder, die auf dem Basar den Erzählungen eines Haimamud lauschten. Nun machte sich aber betretenes Schweigen breit, und auch Baduar, der mit verschränkten Armen daneben stand, schien nicht zu wissen, was er noch sagen sollte.

Wie um von dem peinlichen Schweigen abzulenken, deutete Falk auf die gravierten Armreife, die Raul selbst zu seiner Gardistenuniform trug – je einen an jedem Handgelenk. »Was hat es eigentlich mit diesen Reifen auf sich? Du scheinst die ja nicht mal zum Schlafen abzunehmen.«

»Ja, genau«, mischte sich Cusmina ein und kicherte, »sind das Gaben deiner Liebsten, die daheim in Tulamidien auf dich wartet? Oder ersehnt dort etwa ein ganzer Harem deine baldige Rückkehr?«

Raul schüttelte den Kopf und lächelte, er berührte dabei aber unwillkürlich die glänzenden Reife. Er nahm diese Schmuckstücke tatsächlich so gut wie nie ab, und es gab dafür gute Gründe. Normalerweise scheute er auch davor zurück, von seiner Kindheit zu erzählen.

»Sind dies nicht phexische Symbole?«, erkundigte sich Falk. Raul nickte und strich über die Gravuren: Dreieck vor Kreis, der

Fuchskopf vor dem Mond. »Ich erhielt diese Reife von meinem Vater, Rafid ibn Rashim«, erklärte er. »Mein Vater sagte immer, dass Familie das wichtigste und höchste Gut ist und unsere Familie immer sicher sein und unter Feqzens Schutz stehen wird, solange diese Reife nur die Arme ihres Familienoberhaupts zieren.«

»Dann bist du das Oberhaupt deiner Familie?«, erkundigte sich Cusmina, und auch Baduar beugte sich interessiert vor.

»Eigentlich nicht«, antwortete er behutsam. »Meine Eltern und meine Brüder starben vor langer Zeit.« Er lächelte in die Runde, als wolle er seinen Kameraden demonstrieren, dass er den Schmerz schon lange überwunden hatte. »Die Schwester meines Vaters wurde somit das Oberhaupt der Familie.« Dies war natürlich nicht die ganze Geschichte, mehr wollte er allerdings auch nicht preisgeben. »Doch dann wurde ich erwachsen, und es offenbarte sich, dass sie nicht bereit war, mich als neues Oberhaupt anzuerkennen«, fuhr Raul fort.

»Das verstehe ich nicht«, warf Cusmina ein. »Warum solltest du denn dann das Familienoberhaupt werden?«

»Bei uns kann eine Frau anstelle eines Mannes über die Familie herrschen, solange der älteste Sohn noch nicht dem Kindesalter entwachsen ist«, erklärte Raul. »Aber dann hat sie die Verantwortung wieder abzugeben.«

Cusmina rümpfte die Nase: »Ihr Tulamiden haltet nicht viel von Frauen, was?«

»Ganz im Gegenteil, meine Lotosblüte«, erwiderte er. Er ignorierte Falks heiseres Lachen und das Grinsen der anderen Männer. »Nirgendwo sonst werden Frauen so geschätzt und verehrt wie bei uns.«

»Was ist nun mit den Armreifen?«, hakte Falk ungeduldig nach, während Cusmina noch immer verächtlich den Mund verzog. »Wie kamst du an die Reife, wenn sie deiner Tante gehörten?«

Raul wandte sich wieder an die Runde, die ihm nun gespannt zuhörte. Nun konnte er eine gute Geschichte zum Besten geben. »Ich sah keinen Grund mehr, mich noch länger daheim aufzuhalten. Und so schlich ich eines Nachts mit Feqzens Hilfe in die Schatzkammer meiner Tante und stahl die Reife meines Vaters.

Doch müsst ihr wissen, dass dieses Vorhaben nicht leicht war, es war eines Meisterdiebs würdig, um genau zu sein. Ich jedoch war erst siebzehn und alles andere als ein Meisterdieb …«

»Oberst! Oberst!« Die laute Stimme des Stadtmeisters übertönte seine Erzählung. Raul wandte sich um und sah Kurfeld aus seinem Zelt stolpern. Mit dem runden Gesicht, den kleinen Augen und den Hängebacken kam ihm der unruhige Bürgermeister immer wie ein übergroßer Hamster vor. Er trug die Haare nach liebfeldischer Mode kurz, in seinem Bosparano klang jedoch der harte Dialekt der Nordprovinzen durch. Sein langes Gewand mit Pelzkragen war für Reisen in der Wildnis nicht geschaffen, und wie immer glänzte auf seiner Brust die schwere goldene Amtskette. »Die Rückseite meines Zelts ist eingestürzt! Oberst!«

»O je.« Cusmina duckte sich und bemühte sich, nicht zu lachen. Die anderen kicherten.

Baduar warf ihr einen strengen Blick zu. »Das war nicht nötig, Gardistin Cusmina.« Dann wandte er sich ab und eilte zu den Zelten und dem wild gestikulierenden Kurfeld hinüber.

»Du solltest deinem Kameraden sagen, dass er sich nicht immer als Offizier aufspielen soll«, riet Cusmina Raul. Ihr Ärger schien wieder vergessen. »Die Garde ist nicht die Legion, weißt du? Und Gareth ist nicht Bosparan.«

»Er ist nicht mein ›Kamerad‹«, erklärte Raul. »Ich kenne ihn nicht viel länger als Ihr.«

Dabei wusste er den aufrichtigen Baduar durchaus zu schätzen. Sein erster Eindruck, dass dieser alles andere als ein typischer Legionär Bosparans war, hatte sich bewahrheitet. Doch seit die beiden bei der Garde angeheuert hatten und Baduar dort die Privilegien eines Offiziers genoss, hatte Raul meist die Gesellschaft von Seinesgleichen gesucht. Es steckte auch noch immer viel von einem Legionär in Baduar, wenn er die Gardisten exerzieren ließ, und dies erinnerte ihn an Zeiten, die er lieber vergessen wollte.

Raul beobachtete, wie Oberst Ardo Soveranus herbeigeeilt kam. Auch für ihn nahmen Kurfelds ständige Beschwerden inzwischen wohl überhand, und selbst der kahlköpfige Priester trat hinzu,

offensichtlich darum bemüht, den wild gestikulierenden Stadtmeister zu beruhigen.

Raul hörte das sirrende Geräusch, noch bevor der Pfeil sein Ziel erreichte. Das Geschoss durchschlug Soveranus' Hals, blieb darin stecken und deckte das Gewand des Stadtmeisters mit einem feinen roten Sprühregen ein. Ein ungläubiger Ausdruck lag auf dem Gesicht des Oberst. Er hob die Hand zum Hals, schwankte, gab ein gurgelndes Geräusch von sich und fiel dann vornüber in Kurfelds Arme.

Weitere Pfeile sausten heran, einer blieb zitternd im Holz des ihnen nächsten Wagens stecken. Einige Gardisten hatten sich bereits zu Boden geworfen, andere wussten gar nicht, wie ihnen geschah, waren vor Schreck erstarrt und stellten damit ausgezeichnete Ziele für die Angreifer dar. Raul sah zu Baduar hinüber, der zu Soveranus gesprungen war. Der Oberst war allerdings nicht mehr zu retten. Niemand gab den Männern und Frauen Befehle.

Raul zögerte nicht und griff nach seinem Szimitar, der neben ihm im Gras lag. »*Ayâl!*«, brüllte er. »Zu den Waffen! In Deckung!« Er hastete zu den Wagen hinüber.

Cusmina und die anderen Gardisten reagierten nun endlich und liefen zu den Wagen, um sich vor dem Pfeilhagel zu retten. Raul hörte einen heiseren Schrei und sah einen seiner Kameraden auf halbem Weg zu Boden gehen, drei kurze, schwarz befiederte Pfeile im Rücken.

Der Angriff kam aus dem dichten Wald auf der anderen Seite der Straße. Dies war kein spontaner Überfall durch Wegelagerer, sondern ein koordinierter Angriff, ein Vorhaben, das genau geplant sein musste. Und das bedeutete, dass sich die Angreifer nicht nur von der Straße aus nähern würden.

»Ihr da!« Raul deutete auf die Gardisten, die sich in seiner Nähe hinter einem der Fuhrwerke hingeworfen hatten. »Auf die andere Seite! Schützt die Rückseite des Lagers!«

Die Männer und Frauen blickten ihn einen Moment lang unsicher an, dann sprangen sie auf und eilten davon.

Cusmina stieß einen Schrei hervor und taumelte zurück. Ein Pfeil hatte ihre linke Hand durchschlagen. Raul zog sie hinter den

Wagen und begutachtete die Verletzung. Als die Gardistin ihm zunickte, brach er das Pfeilende ab und zog den Schaft behutsam aus dem Fleisch. Cusmina stöhnte zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch auf. Raul riss ein Stück Stoff von seinem Ärmel und verband die Wunde. »Alles in Ordnung?«

Die Gardistin schaute zu ihm auf und nickte. »Ich brauche ohnehin nur die rechte Hand, weißt du?« Sie hob ihr Schwert.

Raul lächelte ihr aufmunternd zu und kroch wieder zurück zu den Wagen. Er konnte noch immer keine Angreifer zwischen den Bäumen entdecken, doch mittlerweile waren alle Garether in Deckung gegangen, und es fanden sich keine guten Ziele mehr für die Schützen. Wenn er diesen Angriff geplant hätte, wäre er genauso vorgegangen: zunächst ein Pfeilhagel aus dem Hinterhalt, wobei vor allem Offiziere beseitigt werden, und dann, wenn Chaos herrschte und der Feind auseinandergetrieben worden war, ein harter, schneller Angriff von mehreren Seiten. Er warf noch einmal einen Blick zu den Zelten. Baduar hatte inzwischen von dem Oberst abgelassen und sein Schwert gezogen. Er spähte umher und versuchte offenbar, sich einen Überblick zu verschaffen.

Raul hastete zu den Pferden hinüber, die ungesattelt und nur wenige Schritte von ihm entfernt angebunden waren. Es waren nur vier: die Reittiere von Baduar, Soveranus, Kurfeld und dem Geweihten. Die Ochsen, die die Karren gezogen hatten, standen daneben und schienen sich an der ganzen Aufregung nicht zu stören. Raul schwang sich auf den Rücken von Ardos Fuchsstute, auch wenn diese keinen Sattel trug, und griff nach den Zügeln. Dann deutete er mit dem Säbel auf die Kutscher, die zwischen den Ochsen Schutz gesucht hatten. »Verstärkt die Rückseite des Lagers. Wir sind umzingelt, aber von dort werden nur wenige angreifen.«

Die Männer und Frauen starrten ihn an.

»*Los!*«, befahl Raul.

Die Kutscher griffen zu ihren Knüppeln und Schwertern und eilten davon. Raul stieß dem Pferd die Hacken in die Seite und trieb es zurück zu seinen Kameraden an der Straße. Baduar eilte

nun ebenfalls herbei, der Praios-Geweihte war ihm auf den Fersen. Kurfeld hockte neben der Leiche des Oberst auf dem Boden und sah sich mit großen Augen um, feine Blutspritzer bedeckten sein ganzes Gesicht.

Lautes Schwertergeklirr drang an Rauls Ohr. Er erreichte wieder die vorderen Wagen, wo bereits gekämpft wurde. Mehrere Dutzend meist dunkelhaarige Männer und Frauen in leichten, wildnistauglichen Lederrüstungen, bewaffnet mit Säbeln und Speeren, drangen auf das Lager ein. Cusmina und die anderen Gardisten hatten sich in die schmalen Zwischenräume der Fuhrwerke zurückfallen lassen. Eine kleine Gruppe von vier Leuten, darunter der Bursche Falk, hatte sich jedoch zu weit vorgewagt und wurde nun, Rücken an Rücken, von doppelt so vielen Angreifern bedrängt.

Raul rammte seinem Ross die Hacken in die Flanken. Die Stute reagierte bereitwillig, obwohl er gezwungen war, sie ohne Sattel zu reiten. Ohne zu scheuen hielt sie auf den Zwischenraum zwischen zwei Wagen zu, der durch eine Achsgabel blockiert war. Mit einem entschlossenen Sprung setzten Pferd und Reiter darüber hinweg. Raul riss den Fuchs herum und trieb ihn in die Angreifer hinein. Er verteilte wuchtige Schläge zu beiden Seiten, während er auf den dichten Pulk zuhielt, der seine Leute bedrängte. Sein heftiger Ansturm warf zwei Feinde zu Boden und gab den bedrängten Gardisten den Freiraum, den sie benötigten, um sich zu den Wagen zurückzuziehen. Raul deckte ihren Rückzug, während er viele Hiebe seiner Gegner abwehren musste.

Er sah den Angreifer gar nicht kommen, so rasch kam dessen schwarzes Ross aus dem Wald geprescht. Der Reiter prallte gegen Rauls Stute, die protestierend wieherte, und hätte diese beinahe umgeworfen. Raul konnte sich nur mühsam auf dem Rücken des Pferdes halten, aber nur deshalb verfehlte ihn der nächste Hieb seines Gegners. Den folgenden Schlag vermochte Raul dann schon mit dem Säbel zu parieren. Seine Waffe kreischte laut auf und wäre ihm fast aus der Hand gerissen worden. Die Klinge, die sein Gegner führte, war vielfach gezackt und konnte sicherlich furchtbare Wunden schlagen.

Die Fuchsstute reagierte auf einen Schenkeldruck Rauls und wandte sich dem stämmigen schwarzen Pferd zu, sodass er seinem Gegner endlich begegnen konnte. Er dankte Rahja insgeheim, dass sie ihm ein so treues und mutiges Ross zur Verfügung gestellt hatte. Sein Gegner, er mochte vielleicht dreißig Götterläufe zählen, trugwie die anderen Angreifer eine leichte Lederrüstung. Er war kahlköpfig und hatte einen schwarzen Vollbart. Mit seiner dunklen Haut und den ebenso dunklen Augen erschien er Raul wie ein Tulamide. Eine helle Narbe zog sich durch sein Gesicht und teilte auch seinen Bart. Der Mann hatte die Augen zusammengekniffen und fixierte Raul genau, als er sein schwarzes Ross nun wieder herantrieb. Als er seine Klinge erneut herabfahren ließ, parierte Raul rasch mit seiner eigenen, sehr viel leichteren Waffe und setzte in derselben Bewegung schon nach. Der Kämpfer wich seinem Hieb gekonnt aus und stieß zu. Das gezackte Schwert traf Raul am Arm und riss das Fleisch auf. Er schrie auf und setzte dennoch nach. Diesmal war er schneller als sein Gegner. Der Hieb mit dem Szimitar ging quer über dessen Brust und schlitzte die Lederrüstung auf.

Das schwarze Pferd reagierte auf den heftigen Zügelzug seines Reiters und ging auf Abstand zu Rauls Fuchs. Raul riss sein Pferd herum, um dem Gegner nachzusetzen, und bemerkte dabei, dass es den Garether Gardisten gelungen war, sich zwischen den Wagen zu verschanzen. Baduar stand in der Mitte und rief den Männern und Frauen mit lauter Stimme Befehle zu. Neben ihm ließ der Praios-Hochgeweihte seine im Sonnenlicht blitzende Waffe auf die heranstürmenden Angreifer herabsausen. Vor den Wagen lagen leblose Männer und Frauen in den Farben Gareths, doch noch mehr tote und verletzte Banditen, und die übrigen stießen nun auf harten Widerstand. Raul wandte sich wieder dem Reiter auf dem schwarzen Pferd zu, eindeutig der Anführer der Angreifer. Dieser schien zu demselben Schluss gekommen zu sein wie Raul, er musterte das harte Gefecht vor den Wagen, dann wanderte sein Blick zurück zu ihm. Raul nickte ihm langsam zu und senkte seine Waffe. Der Anführer starrte ihn lange an, wobei sein Blick immer wieder zurück zu den Wagen

huschte. Das schwarze Ross schnaubte und trat unruhig auf der Stelle. Doch dann senkte sein Reiter das Schwert und gab seinen Leuten einen Wink.

»Zurück!«, rief er mit kehliger Stimme aus. »Rückzug!«

Die Männer und Frauen unter seinem Kommando reagierten ohne zu zögern und wichen langsam zurück, die Klingen noch immer auf die Garether Gardisten gerichtet. Raul und der kahlköpfige Anführer der Banditen sahen einander an, der Mann erwiderte seinen Blick ruhig und hielt den Kopf stolz erhoben.

Schließlich nickte Raul ihm zu: »Ihr solltet Eure Gefallenen mitnehmen und sie so bestatten, wie es bei Euch Brauch ist, Effendi.«

Der Banditenanführer zögerte, er schien unsicher zu sein, ob das Angebot tatsächlich ernst gemeint war. Schließlich nickte er ihm kaum wahrnehmbar zu und wandte sich an seine Leute: »Nehmt die Toten und Verwundeten mit!«, rief er.

Raul trieb sein Pferd zu den Wagen hinüber. »Diese Leute erhalten freies Geleit!«, erklärte er nachdrücklich. Die Gardisten schauten ihn verwundert an, nickten dann jedoch und traten beiseite, sodass er zurück ins Lager reiten konnte. Raul sah, dass er Recht behalten hatte: Der Anführer der Banditen hatte auch Angreifer auf die Rückseite des Lagers geschickt. Von diesen waren sogar einige in die Wagenburg hineingelangt, zogen sich nun aber ebenfalls wieder zurück. Doch dann fiel sein Blick auf Kurfeld, der immer noch mit einer Angreiferin rang. Diese versuchte gerade, ihm die glänzende Amtskette vom Hals zu reißen, und wollte nicht von der lohnenden Beute ablassen, doch der Stadtmeister wehrte sich nach Leibeskräften. Ein zweiter Bandit redete auf die Frau ein und versuchte offenbar, sie zum Aufgeben zu bewegen. Als er Raul sah, wandte er sich ab und lief davon.

Raul gab seinem Pferd die Sporen, die Stute jagte schnaubend auf Kurfeld zu. Die Banditin sah erschrocken auf, ließ von ihrem Opfer ab und trat die Flucht an. Raul zügelte sein Pferd, der Stadtmeister schrak jedoch zurück und stolperte. Mit rudernden Armen versuchte er das Gleichgewicht zurückzugewinnen und

fiel dann hintenüber in eine Feuerstelle. Raul zuckte zusammen, als Kurfeld kreischend aufsprang. Quietschend wie ein Ferkel auf dem Weg zur Schlachtbank begann er durch das Lager zu hüpfen und versuchte dabei, sein qualmendes Hinterteil zu löschen. Schließlich gelang es zwei der Gardisten, den wild um sich schlagenden Stadtmeister einzufangen, zu Boden zu stoßen und die Flammen an seinem brennenden Hinterteil einzudämmen.

Raul verschaffte sich, immer noch hoch zu Ross, einen Überblick. Die Banditen sammelten bereits ihre Toten ein, misstrauisch beäugt von den Garethern. Er sah auch Verletzte und Tote in den Farben Gareths vor den Wagen liegen, zahlreiche Pfeile steckten in den Leichen und im Holz der Wagen. Baduar und der Hochgeweihte kamen ihm entgegen, an dem vergoldeten Sonnenszepter, dem Amtszeichen des Priesters, klebte Blut.

»Wie viele haben wir verloren?«, erkundigte sich Raul besorgt.

»Nur sechs, Rondra sei Dank«, antwortete Baduar. Er wirkte erleichtert.

»Und das haben wir Euch zu verdanken, würde ich sagen«, ergriff der kahlköpfige Geweihte das Wort. Seine Stimme war tief und vertrauenserweckend, ein Lächeln verzog sein faltiges Gesicht. Raul schwang sich von seinem Pferd und klopfte der Stute auf den Hals. »Danke, mein Mädchen«, raunte er ihr leise zu. Dann besah er die pochende Wunde an seinem Arm, die tief war und blutete. Raul riss einen Streifen Stoff von seinem Wappenrock ab und band ihn fest um seinen Oberarm.

Der Stadtmeister hatte sich inzwischen wieder beruhigt, es war wohl vor allem sein Stolz, der Schaden genommen hatte. Wütend funkelte Kurfeld die umstehenden Gardisten an, die sich bemühten, angesichts seines nackten roten Hinterteils nicht zu lachen. Dann warf er Raul noch einen letzten bitterbösen Blick zu und eilte zu seinem Zelt hinüber.

»Wer waren die Angreifer?«, erkundigte sich Raul.

»Alhanier«, erwiderte Baduar. »Einige wenige sind in Tobrien verblieben und kämpfen immer noch aus dem Verborgenen heraus gegen das Reich.«

Raul runzelte die Stirn. »Alhanier«, wiederholte er leise.

»Die Alhanier gehören zu einem Volksstamm, der vor vielen Jahrhunderten aus den Tulamidenlanden nach Norden gezogen ist«, erklärte der Geweihte, als er seinen Gesichtsausdruck bemerkte. »Im heutigen Tobrien errichteten sie ein eigenes Königreich, später wurde ihr Land von dem sich ausbreitenden Reich erobert. Die letzten Alhanier sind in den vergangenen Jahren von den Bosparanern verfolgt worden, sodass die meisten Menschen tulamidischer Abkunft gezwungen waren, aus Tobrien zu fliehen.«

Raul lauschte schweigend. Die Tulamiden waren natürlich nicht das einzige Volk gewesen, auf das die Güldenländer bei ihrer Expansion über den Kontinent gestoßen waren. Und sie waren sicher nicht die einzigen gewesen, die unter ihnen hatten leiden müssen.

Der Geweihte wartete ab, ob der Tulamide etwas sagen wollte. »Wie lautet Euer Name?«, erkundigte er sich schließlich.

»Raul al'Ahjan, Sahib«, stellte Raul sich vor und deutete eine Verbeugung an. Der Geweihte reichte ihm die Hand, und Raul griff zu. »Es freut mich, Euch kennenzulernen, Raul«, erklärte der Priester. »Mein Name ist Yarum, Custos Lumini zu Gareth.«

Seine Hand war schwielig, sein Griff fest, und er hielt Rauls Hand etwas länger fest als notwendig. Dabei musterte er den Tulamiden sehr genau mit seinen dunklen Augen, und Raul fragte sich unwillkürlich, ob der Priester lediglich versuchte, ihn einzuschätzen, oder ob er sich sogar bemühte, Einblick in seine Seele zu gewinnen.

»Lasst Eure Leute vor dem Tor Aufstellung nehmen, Tribun«, befahl Omar »Diese Verbrecher werden schon bald die geballte Macht der Prätorianer Bosparans zu spüren bekommen.«

Die heisere Stimme des greisen Zauberers fuhr Salim stets durch Mark und Bein, wie das Geräusch von Fingernägeln, die über eine Schiefertafel kratzen. Dies hätte er noch ertragen, doch dass der Alte sich zudem anmaßte, ihm Befehle zu geben, war zu viel. Dabei war Rashid Omar nicht viel mehr als ein Sklave, Besitz der Kaiserin. Er musste von Sklaven in einer Sänfte getragen werden, denn er hätte es ganz sicher nicht geschafft, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Aus der Sänfte hatte er immer wieder Anweisungen gegeben: wo die Reise hinging, wann und wo ein Lager aufzuschlagen sei und was Salim den Bewohnern des Klosters zu verkünden habe.

Er wünschte sich erneut, dass ihn die Horas in ihren Plan eingeweihte hätte, damit er nicht auf den Zauberer angewiesen war. Doch sie hatte Omar entsandt und Salim den Befehl gegeben, dessen Anweisungen unbedingt Folge zu leisten. Nun standen sie im knietiefen Schnee, an einem Ausläufer des Raschtulswalls, jenem Gebirge, das Almada und Garetien von den Landen der Tulamiden trennte, eine Weltenmauer aus gewaltigen bleifarbenen Giganten, die sich in den dunkelblauen Himmel emporreckten. Vor ihnen erhoben sich die grob gefügten Mauern eines Klosters, die genauso grau waren wie der Berg, an dessen Flanke es sich schmiegte. Es gab nur einen Zugang zu dem Gemäuer, ein hohes Tor aus starkem Holz. Genauso wehrhaft, wie das Kloster sich gab, genauso schwer war es auch aufzufinden und zu erreichen gewesen. Ob die Bewohner wohl einen triftigen Grund für diese übertriebene Heimlichkeit hatten?

Salim nickte Peri zu, die einen Schritt hinter ihm stand und seine Befehle abwartete. Er hatte sie gleich nach seiner eigenen

Beförderung zur Centuria und seiner Stellvertreterin ernannt. Im Gegensatz zu den anderen Offizieren konnte er ihr vertrauen, sie würde ihm auch weiterhin den Rücken freihalten. Der Tulamide trug nun schon seit vier Monaten den verzierten Panzer und den roten Mantel des Tribuns der Prätorianer, auch der Helm mit der hohen, rotgefiederten Zier gehörte dazu. Den Respekt der Garde zu erhalten war nicht ganz so einfach gewesen, wie die Rüstung anzuziehen.

Peri nickte zurück und wandte sich dann zu den Männern und Frauen, die schon vor zwei Stunden hier im knöcheltiefen Schnee Aufstellung genommen hatten. »Vorwärts!«, rief sie.

Die Kohorten setzten sich in Marsch, im Gleichschritt rückten die Prätorianer auf das Kloster zu. Ein weiterer Befehl Perinopes, und die Legionäre verharrten vor dem Tor. In ihrer Mitte wurde ein schwerer, provisorischer Rammbock bereit gemacht, den die Prätorianer gleich nach ihrer Ankunft hier vorbereitet hatten. Salim vernahm das zufriedene Kichern Rashids. Er wandte sich wieder der Sänfte zu und gab sich alle Mühe, den alten Zauberer seine Abneigung auch hören zu lassen: »Wir sind so weit. Soll ich den Angriffsbefehl geben?«

Eine dürre, altersfleckige Hand, die Finger mit zahlreichen Ringen besetzt, erschien im Fenster der Sänfte und schob den seidenen Vorhang beiseite – wie eine Spinne in ihrem Netz, die herauskam, um ein Beutetier anzugreifen. »Haben sie geantwortet?«, ertönte wieder die heisere Stimme.

»Nein, sie haben sich seit einer Stunde nicht einmal gerührt«, knurrte Salim. Das war noch untertrieben: Er hatte im Namen der Horas das Ultimatum verkündet, und seitdem hatten sie hier, in Schnee und Kälte, gewartet, ohne dass etwas geschehen war. Wären nicht die gelegentlichen Bewegungen hinter den schmalen Fenstern gewesen und der Rauch, der aus den Kaminen aufstieg, man hätte denken können, der Bau sei unbewohnt.

»Nun«, die Hand machte einen Wink, und Salim vernahm ein heiseres Kichern aus dem Dunkel der Sänfte, »dann wird es Zeit, dass sie den ›Stier vom Szinto‹ kennenlernen, nicht wahr, Tribun?«

Salim mochte den Beinamen, der ihm inzwischen anhaftete, nicht sonderlich. Er erinnerte ihn nur zu deutlich an seine Herkunft. Doch er bewährte sich – ein Gegner, der sich vor ihm fürchtete, war bereits ein bezwungener Gegner. Er gab Peri einen Wink. Sie rief einen Befehl, und die Legionäre begannen damit, auf das Tor vorzurücken. Dann trat sie an seine Seite.

»Und was nun?«, erkundigte sie sich halblaut und schaute zu der Sänfte hinüber.

Er atmete tief durch. »Wir tun, was er befohlen hat: Wir erstürmen dieses götterverlassene Kloster am Ende der Welt.«

Peri schüttelte den Kopf. »Was erhofft sich die Kaiserin nur davon?«

Krachend schlug der wuchtige Rammbock gegen das hölzerne Tor.

»Legt Feuer an diese Gebäude!«, befahl Salim. Die angesprochenen Legionäre nickten und eilten über den Hof davon, um seinen Befehl auszuführen. Sie zögerten nicht einen Moment lang, denn sie wussten nur zu gut, was mit denjenigen geschah, die ihm den Gehorsam verweigerten. Salim sah zu Perinope und den Prätorianern hinüber, die einige Männer und Frauen mit ihren Schilden vor sich hertrieben. Die Klosterbewohner wehrten sich mit Knüppeln und Werkzeugen, hatten den Schwertern der Prätorianer aber natürlich nichts entgegenzusetzen. Am anderen Ende des Hofs warf ein Soldat eine brennende Fackel auf das mit Holzschindeln gedeckte Dach eines Hauses. Als die Bewohner von dem beißenden Rauch ins Freie getrieben wurden, wurden sie von den scharfen Klingen der Prätorianer empfangen.

Salim blickte sich suchend um. Der alte Zauberer hatte mit einigen seiner Leute das Hauptgebäude der Anlage betreten, auch von dort war Kampfeslärm zu hören gewesen. Auf Anweisung Rashids sollte niemand am Leben gelassen werden, das Kloster sollte bis auf die Grundmauern abgebrannt werden. Salim suchte sich einen Weg quer über den Hof, vorbei an Leichen und

brennenden Schuppen, zwischen seinen Leuten hindurch, die die Gebäude nach Wertvollem durchsuchten und die hilflosen Bewohner niedermachten. Er beachtete die Menschen nicht und spähte stattdessen umher. Nichts hier erschien ihm irgendwie wertvoll, und die Klosterbewohner stellten sicher keine Gefahr für die Kaiserin dar.

Auf den Stufen des tempelartigen Hauptbaus blickte er sich noch einmal um. Ein schmächtiger Knabe stürzte plötzlich mit einem hoch erhobenen Spaten auf ihn zu, prallte dann aber vor ihm zurück. Salim sah blanke Angst in den Augen des Jungen, als sein Blick über ihn wanderte. Der Knabe ließ den Spaten fallen, wich zurück und stolperte dabei über eine im Weg liegende Leiche. Er rutschte die Stufen hinunter, wurde dann von Peri gepackt und zu Boden gestoßen. Sie setzte sofort nach und stieß ihm das Schwert in die Brust. Ein grimmiges Lächeln huschte über ihr Gesicht, als der zuckende Junge zu ihren Füßen sein Leben aushauchte.

Peri hatte offenbar alles unter Kontrolle, er konnte sich anderen Dingen zuwenden. Er betrat den wuchtigen Bau aus grauem Granit, aus dem ihm bereits dicke, fettigschwarze Rauchschwaden entgegenschlugen. Er sah sich um und erblickte nur grobe, nackte Wände, an denen Pechfackeln hingen. Hier und da waren kunstfertige Malereien an den Wänden zu sehen, die große Glyphen und fremdartige Zeichen darstellten. Nichts von dem, was er bislang gesehen hatte, rechtfertigte den Aufwand, zwei Kohorten Prätorianer tagelang durch Schnee und Eis in das unwegsamste Gebirge des Kontinents marschieren zu lassen.

Ein leises Scharren hinter ihm ließ ihn aufhorchen. Er entdeckte gerade noch eine schmächtige Gestalt, die in einen Seitengang floh. Salim setzte ihr sofort nach und folgte ihr durch die beißenden Rauchschwaden, die im Gang hingen, ihm die Sicht nahmen und in seinen Lungen brannten. Schließlich öffnete sich vor ihm eine größere Kammer, die von rußenden Fackeln erhellt wurde. Er entdeckte seine Beute sofort: Der Mann hatte sich hinter einem der schweren Tische versteckt, die im Raum verteilt standen. Von der Tür hinter Salim abgesehen

gab es nur noch einen weiteren Fluchtweg, einen Durchgang auf der anderen Seite des Raums.

Auf hohen Regalen an den Wänden standen und lagen zahllose Tiegelchen, Gläser, getrocknete Kräuter, Schälchen und Schüsseln unterschiedlichsten Materials, aber auch kleine Urnen aus Ton, Gefäße aus gehämmertem Metall und Körbe aus Weidenruten. Die Tische bogen sich unter seltsamen Apparaturen aus trübem Glas, kleinen Brennern, dünnen Rohren und schweren, metallenen Gefäßen.

»Sag mir«, sprach Salim in den Raum hinein, »was ihr hier macht. Dies ist kein gewöhnliches Kloster.« Vielleicht konnte ihm der Mann die Fragen beantworten, auf die Omar immer geschwiegen oder nur sein unerträgliches heiseres Kichern hatte hören lassen. Doch der Mann glaubte wohl, dass Salim ihn nur zu überlisten versuchte, damit er sein Versteck preisgab, denn er verhielt sich weiterhin still.

»Wenn du mir antwortest, verschone ich dich«, erklärte Salim und wanderte dabei langsam näher auf seinen Gegner zu. »Ich weiß ohnehin, wo du dich versteckst.« Er fegte mit dem Schwert über den nächsten Tisch. Polternd stürzten die Apparaturen zu Boden, Glas zersplitterte auf dem Boden.

»Alchimie«, ertönte die krächzende Stimme seines Opfers im Raum. »Wir sind Alchimisten.«

»*Al'Chymie*«, wiederholte Salim. Dieses Wort kannte er aus der Sprache seines Volkes. »Was könnte die Kaiserin von euch wollen?«, verlangte er zu wissen. »Ich weiß, dass wir nur unter einem Vorwand hier sind. Ich will wissen, was ihr hier versteckt.«

Er erhielt nur Schweigen als Antwort.

»Nun?«, hakte er nach.

»Es ist gefährlich, es darf nicht entfernt werden«, wimmerte die Stimme.

»*Was* ist gefährlich? *Was* darf nicht entfernt werden?«

»Der Stein. Doch er hat uns nie erzählt, was es damit auf sich hat. Nur dass der Stein gefährlich ist. Ich habe ihn nie sehen dürfen.«

»Wer ist *er*?« Salim wurde dieses Spiels allmählich leid.

Er war nur noch wenige Schritte vom Versteck des Al'Chymisten entfernt. Plötzlich sprang der Bursche auf und hastete zu dem nahen Durchgang. Dabei riss er einige gläserne Apparaturen vom Tisch, die klirrend auf dem Steinboden zersprangen. Salim war überrascht, wie flink sich sein Gegner bewegen konnte, die Angst trieb ihn wohl an.

Er folgte ihm mit langen Schritten in den nächsten Raum, der von einem düsteren roten Glosen erfüllt war. Diese Kammer hatte keinen weiteren Ausgang, sein Opfer saß in der Falle. Metallene Werkzeuge, Schürhaken und Hämmer unterschiedlicher Größe hingen an den Wänden. Das rote Licht ging von einer großen Esse aus, in der ein halb erloschenes Schmiedefeuer glühte. Daneben stand ein großer Blasebalg, in der Mitte des Raums erhob sich ein Amboss aus dunkelgrauem, fast schwarzem Stahl.

Der Al'Chymist hatte den Raum schon durchquert, er hastete zu einem steinernen Tisch an der gegenüberliegenden Wand. Salim hörte ein scharrendes Geräusch, wie von Metall auf Stein, dann drehte sich sein Gegner herum, eine Waffe in der Hand. Salim hob sein kurzes Schwert, ließ es aber sofort wieder sinken und entspannte sich. Der schmächtige Al'Chymist trug ein mächtiges Schwert in den Händen. Er wirkte auf Salim allerdings wie ein Knabe, der mit der Waffe seines Vaters spielte. Außerdem zitterte er sichtlich, als er auf den Tribun zutrat.

Salim sah ihm mit hochgezogener Braue entgegen und breitete die Arme aus: »Nun denn, wenn es dir wirklich ernst ist … Einen Schlag hast du frei.«

Sein Gegenüber zögerte und schaute ihn unsicher an, dann hob er seine Waffe zum Schlag – oder versuchte es zumindest. Die Klinge war so schwer, dass er kaum in der Lage war, sie zu stemmen. Er konnte das Schwert nur ein Stück weit anheben, dann schwankte er, die Waffe rutschte ihm aus den Händen und schlug mit einem dumpfen Klingen auf dem steinernen Boden auf. Salim seufzte und machte einen Schritt auf seinen Gegner zu, der ihn angsterfüllt anstarrte und am ganzen Leib zitterte. Verächtlich wandte er sich ab und beugte sich vor, um das Schwert anzuheben. Doch selbst dies nutzte sein Gegner nicht zu

einem Angriff oder zumindest zur Flucht. Salim hob die Waffe an und betrachtete sie im düsterroten Licht der Esse. Er selbst hatte keine Mühe, die mächtige Waffe zu halten: ein wuchtiges Zweihandschwert, das ihm ungewöhnlich schwer erschien, mit einer übermäßig breiten Klinge. An seinem Knauf prangte ein großer, grob geschliffener Rubin, der in dem düsteren Licht blutrot glänzte und leuchtete. Auf der Klinge war ein Wort in eckigen Buchstaben eingraviert. »Ingrasîl«, las er vor.

Salim starrte die Waffe lange an. Ein seltsames Gefühl beschlich ihn, als sei ihm das Schwert vertraut, als habe es auf ihn gewartet oder ... als würde es ihm gehören. Prüfend schwang er die Waffe durch die Luft. Selbst einhändig lag ihm die Waffe gut in der Hand. Ein leises Wimmern erinnerte ihn daran, dass er nicht alleine war.

»Was ist dies für eine Klinge?«, verlangte er zu wissen. Sein ursprüngliches Anliegen hatte er schon wieder vergessen.

»Sie ist ... sie soll aus den Splittern der Axt des Athax Stahlauge gefertigt worden sein«, antwortete der Mann hastig und mit zitternder Stimme.

»Und wer ist dieser Stahlauge?« Salim bewunderte die perfekt geschmiedete Klinge, schlug prüfend mit der Hand dagegen und lauschte dem singenden Klang des schweren Stahls.

»Er war ein ... ein Fürst der Zwerge ... ein Drachentöter.«

»Tatsächlich?« Salim richtete die Spitze Ingrasîls auf die Brust des Al'Chymisten, der ihn mit weit aufgerissenen Augen ansah. »Ein Drachentöter. Was weißt du noch über die Waffe?«

Der Mann schüttelte verzweifelt den Kopf. »Nichts. Ich ...«

»Gut.«

In der Halle mit den Wandmalereien stieß er auf Rashid. Die gebeugte Gestalt mit dem hohen Turban war unverwechselbar. Er schloss kurz die Augen und atmete tief durch. Es hätte wahrhaftig seinen Tag gerettet, wenn der Alte bei den Kämpfen ums Leben gekommen wäre – oder eine Treppe hinuntergestürzt

und sich den Hals gebrochen hätte, auch dies wäre ihm recht gewesen.

Rashid Omar stand auf seinen Stab gestützt und beugte sich über eine schwere metallene Kiste, die ihm einer der Sklaven entgegenhielt. Salim konnte an der Haltung des Dieners sehen, dass diesem nicht wohl dabei war, die Kiste zu halten. Er selbst erkannte allerdings nicht mehr als ein kränklich grünes Licht, das von irgendeinem Objekt in der Kiste ausging und seinen fahlen Schein auf das Gesicht des Zauberers und dessen breites Grinsen warf. Einige Schritte entfernt lag eine verkrümmte menschliche Gestalt auf dem Boden. Salim bemerkte jetzt auch die dunklen Schmauchspuren an den Granitwänden, die zuvor noch nicht dagewesen waren.

Omar bedeutete dem Sklaven, die Kiste zu schließen, und wandte sich dann, auf seinen Magierstab gestützt, an Salim. »Wir haben gefunden, was wir gesucht haben, Tribun«, krächzte er. »Die Horas wird mit uns sehr zufrieden sein.«

»Ihr habt ihn gefunden?«, hakte Salim nach und versuchte dabei gleichmütig zu klingen. »Den Stein des Alchimisten?«

Der Zauberer grinste jedoch nur und schwieg. Salim sah den zittrigen alten Mann lange an und versuchte, die ihn ihm aufsteigende Wut zu unterdrücken. Dann trat er zu der Gestalt in der dunklen Kutte hinüber. Er erkannte gleich, dass der Mann tot war, seine Glieder waren unnatürlich verdreht wie die einer kaputten Puppe, er lag in einer sich ausbreitenden Blutlache. Die rechte Seite seines Gesichts war verkohlt, das eine Auge, das ihm verblieben war, blickte starr zu ihm auf. Irgendetwas hatte ihm mit Urgewalt einen Arm ausgerissen, sein rechter Ärmel war leer. Der gewachste Bart des Mannes war ebenfalls zum größten Teil verbrannt, und ein schwarzes Loch, von dem noch immer ein feiner Rauchfaden aufstieg, klaffte in seiner Brust.

»Was ist mit ihm geschehen?«, erkundigte sich Salim leise. Er ballte die Faust, plötzlich hatte er das Gefühl, als ob die Narben in seinem Gesicht unerträglich jucken würden. Er sah zurück zu dem alten Zauberer. Rashid kicherte heiser, und das düstere Fackellicht erhellte dabei kurz sein eingefallenes Gesicht unter dem hohen Turban.

»Er wird uns keine Probleme mehr bereiten, Tribun«, erklärte er, und für einen Moment klang seine Stimme ungewöhnlich fest und gar nicht mehr wie die eines alten Mannes.

Als Salim und die Prätorianer das Kloster verließen, stiegen von dort schwere, schwarze Rauchschwaden in den blauen Himmel auf. Irgendwo hinter ihnen stürzte eines der hölzernen Nebengebäude krachend in sich zusammen, glühende Asche wurde vom Wind davongetragen. Der Geruch von verkohltem Holz und verbranntem Fleisch folgte den Soldaten bis hinaus auf die Hochebene. Salim bemerkte, dass im Schnee zu seinen Füßen kleine rote Punkte auftauchten. Er starrte den schweren Zweihänder in seiner Hand an. Ein dünner Blutfilm lag auf der Klinge, einzelne Tropfen fielen hinunter in den Schnee.

Peri trat an seine Seite, sie wischte ihr Kurzschwert mit einem fleckigen Tuch ab. »Hat er gefunden, was die Kaiserin sucht?« Sie deutete in Omars Richtung.

»Offenbar hat er das.«

Peri lächelte. »Dann wird die Horas uns sicher belohnen.« Sie runzelte die Stirn, als er schwieg. »Freut dich das nicht?«

Salim antwortete nicht.

Baduar fand Raul an diesem Morgen auf dem Exerzierplatz der Garether Garnison. Gemeinsam mit Cusmina, Falk, Erlan und einigen anderen Gardisten war er damit beschäftigt, den Hof zu fegen. Baduar zögerte, als er sah, dass Raul in Gesellschaft war.

Mehrere Tage waren seit ihrer Rückkehr vergangen. Der Sommer hatte in den vergangenen Wochen Einzug in Gareth gehalten, und die Tage wurden länger und freundlicher. Auf den Feldern wuchs wieder Weizen empor, und zahllose Rinder weideten auf den satten, grünen Wiesen.

Baduar hatte nach dem Tod des Obersts das Kommando übernommen und den Handelszug zurück nach Gareth geführt. Stadtmeister Kurfeld war auf der Weiterreise noch unausstehlicher geworden, und nun war es Baduar, der sich seine Beschwerden anhören musste: dass die Gardisten nicht schnell genug marschierten, dass sie morgens nicht rasch genug das Lager abbauten und es abends nicht zügig genug aufschlugen. Baduar hörte sich seine Tiraden ungerührt an, verstand jedoch nicht, wieso der Stadtmeister so ungehalten war. Einmal hatte er allerdings einen der Gardisten dabei erwischt, wie er am Lagerfeuer Kurfelds quiekende Schmerzensschreie imitierte, um das Feuer hüpfte und sich dabei auf das Hinterteil schlug – sehr zur Freude seiner Kameraden. Er hatte sich gezwungen gefühlt, die Leute, die nun unter seinem Kommando standen, zurechtzuweisen, sich deshalb später aber ziemlich elend gefühlt. Die Frauen und Männer mochten ihn nicht sonderlich, und seine Standpauke hatte dies sicherlich nicht gebessert. Dazu kam noch sein viel zu langes Zögern nach dem Tod des Oberst. Wenn Raul nicht so beherzt eingegriffen hätte, die Alhanier hätten ein sehr viel leichteres Spiel mit ihnen gehabt.

Er atmete tief durch und näherte sich der Gruppe auf dem Hof. Schließlich konnte er hören, worum sich das Gespräch der

Gardisten drehte: Cusmina ließ es sich nicht nehmen, denen, die den Handelszug nicht begleitet hatten, genau zu schildern, wie Raul das Kommando übernommen und gegen den Anführer der Alhanier gestritten hatte. Vermutlich hörten die Frauen und Männer die Geschichte nicht zum ersten Mal, die Ereignisse der Reise hatten sich in der Garnison rasch als beliebter Erzählstoff erwiesen. Mit jeder Wiederholung der Geschichte waren die Gegner allerdings zahlreicher und der Rebellenanführer größer und wilder geworden. Baduar fragte sich, welche Rolle er wohl in der Erzählung spielte. Sicherlich machte er darin keine gute Figur. Raul schwieg und ging seiner Arbeit nach, lächelte bisweilen aber.

Cusmina unterbrach ihre farbenfrohe Erzählung, als sie Baduar bemerkte. »Rondra zum Gruße, Hauptmann.« Sie nickte ihm höflich zu.

Baduar nickte zurück und gab dem Tulamiden einen Wink: »Kann ich mit Euch unter vier Augen sprechen?«

Raul folgte ihm, bis die anderen Gardisten außer Hörweite waren. »Was kann ich für Euch tun, Hauptmann?«, erkundigte er sich.

»Werdet Ihr nun weiterziehen?«, fragte Baduar. »Es ist schon fast Sommer. Ihr wolltet eigentlich schon im Frühjahr wieder aufbrechen, wenn ich mich recht entsinne.«

Raul schaute zurück zu seinen Kameraden, die immer noch gebannt Cusminas Worten lauschten. »Der Sold ist sehr gut«, meinte er dann lediglich.

Baduar schüttelte den Kopf. »›Der Sold ist gut‹? Das ist alles? Verzeiht mir, aber ich frage mich, was Euch überhaupt noch in Gareth hält. Zieht es Euch nicht zurück in Eure Heimat, wollt Ihr nicht Eure Familie wiedersehen?«

Der Tulamide lächelte. »Es gibt nichts, was mich veranlassen könnte, in meine Heimat zurückzukehren«, erklärte er leise. Noch ehe Baduar nachhaken konnte, fuhr er fort: »Aber warum fragt Ihr? Mir scheint fast, meine Anwesenheit hier behagt Euch nicht. Wenn es damit zu tun hat, dass ich den Gardisten während des Überfalls Befehle erteilt habe …«

»O nein, o nein, versteht mich bitte nicht falsch.« Baduar winkte rasch ab. »Ich hege keinerlei Groll gegen Euch. Wenn Ihr nicht so schnell reagiert hättet …« Er brach ab und schüttelte den Kopf. »Ich wollte lediglich sichergehen, dass Ihr keine Pläne habt, die Euch in absehbarer Zeit wieder in die Ferne führen werden. Es wäre nämlich schade, wenn unser neuer Hauptmann schon nach wenigen Wochen auf diesem Posten die Stadt wieder verlassen würde.«

Raul blickte Baduar überrascht an: »*Hauptmann*, sagt Ihr?«

Baduar lächelte: »Jawohl, ganz recht. Der Stadtrat hat heute Eure Beförderung genehmigt.«

Der Tulamide schüttelte ungläubig den Kopf: »Wie sind die Räte denn nur auf diese Idee gekommen?«

»Nun ja«, meinte Baduar, »es sieht ganz so aus, als ob Euch jemand dafür vorgeschlagen hat.«

Raul blickte ihn weiterhin fragend an.

Baduar rollte mit den Augen. »Ich meine mich«, erklärte er.

Das Gesicht des Tulamiden hellte sich auf. »Wirklich? Das habt Ihr? Dann bin ich Euch wahrlich zu großem Dank verpflichtet.«

Baduar winkte ab und schaute zu den Gardisten hinüber. »Ich hatte Hochwürden Yarum ebenfalls um Fürsprache gebeten, und er war nur zu gerne dazu bereit. Sein Wort wiegt sicherlich mehr als das eines dahergelaufenen Hauptmanns, der nicht einmal bei seinen Untergebenen Gehör findet.« Er hatte sich bemüht, gleichmütig zu klingen, aber dennoch schwang ein bitterer Unterton in seiner Stimme mit.

Raul musterte Baduar aufmerksam. »Ihr seid doch wohl nicht ernsthaft der Meinung, dass die Gardisten Euch nicht respektieren, oder?«, erkundigte er sich.

»Schon gut, ich verstehe sie ja. Ich bin fremd hier, die Frauen und Männer kennen mich nicht, und ich habe mich nicht hochgedient.«

»Aber sie respektieren Euch durchaus«, widersprach Raul. »Ihr solltet vielleicht nur ab und an …«, er suchte nach den richtigen Worten, »… Euer Pflichtgefühl, so löblich es auch ist, hintenan stellen«, ergänzte er dann behutsam.

»Und was ist mit Euch?«, hakte Baduar nach. »Geht Ihr mit aus dem Weg, weil ich in der Legion war? Oder weil Soveranus mich zum Offizier ernannt hat und Euch nicht?«

Raul sah ihn überrascht an: »Wie kommt Ihr darauf, Habibi?«

Baduar wusste nicht, was das Wort bedeutete, es war ihm aber auch herzlich egal. Er winkte ab: »Ihr könnt Euch Eure Offiziersschärpe später bei mir abholen.«

Der Tulamide schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid«, erklärte er nachdrücklich. »Ich war wohl wirklich etwas abweisend.«

»Ihr müsst mir nichts erklären.«

»Doch, das muss ich durchaus«, meinte Raul bestimmt. »Denn mir scheint es nun so, als ob …« Er stockte, dann setzte er neu an: »Ich habe Euch doch von meinen Armreifen erzählt, richtig? Und vom Tod meiner Eltern?«

Baduar nickte.

»Nun, was ich Euch nicht erzählt habe, ist, *wie* meine Eltern und meine Brüder gestorben sind«, fuhr der Tulamide ruhig fort. »Und es ist, dies gebe ich zu, eine Geschichte, über die ich nicht gerne rede …«

»Ihr seid mir zu nichts verpflichtet …«, unterbrach Baduar ihn.

»Bitte, Habibi«, erklärte Raul nachdrücklich, »es ist mir wichtig. Damals, nachdem Murak-Horas das Diamantene Sultanat erobert hatte, waren die Güldenländer bestrebt, keinerlei Widerstand zu dulden. Auf Befehl der neuen Kaiserin wurden viele bedeutende und einflussreiche Familien des Sultanats hingerichtet. Das betraf auch meine Angehörigen, meine Eltern und meine Brüder.«

»Dann stammt Ihr aus einer adligen Familie?«, hakte Baduar nach, als Raul eine Pause machte.

Der schüttelte den Kopf: »Nicht in dem Sinne, wie Ihr es kennt, auch wenn wir wohl Sultane unter unseren Vorfahren haben. Aber meine Familie war reich und nicht ohne Einfluss, und willkommen am Hofe des Diamantenen Sultans in Khunchom.«

Raul sah auf den Kasernenhof hinaus, doch sein Blick ging nun ins Leere. »Ich versteckte mich vor den Legionären, die in der Nacht in unser Haus kamen, und wurde – Feqz sei gedankt

– nicht entdeckt. Danach riss die Schwester meines Vaters die Macht in der Familie an sich. Sie verstand es gut, sich bei den Eroberern anzubiedern, und nahm bald deren Gebräuche an. Meine Schwestern und ich, wir hatten uns ebenfalls ›anzupassen‹. Meine Muhme hat die alten Götter nicht mehr geduldet, keine tulamidische Kleidung, nicht die Bräuche oder Gebete, nicht einmal, dass wir uns in der Sprache unseres Volkes unterhalten.«

»Aus diesem Grunde sprecht Ihr auch so ausgezeichnet Bosparano«, warf Baduar behutsam ein, und Raul nickte lächelnd.

»Eines Tages fasste ich den Entschluss, ein neues Leben zu beginnen. Ein Leben, wie es die Heroen aus den Märchen führen, die mein Vater mir als Kind erzählt hatte.«

Baduars Mundwinkel zuckten. »Ein Leben voller großer Heldentaten, bis Ihr Euch schließlich mit einer schönen Prinzessin zur Ruhe setzen und viele starke Söhne zeugen könnt?«

Raul lächelte. »So hatte ich es mir in meiner Kindheit schon immer ausgemalt. Ich gebe zu, dies war auch der Wunsch, der mich beseelte, als ich die Armreife meines Vaters stahl und das Haus verließ, das er errichtet hatte. Seitdem habe ich nie wieder zurückgeblickt.«

»Dann ist es auch kein Wunder, wenn Ihr mich ablehnt«, meinte Baduar leise, »wenn Legionäre – Güldenländer – Eure Familie getötet haben.«

Raul wandte sich wieder zu Baduar um und lächelte: »Ganz genau so habe ich wohl lange Zeit gedacht, ganz recht. Aber ich habe einen dummen und überaus unverzeihlichen Fehler begangen: Ich habe angenommen, dass alle Legionäre, sogar alle Güldenländer, gleich sind. Ich hätte es spätestens dann besser wissen müssen, als ich Euch kennengelernt habe, Habibi. Und dafür möchte ich mich bei Euch entschuldigen.« Er verneigte sich mit großer Geste vor Baduar, der reichlich verwirrt auf den kleinen Tulamiden hinabsah. »Ich erbitte Eure Verzeihung.«

»Ihr seid ein seltsamer Mann, Gardist Raul«, erklärte er, musste aber lächeln. Als Raul daraufhin immer noch keine Anstalten machte, sich zu erheben, fügte er rasch hinzu: »Ich nehme Eure Entschuldigung an!«

Der Tulamide richtete sich wieder auf und hob mahnend die Hand: »Es heißt ab jetzt *Hauptmann* Raul!« Dann deutete er zu seinen Kameraden hinüber. »Und kein Hoffegen mehr?«

Baduar lachte. »Nein. Kein Fegen mehr.«

Rauls Gesicht hellte sich plötzlich auf: »Dann haben sie Euch doch sicherlich zum Oberst ernannt? Oberst Baduar vom Eberstamm?«

Baduar senkte den Kopf. »Nein, nicht so ganz. Der Rat berät wohl noch, wen sie befördern. Ich werde es wohl nicht sein, schließlich bin ich noch nicht lange bei der Garde.« Und wie er die Verteidigung des Überfalls gehandhabt hatte, war sicherlich keine gute Empfehlung gewesen ... Rasch, bevor Raul nachhaken konnte, wechselte er das Thema, seine zweite gute Nachricht hatte er über dessen Eröffnung beinahe vergessen. »Da ist noch etwas: Hochwürden Yarum schlug vor, Euch für die Rettung des Konvois angemessen zu belohnen, und ich wusste, was Euch gefallen würde – mehr als einen Orden oder Gold. Ich habe ja gesehen, wie gut Ihr auf dem Pferderücken ...«

Raul riss die Augen auf. »Ihr wollt doch wohl nicht sagen ...?«, unterbrach er Baduar.

»Doch, die Fuchsstute. Sie gehört Euch.«

Der Tulamide lachte auf und klopfte Baduar auf die Schulter. »Ich danke Euch, Habibi. Ich verdiene Eure Gunst nicht.«

Baduar wollte sich mit Raul freuen, denn natürlich gönnte er ihm seinen Ruhm und seine Erfolge. Hatte er nicht sogar von Anfang an gehofft, dass Raul einen besseren Posten als nur den eines einfachen Gardisten erhalten würde? Dennoch hatte er ein mulmiges Gefühl, als säße ein kleiner Kobold in seinem Nacken und erinnere ihn beständig mit fistelnder Stimme daran, dass er selbst noch keine große Taten vollbracht hatte und eine Enttäuschung für seine Mutter sei. Er hatte Schwierigkeiten, diese Stimme zu ignorieren, die sich immer wieder in seine Gedanken stahl und keine Ruhe geben wollte.

Salim betrat den Thronsaal. Der Thron unter dem großen goldenen Adler war leer, und so hielt er stattdessen auf eine der Palastwachen zu, die zwischen den großen Statuen der Horaskaiser von einst Wache standen. Dabei passierte er das riesige Mosaik, das in den Boden des Saals eingelassen war und eine Karte des gesamten Bosparanischen Reichs darstellte.

Der Anblick war auch für ihn immer wieder beeindruckend: Das Reich erstreckte sich seit Murak-Horas' Eroberungen und der Machtübernahme seiner Tochter, die die neu eroberten Ländereien mit eiserner Hand befriedet hatte, über weite Teile des Kontinents, vom tiefsten Süden bis hin zum Pandlarin im Norden. Allein Haranija, das einzige tulamidische Reich, das von den Bosparanern verschont worden war, war ausgenommen. Die Königin dieses Landes hatte einen Anerkennungsvertrag mit Bosparan geschlossen, war letzten Endes aber auch nur eine Vasallin des Adlerthrons. Es würde lediglich eines Worts der Kaiserin bedürfen und ihre Legionen würden auch Haranija überrennen. Die beiden kleinen Königreiche Andergast und Nostria dagegen, die sich schon vor langer Zeit vom Reich losgesagt hatten, waren auf der Karte noch immer dem Reich zugehörig, als habe niemand die Unabhängigkeit dieser Länder wahrgenommen. Die Steuereinnahmen dürften ohnehin so gering gewesen sein, dass in Bosparan vermutlich niemals jemand auch nur die fehlenden Einnahmen bemerkt hatte. Salim marschierte über das Szintotal hinweg, jene Gegend nördlich von Elem, über die einst sein Stamm geherrscht hatte.

»Du«, wandte er sich an die Palastwache, die reglos neben dem Standbild des Brigon-Horas ausharrte. »Wo ist die Kaiserin?«

»In der Akademie«, erwiderte der Mann leise, »mit dem Zauberer.«

Salim bekam unwillkürlich eine Gänsehaut, als ihn der starre Blick der Wache traf, und widerstand dem plötzlichen

Drang, den Schädel des Mannes gegen den Sockel der Statue zu schlagen.

Den schweigsamen Palastwachen mit ihren goldenen Rüstungen und Helmen, die prunkvolle Hellebarden trugen, oblag die Bewachung der Horaszitadelle. Unter den Prätorianern ging das Gerücht um, dass die blassen, wortkargen Palastwachen mit dem starren Blick verzaubert oder nicht einmal Menschen waren. Man sah sie auch immer nur, wenn sie im Dienst waren, und kein einziges Mal bei irgendwelchen Vergnügungen oder gar außerhalb des Palasts.

Salims Miene verfinsterte sich. »Warum wurde ich nicht informiert?«, bellte er den Mann an, wusste aber, dass er keine Antwort erhalten würde. Stattdessen eilte er wieder aus dem Saal. Wie konnte er nur so nachlässig sein? Für gewöhnlich achtete er immer darauf, wohin die Kaiserin ihre Schritte lenkte, und sorgte dafür, dass er ihre Aktivitäten genau überwachen konnte, wenn sie die Horaszitadelle verließ. Solange der Kaiserin nichts zustieß, war auch sein Posten sicher. Niemand hatte das besser gewusst als sein Vorgänger.

Er verließ den Palast und eilte auf die breite Hochstraße hinaus, die den Hügel, auf dem sich die Zitadelle der Horaskaiser erhob, mit dem Nachbarhügel verband, wo die Gebäude der Bospararer Magierakademie standen. Die Brücke wurde nur von Bewohnern des Palasts und der Akademie genutzt, und beide Aufgänge standen unter ständiger Bewachung der Palastwache. Derzeit war Salim alleine auf der Straße unterwegs, 30 Klafter über der Stadt. Zu seinen Füßen erstreckte sich Bosparan, die Stadt der hundert Türme, einer Ansammlung zahlloser Marmorbausteine gleich, die von Gigantenhand am Ufer des Yaquir ausgestreut worden waren. Sein Blick fiel auf die gewaltige Rennbahn, hinter der sich die Jelianischen Mauern, der zweite Verteidigungsring Bosparans durch die Stadt zog. Dieser umgab die innere Stadt mit ihren zahllosen Thermen, Tempeln und Foren. Dahinter glitzerte helles Sonnenlicht auf den blauen Wassern des Yaquir. Als Salim Bosparan das erste Mal zu Gesicht bekommen hatte – vor einer Ewigkeit, so kam es ihm zumindest vor –, hatte ihn der Anblick

überwältigt. Es war dem Tulamiden undenkbar vorgekommen, dass Sterbliche eine solch gewaltige Stadt hätten errichten können. Noch heute beeindruckte ihn der Anblick immer wieder aufs Neue, selbst nach den vielen Jahren, die er hier schon lebte.

Er verließ die Straße und marschierte nun über Kieswege, unter schattenspendenden Bosparanien und zwischen niedrigen Hecken hindurch. Ein gutes Dutzend Gebäude gruppierte sich hier um einen weiten Platz. Alle diese Häuser gehörten zur *Academia Arcomagia Horasiens Imperatique*, der größten und bedeutendsten Zauberschule des Reichs. Auf den Wegen flanierten Adepten zu zweit oder in kleinen Gruppen umher, unter einigen hohen Bosparanien übten Novizen unter Aufsicht eines Magisters Zauberformeln. Zwei ehrwürdige Lehrmeister in aufwendig bestickten Roben, die leise miteinander plauderten, kamen ihm entgegen. Als er keine Anstalten machte, ihnen auszuweichen, traten sie rasch beiseite. Er bemerkte die ungehaltenen Blicke, die sie ihm zuwarfen, als er mit langen Schritten vorbeimarschierte, aber keiner der beiden Magier wagte es, den Anführer der kaiserlichen Leibgarde zurechtzuweisen.

Salim hielt auf das Hauptgebäude der Akademie zu, ein hohes, achteckiges Gebäude aus strahlendem Eternenmarmor, das selbst das Pentagrammaton in Punin überragte. Er ließ das Sonnenlicht hinter sich und betrat das schattige Innere der Schule. Seine Schritte hallten auf dem Marmorboden wider, während er die weitläufige Eingangshalle durchmaß. Zwischen den Säulen und unter der Decke glommen überall ewige Lichter, die die ganze Halle erleuchteten. In der Mitte des Saals erhob sich eine marmorne Statue der Kaiserin aus einem Wasserbecken. Auch über ihren ausgestreckten Handflächen schwebten Lichtkugeln, die einen warmen Schein verbreitete. Das beruhigende Plätschern eines Wasserspiels erfüllte den Raum. Die Horas war gleichzeitig auch Vorsteherin der Akademie, die im Grunde eine Art Privatschule des Kaiserhauses war und vor allem die Elite des Reiches, die Abkömmlinge adliger Familien des Lieblichen Felds ausbildete. Hela-Horas konnte im Gegensatz zu ihrem Vater und anderen ihrer Vorfahren, die den Titel der Spectabilitas nur

nominell getragen hatten, als ausgebildete Magierin den Posten auch tatsächlich ausfüllen.

Mit großen Schritten stieg Salim die vier Stockwerke bis zu der Etage hinauf, die allein den Lehrmeistern der Zauberschule vorbehalten war. Wann immer ihm ein Magister, Schüler oder Bediensteter der Akademie entgegenkam, wurde ihm respektvoll Platz gemacht. Am Ende eines breiten Ganges hielten zwei seiner Prätorianer neben einer doppelflügeligen Tür Wache. Während er den Gang hinuntereilte, an dem zu beiden Seiten Gemälde und Büsten ehemaliger Horaskaiser sowie berühmter Lehrmeister und Abgänger der Akademie ausgestellt waren, blickten sie ihm reglos entgegen.

Er nickte in Richtung der hohen Tür. »Ist sie dort drinnen? Allein?«

»Nur der alte Zauberer ist noch anwesend«, erwiderte einer der Männer knapp. Salim schnaubte. Dann atmete er noch einmal tief durch und öffnete leise die Tür. Dass die Horas viel zu viel Vertrauen in den Alten setzte, auch wenn Omar sich in seinen zwölf Jahren bei Hofe noch nichts hatte zu schulden kommen lassen, hatte er schon vor langer Zeit erkannt. Dennoch war er ein Gefangener, und er war nicht ungefährlich, davon war Salim inzwischen überzeugt. Wie konnte sie nur mit ihm alleine bleiben?

Die persönliche Studierstube der Akademievorsteherin hätte den meisten Tempelbibliotheken alle Ehre gemacht. Der weitläufige achteckige Raum durchmaß sicherlich zehn Klafter, dies war jedoch kaum ersichtlich, da in mehreren Reihen um das Zentrum der Kammer hölzerne Regale standen, deren oberste Regalbretter nur mit hohen Leitern erreicht werden konnten. Auf den überfüllten Regalen standen und lagen dicht an dicht Pergamente, schwere Bücher, bemalte Vasen, Urnen mit eingeritzten Glyphen, eingerollte Papyri, gravierte Metallplatten, mit Zeichen und Symbolen übersäte Steinplatten, Tafeln aus Ton und Marmor sowie Statuetten jeder Größe und Form – kurzum alles, was irgendwann einmal von Menschen oder anderen Wesen verwendet worden war, um Wissen festzuhalten. Er sah aber auch

milchige Kristallgebilde, in die faustgroße Insekten eingeschlossen waren, Schriftrollen, die aus einem weichen, papierartigen, goldenen Material bestanden, und Teppiche mit verwirrenden Mustern, die das Auge nicht erfassen konnte und die sich immer wieder zu verändern schienen. Viele dieser Dinge stammten aus seiner Heimat, die Kaiserin hatte Tempel, Schulen, Bibliotheken und Akademien im Land der Ersten Sonne geplündert und die Fundstücke nach Bosparan schaffen lassen. Rashid Omar war auch eines dieser ›Fundstücke‹ gewesen.

»... er hat es gewusst. Jahrzehntelang hat er geforscht und gesucht, im ganzen Reich und auch über seine Grenzen hinweg«, vernahm er nun Rashids heisere, fast tonlose Stimme, die hinter den hohen Regalen nur gedämpft zu hören war.

»Er hat sein Ziel fast erreicht.« Dies war die helle und perlende Stimme der Kaiserin, eine Stimme voller Leben und Kraft und Macht, die mit Leichtigkeit den ganzen Raum erfüllte.

Salim verharrte zwischen den Regalen. Die Sprechenden hatten sein leises Eintreten anscheinend nicht bemerkt. Auch wenn er es verabscheute, die Kaiserin heimlich zu belauschen, musste er doch erfahren, was hier vorging. Er wollte wissen, was Rashid mit ihr zu besprechen hatte. Er musste sichergehen, dass sie dem alten Mann nicht zuviel Vertrauen schenkte.

Omar sprach leise, wartete stets ab, ob die Horas zu Ende gesprochen hatte, und klang respektvoll und unterwürfig. »Fast. Er hatte nur vier, wenn ich die Schriften aus den Laboratorien des Horas, verfasst in Zhayad und mit des Kaisers eigenem Blut, richtig deute. Das ›Heptaphernalium‹, wie es Eure Vorfahren aus dem fernen Güldenland in ihren Schriften nannten, war nicht vollendet«, erläuterte er nun. »Sieben mächtige Paraphernalia – Meisterparaphernalia, sollte ich besser sagen – wären vonnöten. Fran-Horas war ihnen und damit der Vollendung seines Magnum Opus bereits zum Greifen nahe gekommen.«

»Doch dann musste er sich dem Aufstand stellen ... Was wohl geschehen wäre, wenn er alle sieben gefunden hätte?« Salim hatte den Eindruck, als ob die Kaiserin während dieser Überlegungen auf und ab ging.

»Wir können nicht wissen, was geschehen wäre«, antwortete Rashid, »wahrscheinlich werden wir es nie erfahren, Eure Kaiserliche Majestät, wäre es dazu doch erforderlich, alle sieben zusammenzutragen – ein überaus schwieriges Unterfangen …«

Die Antwort kam nun rasch, geradezu eifrig. »Was glaubt Ihr, Omar? Was könnte eine Person bewirken, die das Heptaphernalium vollenden würde? Wahrhaftig vollenden?«

»So jemand würde über unermessliche Macht verfügen, niemand könnte sich dieser Person noch entgegenstellen«, raunte der Zauberer zurück, diesmal schneller. »Das wusste auch Euer Ahn. Seine Aufzeichnungen bestätigen es.«

Salim musste an eine Kobra denken, die sich behutsam an ihr Beutetier heranschlängelte. Doch noch hatte sie sich nicht drohend erhoben. Noch hatte sie nicht ihre Zähne gezeigt. Er ballte stumm die Fäuste. *Wie zahnlos bist du wirklich, alter Mann?*

»Und der Stein, den Ihr aus dem Kloster bergen konntet, würde sich wahrhaftig eignen?«

Er horchte auf.

»O ja.« Salim konnte sich gut vorstellen, wie sich Omars Gesicht zu einem skelettartigen Lächeln verzog. »Der Alchimist hat gut daran getan, dieses Objekt vor aller Augen zu verbergen. Nur zerstören konnte er es nicht. Oder beschützen … Aber in Euren Händen ist es sicher, Eure Kaiserliche Majestät.«

»Was ist mit den Pakten, die Fran schloss? Wird es für eine Person, die die Macht des Heptaphernaliums nutzen möchte, zwingend nötig sein, sich den Fürsten der Niederhöllen anzubiedern?«

»O ja. Wenn diese Person seine wahre und ungebundene Macht nutzen möchte, dann schon.«

Salim runzelte die Stirn. Wovon sprach Omar da so leichtfertig? Anbändelei mit den Fürsten der Niederhöllen, den Shaitanim, vor denen die alten Märchen seines Volkes so nachdrücklich warnten?

Rashids heisere Stimme fuhr fort: »Doch nicht jeder Paktschluss ist wie der andere. Ihr habt die Dämonenbeherschung erlernt, genau hier und von den Besten ihrer Zunft. Und Ihr habt auch

von mir alles erfahren, was ich über die Siebtsphärigen weiß. Ihr wisst, dass ein starker Geist immer die Oberhand behalten wird, sogar in einem Seelenpakt. Wer stark ist, vermag selbst den Erzdämonen zu befehlen, Eure Kaiserliche Majestät.«

Die beiden schwiegen. Schließlich erklang wieder die helle Stimme. »Ich ziehe mich nun zurück. Ich schicke nach jemandem, der Euch zurück in den Palast bringt, damit Ihr Euch erholen könnt. Ich habe eine neue Sklavin für Euch, eine Waldmenschenfrau. Ihr schätzt diese Wilden doch, oder?«

»Eure Kaiserliche Majestät ist zu gütig.« Omars Stimme troff nur so vor Unterwürfigkeit. »Ich bin Euer ergebener Diener und verdiene Eure Gunst nicht.«

Die Kaiserin antwortete nicht. Salim hörte, wie sich am anderen Ende des Raums eine Tür öffnete und schloss. Er umrundete das Regal und trat lautlos in die Mitte der Kammer. Der Raum war ursprünglich dazu gedacht gewesen, dass Schüler den Ausführungen des Akademieleiters lauschen konnten. Rundum waren Bänke aufgestellt, gedämpftes Licht sickerte durch ein großes Oberlicht in den Saal. Doch auch auf diesen Bänken lagen jetzt Schriften und Tontafeln, auf dem Boden stapelten sich dicke Folianten. Ein großer Holztisch in der Mitte des Raums bog sich geradezu unter schweren Büchern und alten Pergamenten, dazwischen standen und lagen filigrane Schmuckstücke, steinerne Statuetten und gravierte Kanopen. In der Nähe erhob sich eine Statue der Kaiserin, die Magierstab und Schwert in den Händen trug. Rashid Omar saß in einem Sessel mit hoher Lehne, mit dem Rücken zu ihm, sein Stab lehnte neben ihm am Tisch. Salim machte einen weiteren lautlosen Schritt.

»Salâm, Tribun. Ich hoffe, Ihr habt gehört, was Ihr hören wolltet«, krächzte da die heisere Stimme Omars, und ein leises Kichern folgte. Salim verharrte und ballte die Fäuste.

»Seid Ihr sicher, dass ich hören *sollte*, was ich gehört habe?«, antwortete er schließlich und umrundete dabei den Sessel.

Wie immer, wenn er den alten Zauberer ansah, stieg in ihm Abscheu auf, ganz so, als müsste er sich jeden Moment übergeben. Der Alte glich mehr einer Leiche als einem lebenden Menschen:

Seine fleckige graue Haut spannte sich wie dünnes Pergament über seinem Schädel, die schmalen Lippen waren rissig, und nur noch wenige weiße Haarbüschel ragten unter dem mächtigen Turban hervor. Omar trug einen weiten Kaftan aus roter Seide, die skelettartigen Hände mit den zahllosen Ringen ruhten auf den Armlehnen des Sessels. Nur die kleinen braunen Augen in ihren eingefallenen, dunklen Höhlungen wirkten lebendig und klar. Immer wieder dachte Salim, dass der alte Mann nicht mehr lange unter den Lebenden weilen würde, doch dann überdauerte der Zauberer noch einen weiteren Tag, eine weitere Woche, einen weiteren Mond. Inzwischen kam es ihm so vor, als halte ihn nur noch die Befriedigung, die er daraus zog, ihn zu quälen, am Leben.

Die Kaiserin hatte bei ihren Plünderungen in den Tulamidenlanden die besten Zauberer aus dem Land der Ersten Sonne entführen lassen, um sich von ihnen unterrichten und in die Jahrtausende alten Geheimnisse der tulamidischen Magie einweihen zu lassen. Omar war der Einzige, der so lange durchgehalten hatte, der Einzige, der in den Augen der Horas noch immer von Nutzen war, auch wenn Salim nicht verstand, weshalb.

Das Gesicht des Alten verzog sich zu einem schiefen Lächeln: »Was meint Ihr damit, Sahib?«

Salim fragte sich, ob Omar absichtlich auf die Sprache ihres Volkes zurückgriff. Denn wenn er den Tribun damit reizen wollte, war dies ganz sicher der richtige Weg.

»Seelenpakte, unermessliche Macht und Paraphernalia – und Ihr mittendrin. Was erhofft Ihr Euch? Wollt Ihr auf dem Rücken der Kaiserin an Macht kommen?«

»Aber, aber, Tribun«, wehrte Omar ab, »ich bin alt und schwach. Das Einzige, was mich noch am Leben hält, ist meine Berufung als Lehrmeister und bisweilen der warme Körper einer jungen Frau in meinem Bett. Was soll ich da mit Macht, Einfluss und Reichtum?«

Die verlogenen Worte des Zauberers weckten wieder die Wut in ihm, wie ein schlafendes wildes Tier, das überraschend in seiner Ruhe gestört worden war. Er sprang vor und packte den dürren

Hals des alten Tulamiden. »Was bezweckt Ihr?«, fauchte er ihn an. »Was lehrt Ihr die Kaiserin?«

Omar rührte sich nicht, obwohl er sicherlich wusste, dass Salim seinen Hals ebenso leicht knicken konnte wie einen trockenen Ast. »Ich lehre sie schon lange nicht mehr«, erwiderte er schließlich, und mit einem Mal klang sein Stimme kräftiger und gesünder, als Salim sie jemals gehört hatte. »Sie hat schon vor Jahren jeden Schüler übertroffen, den ich je ausgebildet habe. Sie hat mich übertroffen. Sie hat Fran-Horas, den man den Blutigen nannte, übertroffen. Ich diene ihr nur noch, weil sie dies so wünscht.«

Die rätselhaften Worte des Zauberers kosteten Salims letzten Rest Geduld. Es wäre so einfach, er musste nur zudrücken, es würde ihn nicht einmal besonders viel Kraft kosten. Er konnte den Tod Omars als Unfall ausgeben, der Zauberer war alt und gebrechlich. Seine Finger schlossen sich fester um den Hals des Alten. »Was meint Ihr?«, blaffte er Omar an. »Sprecht nicht wie im Fiebertraum, alter Mann! Warum gebt Ihr Euch als Schoßhund der Kaiserin?«

»Ich?«, zischte Omar. »Was, wenn Euer Vater Euch so sehen könnte? Es muss lange gedauert haben, bis Ihr die Sprache Bosparans so gut sprechen konntet wie ein Einheimischer, habe ich recht? Und nun tragt Ihr die Rüstung der Güldenländer, tragt Euer Haar wie sie, esst Ihr Essen, schlaft mit ihren Frauen und tötet ohne Reue, wann immer die Kaiserin es Euch befiehlt. Was würde er zu Euch sagen, Salim ibn Hailif, was? Was würde er zu Euch sagen, wenn er sehen könnte, dass Ihr euch einem Weib unterworfen habt?«

»Ich verbiete Euch, den Namen meines Vaters im Mund zu tragen!«, erwiderte Salim laut, aber seine Stimme bebte.

Rashids Grinsen entblößte schiefe gelbe Zähne. »Und was ist mit den Männern und Frauen, die Ihr im Namen der Kaiserin im Kloster des Alchimisten ermordet habt? Was ist mit all den anderen? Hört Ihr ihre Stimmen des Nachts, wenn Ihr allein im Bett liegt, ihre Schreie? Ist dieser Preis wahrlich angemessen für das Privileg, neben der Kaiserin stehen zu dürfen? Das Privileg, Euch im Licht der mächtigsten Frau dieses Zeitalters zu sonnen?«

Die kalte Wut und sein rasender Hass auf den Zauberer ließen Salim nicht mehr los, genauso entschlossen und unerbittlich, wie er den Hals des Alten umklammert hielt. Sie verlangten, dass er handelte, dass er Rashid ein schnelles Ende bereitete. Seine Finger zuckten, er malte sich das Hochgefühl aus, das es ihm bereiten würde, Omar aus seiner miserablen Existenz zu erlösen.

»Nur zu, Tribun.« Omars Stimme war kaum noch zu hören. »Doch wisst Ihr auch schon, wie Ihr meinen Tod der Kaiserin erklären wollt?«

Salim blinzelte und starrte den Alten lange an. »Was wollt Ihr dann, wenn es Euch nicht nach Macht gelüstet?« Er stellte fest, dass seine Stimme an Entschlossenheit verloren hatte.

»Wie ich schon sagte«, entgegnete Omar, der nun wieder wie ein alter Mann klang, »ich bin nur hier, um der Kaiserin zu dienen. Ganz egal, wohin ihr Weg sie noch führen wird … Ganz egal, wohin. Mein Werk ist noch nicht getan. Ah!«

Sein Gesicht hellte sich auf. Salim wandte sich um und ließ dann rasch von Omar ab. Zwei Sklavinnen in einfachen weißen Tuniken – eine davon eine füllige Waldmenschenfrau mit bronzefarbener Haut – hatten den Raum betreten. Salim sah regungslos zu, wie sie dem alten Zauberer aus seinem Sessel halfen und ihn behutsam stützten.

»Habt Dank, ihr Sendbotinnen Rahjas«, murmelte Rashid und legte einen Arm um die Waldmenschensklavin, »nun bringt einen alten Mann in seine Gemächer.«

Salim sah dem Zauberer nach. Er fühlte sich, und das zum ersten Mal seit langer Zeit, hilflos.

»Habt vielen Dank, Hauptmann Raul, und die Zwölfe mit Euch! Ich wüsste nicht, was ich ohne Euch getan hätte. Allein der Gedanke, dass meine zarte kleine Fossa noch immer in den groben Händen dieser Halunken sein könnte …«

Baduar bemühte sich verzweifelt, ein Lachen zu unterdrücken, während die alte Bäuerin Raul kräftig umarmte und ihn offenbar zumindest diesen Monat nicht mehr loslassen wollte.

»Es war gar keine große Mühe, gute Frau«, erwiderte Raul, als er sich endlich aus dem Griff der Alten befreit hatte und wieder Luft bekam, »die Diebe liefen feige davon, kaum dass sie uns erblickt hatten.«

»Und bescheiden ist er auch!« Wieder streckte die Bäuerin die Arme aus, und Rauls ganzes Geschick war von Nöten, um ihrem Griff auszuweichen. Baduar verbarg sein Grinsen hinter vorgehaltener Hand. Raul war alles andere als bescheiden und nahm gerne den Dank der Menschen entgegen – heute schien es aber anders zu sein.

»Weißt du, ich habe auch etwas zur Rettung der›zarten kleinen Fossa‹ beigetragen«, erwähnte Baduar, als die beiden Offiziere wieder auf dem Weg zurück zu ihren Pferden waren. »Der Kerl, den ich vor der Klinge hatte, war doch sicherlich doppelt so groß wie deiner.«

»Aber auch doppelt so beleibt«, ergänzte Raul. »Wenn es dir allerdings lieber ist, können wir zurückgehen, und ich erzähle Nettel, dass dein Beitrag um ein Vielfaches größer war als meiner. Vielleicht willst *du* dich ja mit ihrer Tochter verloben lassen …«

Baduar hielt Raul lachend zurück, als dieser tatsächlich Anstalten machte, wieder umzudrehen: »Lass gut sein, so sehr bin ich auch wieder nicht auf Ruhm und Ehre aus.«

Raul seufzte. »Ich frage mich, ob diese unrühmliche Geschichte jemals auf einem Basar erzählt werden wird: *Raul al'Ahjan*

und die Rettung der zarten kleinen Fossa ... Meine Kinder und Kindeskinder werden auf ewig in Schande leben, wenn sie dies vernehmen.«

»Ein überaus klangvoller Titel für eine Heldengeschichte«, erwiderte Baduar. »Ihr Tulamiden könnt euch bestimmt für einen unerschrockenen Heroen begeistern, der der Gefahr ins Auge blickt und eine alte Milchkuh aus den Händen angetrunkener Viehdiebe befreit.«

»Habibi, ich habe dich lange Zeit für den aufrichtigsten Menschen gehalten, der mir je begegnet ist, aber du offenbarst nun eine grausame Seite, die mir wahrlich nicht gefallen will.«

Baduar überging die Anrede, die in Rauls Muttersprache ›Freund‹ oder ›Weggefährte‹ bedeutete. Raul hatte damit begonnen, ihn so anzusprechen, als er vor einem halben Jahr befördert worden war. Seitdem war ihre Freundschaft beständig gewachsen. Zu Beginn hatte es Baduar gestört, inzwischen hatte er aber erkannt, dass die Anrede nur für wirklich hochgeschätzte Kameraden gedacht war – und so allmählich begann er sich sogar daran zu gewöhnen.

Das beschauliche Dorf, durch das die beiden Männer schlenderten, gehörte zu den vielen Siedlungen, die Gareth mit ihren Erzeugnissen ernährten. Es war Anfang Efferd, die Erntezeit näherte sich, und auf den Feldern rundum wogte der goldene Weizen sanft im Wind. Auf den benachbarten saftigen Weiden grasten den ganzen Tag über die Kühe und Ziegen. Die Ländereien rund um Gareth waren ertragreich, geradezu von Peraine gesegnet, schließlich hatten die Menschen in den Jahrhunderten seit der Gründung der Stadt den großen Wald, den sie einst hier vorgefunden hatten, zu weiten Teilen abgeholzt und in fruchtbares Acker- und Weideland verwandelt. Die Weiler hier waren ungeschützt, und auch wenn die Bauern sich gegen wilde Tiere recht gut selbst zu verteidigen vermochten, musste sich die Garde der Diebe und Räuber annehmen, die bisweilen das Umland heimsuchten.

Raul tätschelte seine Fuchsstute, die er neben Baduars Braunen an einen Zaun gebunden hatte. »Salâm, Shabra. Du hast mich

heute stolz gemacht, schnell wie der Wind warst du.« Er murmelte noch etwas auf Tulamidya, was Baduar nicht verstand. Das Pferd schnaubte erfreut und stieß Raul mit dem Kopf an.

»Weißt du, sie ist ein Garether Pferd«, erklärte Baduar, »ich glaube nicht, dass sie deine Sprache versteht.«

»Oh, sie versteht mich ganz ausgezeichnet, du Sohn der Einfalt«, erwiderte Raul, »Genau genommen ist Shabra das klügste Tier, was mir je untergekommen ist.«

Wie so oft hatte es keinen Sinn, Raul von einer erstmal gefassten Überzeugung abzubringen. Baduar stieg auf sein Pferd und sah zu, wie der Tulamide sich ebenfalls behände auf seinen Fuchs schwang.

Gareth lag nur einen kurzen Ritt nach Osten, die beiden Hauptleute ließen sich aber Zeit. Die Befugnisse der Garde erstreckten sich zwar auch auf das Garether Umland, dennoch kam es nicht häufig vor, dass sie für längere Zeit die Stadt verlassen konnten. Die reetgedeckten Bauernhäuser und die knorrigen Obstbäume warfen bereits lange Schatten, als sie den Weiler verließen. Ein Junge aus dem Dorf, der an einem Grashalm kaute und einen Korb mit Äpfeln unter dem Arm trug, winkte den beiden im Vorbeigehen fröhlich zu, und die Männer erwiderten den Gruß.

»Wir hätten doch Nettels Angebot annehmen und zum Abendessen bleiben sollen«, überlegte Raul. »Es kann nur besser munden als die triste Verpflegung der Garnison.«

»Und das Risiko eingehen, dass sie dann doch noch dem ganzen Dorf deine Verlobung mit ihrer Tochter verkündet?« Baduar grinste. »Sämtlichen Garether Jungfrauen – und ihren Müttern – würde damit das Herz gebrochen. Außerdem erwartet uns der Oberst zurück.«

Jolen Arresta, der neue Oberst der Garde, bemühte sich immer noch, ein gutes Bild abzugeben und sich vor dem Stadtrat für das in ihn gesetzte Vertrauen zu beweisen. Da er nicht den Respekt der einfachen Frauen und Männer in Uniform genoss und Hauptleute wie Raul, die eher auf Seiten der Gardisten standen, es ihm auch nicht gerade einfacher machten, hatte er es bislang nicht leicht gehabt. Baduar bemühte sich redlich, sowohl

Arresta zu gehorchen, war es doch seine Meinung, dass Disziplin unabdingbar war, als auch nicht den erst kürzlich gewonnenen Respekt der Garde wieder zu verlieren. Die Frauen und Männer waren sehr viel freundlicher zu ihm geworden, nachdem Raul befördert worden war und Baduar sich auf seinen Rat hin Mühe gab, bisweilen auch einmal sein Pflichtgefühl zu vergessen. Raul hatte damit ohnehin keine Probleme, wo immer er auftauchte, fand er gleich Freunde und, mehr noch, gewann die Herzen der Menschen für sich. Natürlich gab es auch Ausnahmen: Zwei recht bedeutende waren die Herzen von Oberst Arresta und Stadtmeister Kurfeld.

Baduar war insgeheim froh, dass der neue Oberst es mit der Garde so schwer hatte – und das nicht, weil er übergangen worden war. Es hätte ihm nichts ausgemacht, wenn einem der anderen, dienstälteren Hauptleute der Vorzug gegeben worden wäre. Doch dann hatte man ihnen Jolen Arresta vorgesetzt, der in der herzoglichen Garde von Rommilys gedient hatte und – wie der Zufall nun mal so spielte – der Schwiegersohn Ormanus Kurfelds war.

»Siehst du das?«, meinte Raul plötzlich.

Sie hatten inzwischen die Reichsstraße III erreicht, die von Ost nach West durch Garetien verlief. Raul deutete in die Richtung, die nach Westen führte, in den Kosch und nach Angbar. Die Sonne ging gerade unter und tauchte den Horizont in blutroten Schein, als würden die Felder, Wiesen und Äcker lichterloh in Flammen stehen.

Baduar schirmte die Augen mit der Hand ab. »Ich sehe nichts.«

»Am Horizont, auf der Straße.«

Dann sah auch Baduar die Karren und Wagen. Er blickte fragend zu Raul.

»Irgendwas stimmt da nicht«, murmelte dieser und trieb sein Pferd an. Baduar widersprach nicht, auch wenn er nicht wusste, was an einigen Reisenden so ungewöhnlich sein sollte.

Er wusste es, als sie auf Rufweite herangekommen waren. Es handelte sich um vielleicht zwanzig einfache Wagen und Handkarren, alle hoch beladen mit Hausrat, sogar eine Kuh war an

einem der Wagen angebunden, und einige Kinder trieben eine Handvoll ausgemergelte Ziegen vor sich her. Einer der Wagen wies Brandspuren auf, die Plane eines anderen war aufgerissen. Das Schlimmste waren jedoch die Menschen. Es handelte sich um einfache Bauern, es mochten an die hundert sein. Sie sahen mitgenommen aus, ihre Kleidung zerrissen und schmutzig, einige hatten provisorische, dreckige Verbände um Arm oder Kopf geschlungen. Alle waren staubedeckt, wie von einer langen Reise. Diejenigen, die zu Fuß gingen, konnten sich kaum noch auf den Beinen halten. Auf einem der vordersten Wagen hockten zwei Kinder, vielleicht drei oder vier Jahre alt, die Gesichter schwarz vor Schmutz, und starrten reglos vor sich hin. Ihre Mutter saß auf dem Kutschbock und wog ein schreiendes Neugeborenes im Arm, machte aber den Eindruck, als würde sie jeden Moment vom Wagen rutschen. Die Reisenden verharrten, als die beiden Hauptmänner herangekommen waren. Raul sprang vom Pferd und trat auf die Mutter mit dem Kind zu.

Baduar wandte sich an einen der Bauern, der die beiden müden Ochsen vor seinem Wagen führte: »Bei den Zwölfen, was ist geschehen? Woher kommt ihr?«

»Die meisten stammen aus Untertrutz, das ist im nördlichen Kosch, doch gibt es diesen Ort jetzt wohl nicht mehr, Herr«, erwiderte der Mann, und seine raue Stimme sprach von der Erschöpfung vieler Tage Reise. »Doch noch mehr haben sich uns unterwegs angeschlossen.«

»Was ist euch widerfahren?«, drängte Baduar, während Raul zwischen den Wagen hin und herging und die Verletzten in Augenschein nahm.

»Schwarzpelze, Herr. Orks!« Dem Bauern schien das Erlebte noch einmal vor seinem geistigen Auge zu sehen. »Plündernd und brandschatzend kamen sie aus der Greifenmark hervor. Wir konnten kaum etwas retten, die meisten haben es nicht geschafft. Wir sahen, wie die ersten Höfe in Flammen aufgingen, und versuchten, uns zu wehren. Aber es waren viel zu viele.«

»Orks?«, hakte Baduar nach. »Wie kann eine Bande von Orks ein ganzes Dorf niedermachen?«

»Keine Bande, Herr.« Der Bauer klang nun verbittert, er ballte die Fäuste. »Viele hundert, vielleicht Tausende, ein Heer von Schwarzpelzen. Und sie lassen nichts stehen und nichts leben. Ich weiß nicht, ob meine Schwester und deren Familie noch lebt, ob diese Bestien sie erschlagen haben, versklavt oder geschändet …« Er brach ab.

»Ihr sagt, ihr kommt aus dem Kosch? Ist Angbar dann nicht näher?«, erkundigte sich Baduar. Der Bauer schüttelte den Kopf. »Wir wollten zuerst nach Angbar, doch die Stadt ist bereits überfüllt mit Flüchtlingen und wurde abgeriegelt, um eine Hungersnot zu vermeiden. Der Bruder meiner Frau lebt in Gareth, und ich habe den Menschen hier gesagt, dass die Garether die Göttin Travia in Ehren halten.«

Baduar nickte nur. Er wollte dem Bauer keine falschen Hoffnungen machen. Raul trat an ihn heran, sein Blick war voller Entsetzen. »Schwarzpelze haben das angerichtet, sagen diese armen Menschen. Du solltest die Verletzten auf den Wagen am Ende des Zugs sehen. Diese Ungeheuer haben die Leute furchtbar zugerichtet.«

Baduar schüttelte den Kopf. »Murak-Horas hat die Orks bezwungen und in ihr Land zurückgetrieben, weit hinter dem Finsterkamm. Hier und da sind zwar immer noch Banden unterwegs, aber ein ganzes Heer?«

Raul packte seinen Arm. »Habibi, wenn dieses Orkheer Richtung Süden auf Angbar zieht und dort nicht geschlagen oder auch nur abgewehrt wird …«

»… dann halten sie auf Gareth zu«, ergänzte Baduar. »Und wir verfügen mit der Garde über gerade einmal dreihundert Frauen und Männer.«

Raul nickte ernst. »Wir brauchen Hilfe.«

Der große Ratssaal des Stadthauses von Gareth war bis auf den letzten Sitzplatz gefüllt.

»Ruhe!«, erklang die Stimme des Stadtmeisters vernehmlich im Saal. »Ich erbitte Ruhe!«

Das allgegenwärtige Gemurmel, das eingesetzt hatte, kaum dass Baduar seinen Bericht beendet hatte, verstummte. Ormanus Kurfeld saß auf dem Platz des Stadtmeisters, einem erhöhten Sessel, der Baduar wie ein Thron erschien. Hinter ihm erhob sich eine überlebensgroße Statue der Kaiserin mit der Horaskrone auf dem Haupt, die mit strengem Blick auf die Anwesenden herabsah. Vor ihm saßen die Schreiber und Protokollare des Rates und im großen Halbrund die Stadträte von Gareth. Baduar stand in der Mitte und wartete auf die Entscheidung des Stadtmeisters. Er entdeckte Raul zwischen den Schaulustigen, die den Saal bevölkerten und sich zwischen den Säulen rundum drängten. Die Nachricht von der Ankunft der Flüchtlinge und den Ereignissen im Westen hatte sich offenbar rasch herumgesprochen. Rauls Miene war versteinert, neben ihm stand Cusmina, die immer wieder halblaut auf ihn einredete. Er konnte sich sehr gut vorstellen, was sie sagte: ›Schwarzpelze, dreckiges Pack! Die greifen wir uns, wenn sie sich nach Gareth wagen!‹

Baduar selbst hatte erst einmal leibhaftige Orks zu Gesicht bekommen. Er war noch jung gewesen, gerade vierzehn Götterläufe alt, als eine große Bande die Ländereien seiner Familie unsicher gemacht hatte. Seine Mutter hatte einige ihrer alten Kameraden gesammelt – sie alle hatten unter Murak-Horas gekämpft und waren dafür mit Land in den befreiten Gegenden belohnt worden –, dann hatten sie ihr Gefolge unter Waffen gesetzt und waren hinausgeritten. Roana vom Eberstamm hatte darauf bestanden, dass ihr jüngster Sohn ebenfalls die Truppe begleitete, auch wenn sein Vater ihn für nicht alt genug hielt. Baduar hatte die Kämpfer begeistert begleitet, natürlich war er der Meinung, dass er, so wie seine Schwestern und Brüder, erwachsen genug war, um gegen Orks zu kämpfen. Allerdings musste er dann doch, gemeinsam mit einigen Bediensteten, die kaum Kampferfahrung besaßen, bei der Nachhut bleiben und durfte die Auseinandersetzung nur aus der Ferne erleben. Danach hatte er die toten Schwarzpelze bestaunt, die er sich als groteske, riesige Bestien ausgemalt hatte. Dabei sahen sie fast wie Menschen aus, gedrungen, aber mit schwarzem Körperhaar

und gewaltigen Hauern im Maul. Diese Orks hatten gekämpft wie die Wilden und die Leben mehrerer tapferer Gefolgsleute Roanas gefordert. Sie glaubten an barbarische, bluttrinkende gehörnte Götzen, hatte seine Mutter ihm erklärt, die Feinde der Zwölfe waren.

Doch damals war es vielleicht gegen etwa dreißig Orks gegangen. Wenn die Berichte stimmten, würden sie es in wenigen Wochen mit einem Heer von weit über tausend zu tun bekommen.

»Oberst, was sagt uns, dass diese Schwarzpelze eine Gefahr für Gareth werden könnten?«, richtete Kurfeld nun eine Frage an Arresta, der neben Baduar stand. »Hier, tief im Herzen Garetiens? Wir haben in dieser Gegend schon seit über zehn Jahren keine Orks mehr gesehen. Murak-Horas hat die Schwarzpelze schon vor langer Zeit vertrieben.«

»Wir wissen es nicht«, erwiderte der Oberst rasch, »doch sehr wahrscheinlich werden die Schwarzpelze gar nicht bis zur Stadt gelangen.«

Baduar atmete tief durch. »Wenn unsere Kundschafter zurückkehren, werden wir hoffentlich Genaueres wissen. Doch marschieren die Orks offenbar auf Angbar zu«, wiederholte er noch einmal nachdrücklich. »Angbar ist besser geschützt als wir, sie haben Truppen, die den Grenzkampf gewohnt sind. Es mag sein, dass die Orks dort aufgerieben werden. Wenn die Schwarzpelze allerdings zurückgeschlagen werden, oder aber – was die Zwölfe vermeiden mögen – wenn sie die Stadt erobert haben, suchen sie sich ein anderes Ziel. Dann könnten sie auf Vadocia ziehen oder nach Osten. Die Dörfer und Städte hier, in Garetien, sind kaum befestigt. Wir haben nur unsere Garde …«

»Habt Dank, Hauptmann Baduar«, unterbrach ihn der Stadtmeister, »wir haben das bereits beim ersten Mal verstanden.« Er seufzte und kratzte sich am Kopf. »Wir werden Boten nach Wehrheim und Rommilys entsenden. In Wehrheim ist die *Brigon-Horas*-Legion stationiert und in Rommilys die Herzogsgarde, die uns innerhalb kürzester Zeit Unterstützung schicken können. Ich schicke auch einen Boten nach Bosparan mit einem offiziellen

Bericht des Stadtrats und einem Hilfegesuch.« Kurfeld nickte in die Runde. »Die Sitzung ist beendet.«

Das Stimmengewirr wurde wieder lauter. Baduar atmete auf.

»Hast du gehört? In Angbar wurden die Orks zurückgeschlagen. Vadocia wird wohl ihr nächstes Ziel sein, wenn sie nicht sogar direkt auf Gareth marschieren.« Cusmina Haverdan war immer die Erste in der Garnison, die neue Gerüchte und Berichte aufschnappte. Sie hatte sich inzwischen in Rage geredet: »Wenn die Schwarzpelze es bis hierher schaffen, bekommen sie es mit mir zu tun! Schon meine Großmutter hat die Uniform der Garde getragen, genauso wie mein Vater. Keiner von diesen Schwarzpelzen setzt auch nur einen Fuß in meine Stadt, nicht, solange ich es verhindern kann!«

Baduar wandte sich ab und verließ den großen Speisesaal der Garnison. Auf dem Hof traf er Raul, der damit beschäftigt war, Shabras Fell zu striegeln.

»Hast du es ihnen erzählt?«, erkundigte er sich bei Baduar.

»Dass die Nachrichten noch schlechter sind, als Cusmina zu wissen glaubt?« Er schüttelte den Kopf. »Nein.«

Er war wie alle Hauptleute anwesend gewesen, als die Kundschafter Oberst Arresta Bericht erstattet hatten. Tatsächlich hatte man es in Angbar geschafft, den Gegner zurückzuschlagen, da die Angbarer sich in ihrer Stadt verschanzt und Hilfe von den Zwergen aus dem Koschgebirge erhalten hatten. Doch die schlechte Nachricht war, dass die Schwarzpelze dabei nur geringe Verluste hatten hinnehmen müssen und ihre Zahl sich bestätigt hatte: Fünfzehnhundert Orks hatten die Stadt angegriffen.

»Sie sollten es wissen«, erklärte Raul.

Baduar seufzte. »Du hast ja recht. Aber ehe wir nicht wissen, wohin sich die Schwarzpelze wenden, ob sie zuerst Vadocia angreifen oder nicht, können wir ohnehin nicht sagen, was auf uns zukommt.«

»Es sind schon vier Tage vergangen, und die Boten sind immer noch nicht zurück.« Raul klopfte Shabra auf den Hals, die zufrieden schnaubte. »Warum dauert das nur so lange?«

Baduar zuckte mit den Schultern, hörte aber kaum zu. Ihm kam wieder einmal der Tag in den Sinn, als er mit seiner Mutter zwischen den toten Orks herumgewandert war. Sie hatte ihm die kruden Waffen und Rüstungen der Schwarzpelze gezeigt, ihm beschrieben, wie diese kämpften und dass sie die ehrenhaften Regeln der Schlacht, die die Göttin Rondra vorschrieb, verhöhnten. Sie hatte ihm erzählt, was die Orks den Bauern und ihren Höfen angetan hatten, die sie überfallen hatten, auch wenn Baduar zu jung gewesen war, um zu verstehen, was diese Gräueltaten wirklich bedeuteten. Er hatte sich gewünscht, wie seine Schwestern und Brüder gegen die Orks kämpfen und Heldentaten vollbringen zu können, die der zornigen Göttin gefallen würden. Er schaute auf den Griff des Schwertes hinunter, das er an der Seite trug.

In diesem Moment kam Falk über den Hof gerannt, er winkte den beiden Hauptmännern zu. »Die Boten sind zurück«, stieß er atemlos hervor, »zumindest die aus Wehrheim und Rommilys. Der Stadtrat wird gerade zusammengerufen.«

»Was?« Kurfeld beugte sich vor. »Was sagst du da?«

Doch sie alle hatten die Berichte der beiden staubbedeckten Botenreiter genau verstanden: Der Rat von Rommilys hatte erklärt, dass man die eigenen Truppen nur für den Schutz der Stadt einsetzen würde, was auch nicht verwunderlich war. Doch die Nachricht aus Wehrheim, jener Stadt, die das Heerlager für die ganzen Nordprovinzen darstellte, war vernichtend: Der Legat von Wehrheim, der auch Praefect der Greifenmark war, hatte erklärt, dass die dort stationierten Truppen gebraucht würden, um Wehrheim und die Mark zu schützen, da man auch im Norden Orks gesichtet hatte. Ohne direkten Befehl aus Bosparan war er nicht gewillt, Einheiten nach Gareth zu schicken.

Raul wandte sich an Baduar: »Hat Wehrheim nicht mehr als genug Truppen, um uns Unterstützung zu schicken?«

Baduar nickte langsam. »Als Murak-Horas gegen die Orks zog, war die Stadt ein einziges großes Heerlager. Viele dieser Legionen sind nun in den Tulamidenlanden stationiert, aber wenn die Weidener, Tobrier oder Garetier Hilfe benötigen, dann erbitten sie immer noch die Hilfe des Praefecten der Greifenmark.«

Cusmina hatte den Botschaften, die von den beiden Reitern vorgetragen worden waren, mit großen Augen gelauscht. »Sie tun es wieder«, raunte sie nun, »wie damals, sie lassen uns im Stich, ganz egal, ob Orks kommen oder Oger oder sonstwas. Die wollen, dass Gareth untergeht.«

»Meinst du den Aufstand gegen Fran-Horas?«, fragte Raul.

Cusmina nickte. »Nach der Dämonenschlacht ist Gareth so geschwächt gewesen, dass es ein leichtes Ziel war. Als die Orks kamen, vermochte sich die Stadt nicht zu wehren. Die Bürger wurden versklavt oder erschlagen, und Gareth wurde lange Zeit von den Schwarzpelzen besetzt.«

»Wir haben noch keine Nachricht aus Bosparan, das kann noch Tage oder sogar Wochen dauern«, wandte Raul ein. »Erst dann wissen wir Genaues.«

Cusmina schüttelte energisch den Kopf. »Glaub mir: Die Horas hat nichts dagegen, wenn Gareth einen Dämpfer erhält. Und die Fatzken in Rommilys ohnehin, die lesen der Kaiserin doch jeden Wunsch von den Augen ab. Die Stadt wird denen zu reich und zu mächtig, wie damals, zu Frans Zeiten. Ich sage euch: Bosparan interessiert es nicht, ob Gareth geplündert und niedergebrannt wird. Die werden sich hüten, uns Hilfe zu schicken.«

Baduar suchte nach einer passenden Entgegnung, nach Worten, die Cusmina und Raul – und nicht zuletzt auch ihm selbst – wieder etwas Mut machen würden. Doch er schwieg, denn tief in seinem Inneren wusste er, dass die Gardistin recht hatte.

Salim eilte durch weitläufige Säle und lange Gänge, er war auf dem Weg zu einem der vielen Höfe und Gärten des Palasts. Die Horas hatte ihn rufen lassen, und er würde sie ganz sicher nicht länger als unbedingt notwendig warten lassen.

Die Horaszitadelle allein hatte schon die Ausmaße einer kleinen Stadt. Eine Heerschar von Dienern, Palastwachen und Sklaven sorgte hier dafür, dass die Kaiserin alles hatte, was sie benötigte. Darüber hinaus beherbergte die Zitadelle eine stattliche Anzahl an Höflingen, für deren kriecherische Anbiederei bei der Horas Salim aber nur Verachtung übrig hatte. Doch er musste diese Speichellecker ebenso dulden wie Rashid. Er hoffte allerdings, dass sich heute eine Gelegenheit bieten würde, zumindest den alten Zauberer loszuwerden. Vielleicht hatte die Kaiserin ihn genau deshalb zu sich bestellen lassen.

Er hatte mehrere Abkürzungen gewählt und sein Ziel fast erreicht. Nun durchschritt er einen hohen Torbogen, der zwei Höfe miteinander verband. Salim kannte die Zitadelle in- und auswendig, es gab kaum einen Gang oder Raum – von den privaten Gemächern der Kaiserin einmal abgesehen –, den er sich nicht genau eingeprägt hatte.

Über ihm öffnete sich ein blauer, fast wolkenloser Himmel. Warmes Sonnenlicht fiel auf die sorgsam gepflegte Rasenfläche vor ihm, nur hier und da ragten einige Bosparanien oder eine einsame Blutulme in den Himmel. Er schritt einen Kiesweg entlang, die Steine knirschten unter seinen Sandalen, und umrundete ein Blumenbeet, in dessen Mitte sich eine glänzend polierte Marmorstatue der Kaiserin erhob. Dann entdeckte er die Gestalten, die im Schatten einiger Bosparanien beieinander standen.

Neben der Horas war nur eine Handvoll Personen anwesend: ihre persönliche Leibdienerin Amara, einige Sklaven und der alte Jagdmeister der Kaiserin, Dirpano. Die Kaiserin trug ein maßge-

schneidertes, enges Wams aus feinem weißen Hirschleder, dazu ebenso weiße Handschuhe, Reithosen und Stiefel. Die hüftlangen goldenen Haare hatte sie zurückgebunden, damit sie sie nicht störten. Gerade nahm sie einen Bogen zur Hand, den Dirpano ihr mit einer Verbeugung überreichte, und prüfte die Spannkraft der Sehne. Salim entdeckte eine Zielscheibe am Ende des Gartens, er schätzte, dass sie etwa fünfzig Klafter entfernt war. Auf einem Tisch unter den Bäumen lagen zwei weitere Bögen, Pfeilköcher sowie kurze Schwerter bereit. Die Sklaven standen regungslos daneben, die Köpfe gesenkt, war es ihnen doch verboten, die Horas direkt anzusehen.

Natürlich würde Salim die Kaiserin nicht von sich aus ansprechen und warten, bis sie Zeit für ihn hatte. Er trat neben Amara, die eine gesiegelte Schriftrolle, einen Brief offenbar, in Händen hielt und daraus vorlas. Die Leibsklavin der Kaiserin, die so gut wie nie von ihrer Seite wich, trug ein langes Kleid aus feinster blauer Seide. Einer von Amaras Eltern war ein Elf gewesen, sie hatte die leicht spitzen Ohren und die großen katzenhaften Augen, die typisch für dieses Volk waren. Dazu war sie gertenschlank und überragte selbst ihn noch um mehrere Finger, ihr langes, braunes Haar fiel ihr offen auf die Schultern herab.

»... und so grüßen wir Euch als Schwester, Eure Horaskaiserliche Majestät, und verbleiben in Freundschaft und Liebe«, las die Halbelfe gerade mit heller Stimme das Ende des Briefs vor.

»Mygdonia ist wahrlich eine Frau nach meinem Geschmack«, erklärte die Kaiserin. Ihre Worte waren nicht an Salim gerichtet, also schwieg er und rührte sich nicht. Er wusste nun aber, dass der Brief von der Königin Haranijas war. »Eine starke Frau und eine weise Herrscherin«, fuhr sie fort. »Nur was sie an diesem Jüngling gefunden hat ... Wie war noch sein Name?«

»Arkos«, antwortete Amara. Sie war die einzige Anwesende, die die Kaiserin direkt ansah.

»Arkos, richtig! Furchtbar blass und unscheinbar. Ich sage dir, und behalte meine Worte in guter Erinnerung, der wird nie etwas vollbringen, an das sich die Menschen später einmal erinnern werden.«

Auf einen Wink von ihr nahm Amara einen Becher mit Wasser vom Tisch und reichte ihn der Kaiserin.

»Ich werde Mygdonia nachher eine Antwort schreiben«, erklärte die Horas, nachdem sie einen kleinen Schluck getrunken hatte, »und ihr für ihre Gaben danken. Was könnte wohl ein geeignetes Gegengeschenk sein? Vielleicht einen dieser bocksbeinigen Faune aus den Feenwäldern von Cyclopaea? So etwas gibt es in Zorgahan nicht, und Mygdonia wäre sicherlich außerordentlich beeindruckt. Ich könnte jemanden entsenden, um einen einzufangen.«

»Sehr passend, Majestät«, erwiderte Amara und nahm den Becher wieder entgegen.

Die Kaiserin hob den Bogen und spannte ihn prüfend. Er war etwas größer als die Kurzbögen, die von der Legion verwendet wurden. »Dirpano hier«, erklärte sie dabei, »schwört, dass ich mit diesem Bogen auf fünfzig Klafter sicher das Ziel treffen kann.« Sie streckte die Hand aus, und einer der Sklaven reichte ihr, ohne dabei aufzusehen, einen Pfeil. Die Kaiserin legte ihn auf die Sehne und spannte den Bogen mit kräftiger Hand. »Ich frage mich, ob er darauf wohl seinen Kopf verwetten würde.«

Der grauhaarige Jagdmeister mit dem geflochtenen Bart hatte ebenfalls das Haupt gesenkt. Wenn ihn die Bemerkung der Kaiserin – ob sie scherzhaft gemeint war, vermochte Salim nicht zu sagen – berührt hatte, ließ er es sich nicht anmerken.

Der Pfeil flog von der Sehne. Die Kaiserin wandte sich um und nickte. »Es sieht so aus, als ob uns Dirpano noch eine Weile erhalten bleibt.«

Sie trat nun auf Salim zu, der sich steif verneigte, Amara reichte der Kaiserin den Becher.

»Ihr wolltet mit mir sprechen?«, erkundigte sich die Horas, nahm einen Schluck und wandte sich dann wieder dem Tisch mit den Waffen zu.

Salim nickte. »Es dreht sich um den Zauberer Rashid Omar und einige Bemerkungen, die er in Bezug auf Eure Person gemacht hat.« Derartige Reden lagen ihm nicht, und deshalb hatte er sich sorgfältig überlegt, was er sagen wollte.

»Omar?« Die Kaiserin ließ ihren Blick über die ausgelegten Waffen wandern. »Was ist mit ihm?«

»Ich bin für Eure Sicherheit verantwortlich, Eure Kaiserliche Majestät. Rashid Omar sorgt sich ganz sicher nicht um Euer Wohlbefinden. Er ist Tulamide …«

»Das seid Ihr auch«, warf die Kaiserin mit leiser Stimme ein.

Salim zögerte. »Ganz recht, Eure Majestät. Ich meine … Was ich sagen möchte, ist, dass ich es nicht für klug halte, sich weiter mit dem Zauberer zu umgeben …«

»Mit wem ich mich umgebe, ist wohl ganz und gar meine Angelegenheit«, erwiderte die Kaiserin scharf. Ihre Stimme war nun hart und kalt. Sie schaute immer noch auf die Schwerter herab, hielt ihren Wasserbecher aber fest umklammert, so fest, dass ihre Fingerknöchel weiß wurden. Salim spürte einen heftigen Stich. War er zu weit gegangen? Hatte er sich zu viel angemaßt? Die Kaiserin schloss die Augen und verharrte.

Salim schluckte. Sollte er ihre Verzeihung erbitten? Oder würde sie dies als Schwäche auslegen? Die Horas rieb sich nun mit der freien Hand die Stirn und seufzte leise auf. Dann schüttelte sie den Kopf. Salim warf Amara einen kurzen Blick zu. Die Halbelfe starrte die Kaiserin ernst an und runzelte die Stirn.

»Omar ist harmlos«, fuhr die Kaiserin fort, ihre Stimme war nun wieder weich und perlend. Sie nahm eines der Schwerter in die Hand. »Er war mir bislang immer loyal und wird es auch weiterhin sein. Er weiß es besser, als sich gegen mich aufzulehnen.«

Die Kaiserin prüfte das Gewicht der Waffe und vollführte dann einen kraftvollen, geraden Stich, der den Kopf des am nächsten stehenden Sklaven nur um Haaresbreite verfehlte. Der Mann rührte sich nicht. Als die Horas das Schwert wieder senkte, bemerkte Salim den roten dünnen Strich auf der Wange des Sklaven. Zufrieden lächelnd begutachtete die Kaiserin die Schneide der Waffe.

»Aber genug davon, Tribun.« Die Horas wandte sich zu Salim um und schaute ihn direkt an. »Ich habe eine wichtige Mission für Euch. Meine erste Hofmagierin reist in meinem Auftrag in den Süden. Ich lege ihre sicherer Rückkehr in Eure Hände.« Die

Kaiserin hob den Becher an die Lippen und trank einen weiteren kleinen Schluck.

»Wie Ihr befehlt, Eure Kaiserliche Majestät«, erwiderte Salim und bemühte sich, dabei entschlossen zu klingen. Hatte sie ihm seine Anmaßung vergeben? »Wohin soll ich reisen?«

»In den Süden. Um genau zu sein …« Sie stockte mit offenem Mund, die Hand mit dem Becher begann zu zittern. »Amara …«, flüsterte die Kaiserin, ihre Augen weiteten sich.

Die Dienerin reagierte sofort. »Die Horas wünscht, alleine gelassen zu werden!«, rief sie mit überraschender Dringlichkeit und sprang der Kaiserin zur Seite. Dirpano und die Sklaven sahen die Dienerin erstaunt an, doch auf einen energischen Wink Amaras hin eilten sie davon.

Salim starrte mit wachsendem Entsetzen die Kaiserin an. Der Becher fiel ihr aus der Hand und ins Gras, sein Inhalt entleerte sich auf den Boden. Das Schwert landete daneben.

»Ihr auch, Tribun! Geht!«, rief Amara aus.

Salims Beine reagierten nicht, selbst wenn er es gewollt hätte. *Gift!* durchzuckte es ihn. Seine Eingeweide verkrampften sich. Die Kaiserin konnte nicht sterben, sie durfte nicht sterben. Hatte er versagt? Waren seine Tage gezählt?

Amara fing die Horas auf, die zusammensackte wie eine Marionette, deren Fäden durchgeschnitten worden waren, und bettete ihren Kopf behutsam in ihren Schoß.

Salim stolperte auf die beiden zu und sank auf die Knie. »Eure Majestät, was …?«, presste er hervor.

»Geht, Tribun! Verschwindet!« Amara stieß ihn von sich, aber er reagierte nicht. Er starrte die Kaiserin an, deren Gesicht sich wie unter großen Schmerzen verzog, sie gab würgende Laute von sich, ihr Körper, ihre Arme und Beine zuckten, die Augen waren geweitet und auf den Himmel gerichtet. Amara hatte Mühe, den Kopf der Horas ruhig zu halten. Instinktiv streckte er die Hände aus, um zu helfen.

»Fasst sie nicht an!«, befahl Amara. »Es wird gleich vorbei sein.«

Er verharrte. Die Kaiserin schlug und trat wild um sich, die Halbelfe erhielt mehrere heftige Schläge gegen die Arme und

ins Gesicht, ignorierte diese jedoch. Immer heftigere Krämpfe erschütterten den Leib der Horas. Amara hielt unbeirrt den Kopf der Kaiserin fest.

»Was geschieht mit ihr?«, verlangte Salim zu wissen. Eine eiskalte Klaue hatte ihn gepackt und wollte ihn nicht mehr loslassen.

Die Dienerin schüttelte den Kopf. »Es ist gleich vorbei. Für gewöhnlich kündigt es sich rechtzeitig genug an, dass wir alleine sein können …«

Plötzlich presste die Kaiserin die Hand auf ihre Stirn und stieß einen langgezogenen Schrei hervor. Sie bäumte sich auf und sackte dann wieder zurück. Salim starrte die Horas an, die sich nun tatsächlich ganz allmählich wieder beruhigte. Amara wiegte sie sanft im Schoß und flüsterte leise auf die blonde Frau in ihren Armen ein. Die Kaiserin hatte die Augen geschlossen, ihre Brust hob und senkte sich. Schweiß glänzte auf ihrer Stirn. Ihre Glieder zitterten noch immer leicht.

Nach einer Weile klärte sich der Blick der Horas. Sie blinzelte, starrte in den Himmel hinauf, schließlich wandte sie langsam den Kopf und ihr Blick fiel auf Salim. Er stellte fest, dass er noch immer im Gras hockte und die Kaiserin ganz unverhohlen anstarrte. Rasch stand er auf und nahm wieder Haltung an.

Die Horas ließ sich von Amara auf die Beine helfen und wehrte ab, als die Dienerin sie stützen wollte. Salim bemerkte, dass vom Gras grüne Streifen auf ihrer weißen Kleidung zurückgeblieben waren. Amara griff nach einem frischen Becher und reichte ihn der Kaiserin. Diese nahm einen Schluck, ihre Hände zitterten leicht. Noch immer hatte sie Salim nicht direkt angesehen. Er wagte nicht, sich zu rühren. Nach einer Weile straffte die Horas sich.

»Einen ›Fluch der Götter‹ würden die Menschen dies nennen, was Ihr gerade gesehen habt, eine Strafe Alverans«, begann sie mit leiser Stimme und ohne Salim dabei anzuschauen. »Die Zwölfe strafen Frevler mit Wahn und Raserei, so lehren es die Priester. Doch wisst, dass mein Vater unter Anfällen litt, wie auch nicht wenige in meiner Familie vor ihm, auch Fran und selbst Silem-Horas, der von den Himmlischen erleuchtet wurde und

den Menschen die wahren Götter brachte.« Die Kaiserin sprach so leise, dass er ihre Worte gerade so verstand. Amara schaute Salim unbewegt an. »Ihr Blut und das Blut des göttlichen Horas fließt in meinen Adern. Vielleicht ist das mehr, als eine Sterbliche ertragen kann, vielleicht ist dies der Preis, den Sterbliche für ein derartiges ... Geschenk zu entrichten haben. Vielleicht bedeutet es aber auch, dass ich ebenso wie diese großen Herrscher zu Höherem bestimmt bin.«

Sie wandte sich um und musterte Salim aufmerksam. »Dass Ihr gesehen habt, was soeben hier geschah, ist ein todeswürdiges Verbrechen, Tribun. Wenn mein ... wenn diese Zustände, die mich bisweilen überkommen, bekannt werden würden, würden die Menschen den Glauben an ihre Herrscherin verlieren.«

Salim senkte den Kopf. Die Kaiserin starrte ihn lange mit unbewegtem Gesicht an. Nicht einmal blinzelte sie dabei. Ein rubinroter Tropfen rann langsam von ihrer Lippe herab. Die Horas hob die Hand und wischte das Blut fort. »Es sei denn«, fuhr sie schließlich fort, »es sei denn, Ihr schwört mir, dass Ihr zu niemandem über das sprechen werdet, was Ihr soeben gesehen und gehört habt, Tribun.«

Salims Herz schlug schneller. Wollte die Kaiserin ihm wirklich dieses Geheimnis anvertrauen, ihn ins Vertrauen ziehen? Er fiel auf die Knie: »Ich schwöre, Eure Kaiserliche Majestät, bei allem was mir heilig, gut und teuer ist, dass ich niemals Zeugnis leisten werde über das, was ich heute hier vernommen und gesehen habe!«

Die Kaiserin sah ihn lange unbewegt an. Schließlich nickte sie: »Ausgezeichnet.« Dann wandte sie sich an Amara. »Ich muss mich zurückziehen, die nächsten Tage sollte ich in Gesellschaft besser nicht gesehen werden.«

Salim kniete immer noch auf dem Rasen und sah der schlanken weißen Gestalt der Kaiserin hinterher, die sich über den Kiesweg entfernte, bis sie außer Sichtweite war. Erst dann wagte er es, aufzuatmen.

»Es tut mir leid, Leute. Hört auf mich und geht nach Hause. Wir warten noch immer auf Nachricht aus Bosparan. Erst dann werden wir wissen, ob eure Hilfe gebraucht wird.«

Raul stand schweigend daneben, während sich Baduar bemühte, die aufgebrachte Menge zu beruhigen und ihre Rufe zu übertönen. Schließlich gaben die Menschen nach, die ersten verließen den Hof der Garnison bereits wieder. Es waren mehrere Dutzend, viele von ihnen Handwerksgesellen oder Bauern, die mit Schwertern und Knüppeln oder auch nur mit Beilen und Dreschflegeln gekommen waren und lautstark gefordert hatten, an der Seite der Garde gegen die Orks kämpfen zu dürfen.

»Ich weiß nicht, warum wir diese Menschen fortschicken«, meinte Raul. »Es sind gute Leute, die nichts anderes wollen, als ihre Heimat zu verteidigen.«

»Wir schicken sie ja nicht fort«, wandte Baduar zögerlich ein, »der Oberst hat nur angeordnet, dass wir niemandem Hoffnung machen sollen. Wir werden diese Menschen brauchen, um die Stadt zu schützen, aber noch hat der Rat nicht entschieden. Uns kann noch immer Nachricht aus Bosparan erreichen. Selbst wenn der Bote schnell reitet, braucht er viele Tage, und noch einmal so lange, bis er wieder in Gareth angekommen ist.«

»Durchaus«, erwiderte Raul. »Aber ganze zwei Wochen? Die Leute werden immer unruhiger, du siehst es doch, und das durchaus mit Recht.« Er seufzte. Widersprüchliche Gerüchte aus dem Westen trafen alle paar Tage mit Reisenden ein. Es hieß inzwischen, dass es bei Vadocia zu heftigen Kämpfen gekommen war. Manche sprachen von einer großen Schlacht, andere sagten, die Stadt wäre dem Erdboden gleichgemacht worden. Ein kleiner Kundschaftertrupp der Garde hatte sich vor einer Woche auf den Weg gemacht, um ihnen endlich Klarheit zu verschaffen, und war nicht wieder zurückgekehrt.

Oberst Arresta wollte danach keinen zweiten Erkundungsritt mehr befehlen, auch wenn Baduar und Raul sich umgehend freiwillig gemeldet hatten.

»Wie viele sind es nun?«, fragte Raul und sah den Bürgern hinterher, die den Hof verließen. »Jeden Tag kommen Dutzende hierher und wollen etwas tun, niemand will untätig warten. Inzwischen dürften es Hunderte sein. Was meinst du: Zweihundert? Dreihundert?«

»Mag sein«, erwiderte Baduar nachdenklich, »aber auch das hilft uns nicht gegen eintausend Orks. Keiner dieser braven Leute würde eine Schlacht überstehen.«

Die Worte stießen etwas in Raul an. Er kam ins Grübeln. »Eine Schlacht würden sie wahrhaftig nicht überstehen, nein …«

»Was willst du damit sagen?«

»Es gibt noch andere Möglichkeiten als eine offene Feldschlacht.« Raul rieb sich den Bart. »Wenn es uns jedoch gelänge, die Orks in einen Hinterhalt zu locken …«

Baduar schüttelte den Kopf. »Du könntest den Rat niemals dazu überreden, nicht, solange Kurfeld den Vorsitz hat. Außerdem benötigen wir diese Leute, um die Mauern zu schützen.«

»Ich würde ohnehin lieber bar jeder Waffen mit einem Krokodil ringen, als mit einem Saal voller scharfzüngiger Räte zu diskutieren«, erklärte Raul. »Ich meine nur, dass wir Jolen darauf ansprechen könnten. Er steht mit dem Stadtmeister und den Räten auf gutem Fuß.«

»Jolen hat, seit er von der Gefahr gehört hat, immer nur genau das getan, was ihm als der sicherste Weg erschien«, schnaubte Baduar. »Glaub nicht, dass er seine Meinung ändern wird.«

Baduar leistete den Befehlen des Obersts zwar stets Folge und es würde ihm niemals einfallen, sich gegen einen Vorgesetzten aufzulehnen, Raul kannte seinen Kameraden jedoch gut genug, um zu wissen, dass dieser dessen Feigheit, die seinen eigenen rondrianischen Idealen widersprach, verachtete. Er wollte aber nicht so leicht aufgeben und beschloss, sich noch einmal an den Oberst zu wenden.

Baduar sollte allerdings Recht behalten, wie Raul schon bald herausfand. Vor dem heutigen Treffen des Stadtrats brachte er behutsam seinen Vorschlag vor, der aber keinen Anklang bei dem Oberst fand.

Als sie Jolen Arresta später zum Stadthaus begleiteten – einen Ort, den sie Rauls Meinung nach in letzter Zeit viel zu oft von innen sahen –, hatte sich auf dem weiten Platz vor dem Gebäude eine große Menge eingefunden. Jeder Garether, der in den vergangenen zwei Wochen bei der Garnison angeklopft hatte, um seine Hilfe zuzusichern, hatte sich offenbar heute hier eingefunden. Er sah Handwerker und Händler, Bürger und Bauern. Der ein oder andere erkannte ihn und erkundigte sich, ob der Rat plane, etwas zu unternehmen, aber Raul konnte nur entschuldigend abwinken. Im Ratssaal standen die Menschen dicht an dicht, und der Stadtmeister hatte alle Mühe, für Ordnung zu sorgen. Auch die Vorsteher der Garether Tempel waren anwesend. Er erkannte sofort Custos Lumini Yarum von Gareth in seiner prachtvollen rotgoldenen Robe. Arresta stand bereits bei seinem Schwiegervater, Stadtmeister Kurfeld.

Raul deutete zu dem jungen Mann, der hinter Yarum stand. »Ist dies der neue Hochgeweihte der Rondra?«

Baduar nickt. »Timus von Arivor. Er wurde erst vor einigen Monaten aus der Hochburg von Arivor hierher versetzt. Du solltest bisweilen mit mir den Göttinnendienst im Tempel besuchen.«

Raul musterte den Geweihten der Kriegsgöttin, der eindeutig der jüngste unter den anwesenden Priestern war. Immer wieder strich er seinen rotweißen Wappenrock zurecht, seine Augen wanderten unruhig durch den Saal.

»Verzeiht, Ihr seid Hauptmann Raul?« Eine Frau im prachtvollen Ornat der Stadträte hatte sich einen Weg zu ihm und Baduar gebahnt. Raul musterte die Frau, die etwa fünfzig Götterläufe alt sein mochte, sich kerzengerade hielt und ihn mit wachen braunen Augen ansah. Ihre dicken schwarzen Haare hatte sie im Nacken zusammengebunden, was ihr ein strenges Aussehen verlieh.

Er nickte und deutete eine Verbeugung an. »Raul al'Ahjan, zu Euren Diensten, Sahib.«

Die Rätin runzelte kurz die Stirn und musterte ihn: »Al'Ahjan? Ihr seid nicht von hier?«

Raul lächelte. »Nein, ich bin Tulamide.«

Sie erwiderte nun sein Lächeln, und es war keinesfalls falsch und verlogen, wie er es von einer Stadträtin erwartet hatte, sondern ehrlich und aufrichtig: »Unsere Garde zieht demnach Menschen aus dem ganzen Reich an, scheint mir. Ich hatte gedacht, Hauptmann Raul, von dem mir schon so viel erzählt wurde, sei Garether. Bitte entschuldigt meine Überraschung, ich wollte Euch ganz gewiss nicht beleidigen.«

Raul deutete erneut eine Verbeugung an. »Ganz und gar nicht, Sahib.«

Die Rätin schmunzelte, wurde aber gleich wieder ernst. »Mein Name ist Celissa Ulfaran, Rätin der Stadt Gareth«, stellte sie sich vor. »Man sagte mir, Ihr habt als Erster mit den Menschen gesprochen, die aus dem Westen geflohen sind?«

Raul nickte. Ihm kam wieder der Anblick der verwahrlosten Flüchtlinge in den Sinn.

»Sagt mir Eure ehrliche Meinung – und Ihr auch, Hauptmann Baduar: Wie ernst ist es? Was können wir erwarten?« Celissa schien aufrichtig besorgt.

»Nach dem, was wir wissen, haben fünfzehnhundert Schwarzpelze den Finsterkamm überquert«, erklärte Raul. »Niemand kann sagen, wie viele bei den Kämpfen um Angbar und Vadocia ihr Leben gelassen haben. Wenn die Zwölfe mit uns sind und die Angbarer und Vadocier sich wacker geschlagen haben, wird lediglich ein halb so großes Orkheer Gareth angreifen. Doch selbst dann brauchen wir Hilfe, allein schon, um die Mauern der Stadt zu verteidigen. Die Dörfer dagegen …«

»Diese Orks sind Barbaren«, stieß Baduar plötzlich aufgebracht hervor, »sie glauben nicht an die Zwölfe, sie glauben an nichts, was gut und ehrlich ist. Sie werden die Erwachsenen erschlagen, die Kinder versklaven, die Häuser anzünden und das Vieh stehlen.«

Raul schaute überrascht zu Baduar auf, dessen Miene sich verfinstert hatte. Tiefe Sorgenfalten bildeten sich in Celissas Stirn.

»Ist es richtig, dass sich bereits mehr als vierhundert Freiwillige bei der Garde gemeldet haben?«, hakte sie nach.

»Wir haben sie nicht gezählt, Sahib«, antwortete Raul, »aber viele gute Menschen wollen für ihre Stadt kämpfen, und wenn Ihr mich fragt, solltet Ihr den Rat überzeugen, es ihnen zu gestatten, und das besser heute als morgen. Wenn wir ein Heer aufstellen könnten …«

Er zögerte, sein Eifer hatte die Überhand gewonnen. Es stand ihm nicht zu, die Stadträtin zu belehren, und doch konnte er nicht anders. Er hatte mehrfach mit dem Gedanken gespielt, Gareth wieder zu verlassen, um sich in Sicherheit zu bringen, sein ungebundenes Leben als Abenteurer wieder aufzunehmen. Doch immer, wenn sich diese Überlegungen in seine Gedanken schlichen, musste er an Baduar, an Cusmina, Falk und all die anderen denken, auch an die alte Nettel und die Freude in ihren Augen, als Raul der Bäuerin ihre einzige Kuh zurückgebracht hatte.

»Dann habt Ihr einen Plan?«, hakte Celissa nach.

»Nun«, begann Raul vorsichtig, »durchaus, allerdings …«

Ehe er fortfahren konnte, rief Kurfeld die Anwesenden zur Ordnung und eröffnete die Sitzung des Rats. Celissa Ulfaran nickte den beiden Hauptmännern dankbar zu und begab sich wieder zu ihrem Sitzplatz zwischen den anderen Stadträten. Raul bemerkte Cusmina, die spät dran war und Mühe hatte, sich durch die Menge zu den beiden Hauptmännern durchzukämpfen. Schließlich erreichte sie die beiden.

»Es ist uns zu Ohren gekommen, dass sich bei der Garde in den vergangenen Tagen viele Freiwillige gemeldet haben«, begann nun der Stadtmeister. »Der Stadtrat begrüßt dies. Wir brauchen jede Unterstützung, die wir nur kriegen können, um die Mauern Gareths zu verteidigen. Falls nicht rechtzeitig Verstärkung eintrifft, heißt das.«

»Was sagt Ihr da?«, ertönte eine Stimme aus der Menge. »Nur die Mauern? Was ist mit den Dörfern?«

Kurfeld winkte ab. »Die Dorfbewohner und das Vieh werden rechtzeitig in die Stadt gebracht.«

Ein Mann in der Menge sprang auf. »Was ist mit der Ernte? Die Erntezeit steht bevor. Wir können nicht die Felder und Äcker schutzlos aufgeben!«

Der Stadtmeister musterte den Störenfried, seine Stimme wurde lauter: »Wir haben nicht die Mittel, alle Dörfer und Höfe in der Umgebung zu schützen. Die Sicherheit der Stadt geht vor.«

»Stadtmeister, wenn Ihr erlaubt?« An Baduars breiten Schultern vorbei erkannte Raul Celissa Ulfaran, die sich von ihrem Platz erhob. Kurfeld gab ihr mit einem Wink das Wort.

»Ich muss mich dem anschließen. Wenn die Ernte ausbleibt, droht uns ein Winter, in dem die Stadt hungern wird. Dies ist genauso schlimm, wenn nicht verheerender, als die Plünderung durch die Schwarzpelze.«

Der Stadtmeister hob beschwichtigend die Hand. »Sollte es so weit kommen, wird uns Bosparan Hilfsgüter schicken.«

»Aber nicht, ohne sich diese mit Gold bezahlen zu lassen. Das würde uns in eine Abhängigkeit führen, die niemand möchte. Steuern sind das eine, doch auch noch für Hilfsgüter zu zahlen würde uns in die Knie zwingen ... Allerdings, was wäre, wenn es einen andern Weg gäbe?«, fuhr Celissa nun mit klarer Stimme und von den Worten des Stadtmeisters unbeeindruckt fort. Ihr Blick wanderte zu Raul und Baduar.

Raul runzelte die Stirn.

»Viele hundert tapfere Menschen sind bereit, diese Stadt zu verteidigen«, erklärte Celissa, nun wieder an den Rat gewandt, »und es gibt einen Plan, wie man die Orks aufhalten kann, ehe sie Gareth oder die Dörfer erreichen. Doch uns bleibt nicht viel Zeit. Wir sollten besser schnell eine Entscheidung treffen, um uns auf das Eintreffen des Feindes vorbereiten zu können.«

Raul wurde abwechselnd heiß und kalt. Er lehnte sich zurück und versuchte, hinter Baduars breitem Kreuz zu verschwinden.

»Ein Plan? Was für ein Plan?« Kurfeld sah Oberst Arresta an, der nur hilflos mit den Schultern zuckte.

»Ich habe soeben mit einigen unserer braven Hauptleute gesprochen«, erklärte Celissa, »sie haben einen Plan, wie die Orks aufgehalten werden können, mit der Garde und den Freiwilligen,

jenem Bürgerheer. Wir sollten ihnen Gehör schenken – ich denke, Stadtmeister, Ihr kennt Hauptmann Raul schon?«

Raul hoffte inständig, in einem schlechten Traum zu stecken. Doch dann wurde sein Name wiederholt, Baduar wandte sich um und nickte ihm aufmunternd zu. Cusmina sah ihn nur mit gerunzelter Stirn an. Raul spürte hunderte Augen auf sich, als er sich einen Weg durch die Menge nach vorne bahnte. Viele nickten oder lächelten ihm zu, er sah zahlreiche bekannte Gesichter. Sein Blick fiel auch auf Yarum von Gareth, der ihn bewegungslos musterte. Kurfeld lächelte ihm von oben herab süffisant entgegen. »So«, begann der Stadtmeister langsam, »Ihr habt also eine Idee, wie Ihr mit diesem *Bürgerheer* – war es das? – die uns weit überlegenen Schwarzpelze bezwingen könnt.«

Raul räusperte sich. »Mir ist tatsächlich ein Plan in den Sinn gekommen, ganz recht. Ein Garether Heer könnte den Sieg davontragen, wenn es uns gelingt, die Orks in eine Falle zu locken. Während meiner Zeit als Söldner in den Tulamidenlanden ...«

»Wir sind aber nicht in den Tulamidenlanden«, unterbrach Kurfeld ihn sofort. »Hier in Garetien rufen wir die Legion zur Hilfe, wenn Gefahr droht.«

»Nun, das habt Ihr doch getan. Ich sehe allerdings noch keine Legionäre vor der Stadt aufmarschieren«, erwiderte Raul ohne nachzudenken. Gelächter und einzelne zustimmende Rufe wurden im Saal laut. Yarum hatte die Augenbrauen gehoben, Celissa lächelte ihm aufmunternd zu. Er fasste etwas mehr Mut und wollte bereits fortfahren, doch Kurfeld war schneller.

»Noch ist Zeit, bis Antwort aus Bosparan kommen kann«, rief er und übertönte damit die Stimmen in der Runde. »Außerdem solltet Ihr einmal darüber nachdenken, welche Konsequenzen es nach sich ziehen kann, wenn wir ohne die Erlaubnis der Horas ein Heer aufstellen! Ihr könnt es ja nicht wissen, aber diese guten Leute hier ...«

»Diese guten Leute hier«, unterbrach Raul ihn, und er war selbst überrascht, wie fest seine Stimme klang, »wissen genau, dass sie ihr Land den Schwarzpelzen nicht kampflos überlassen dürfen. Sie wollen nicht zu verwüsteten Äckern, niedergebrannten Hö-

fen und zerstörten Feldern zurückkehren! Sie wollen nicht ihre Kinder hungern sehen! Sie wollen nicht feige von den Mauern der Stadt aus zusehen, wie ihr Leben, ihre Häuser vernichtet werden!«

Lauter Jubel brandete im Saal auf. Rauls Gesicht war heiß geworden. Er hatte die Fäuste geballt, und die Worte waren über seine Lippen gekommen, ohne dass er wirklich darüber nachgedacht hatte.

»Ruhe!«, brüllte Kurfeld auf. »Ich verlange Ordnung!« Er wandte sich an die versammelten Tempelvorsteher. »Hochwürden Timus, Ihr wisst besser als alle Anwesenden, ob der Plan des Hauptmanns Aussicht auf Erfolg hat. Was sagt die Kirche der Rondra?«

Der Angesprochene starrte Kurfeld einen Moment lang reglos an, dann straffte er sich. »Nun«, begann er und räusperte sich. »Wie Ihr schon sagtet, Stadtmeister, steht es Gareth nicht zu, ohne Erlaubnis Ihrer Kaiserlichen Majestät ein Heer aufzustellen. Weiterhin bleibt uns ganz sicher nicht die Zeit, aus einigen Freiwilligen ein schlagkräftiges Heer zu formen, das in der Lage ist, den Schwarzpelze in offener Schlacht zu begegnen. Zudem erwähnte der Hauptmann eine Falle – nun, hier stellt sich die Frage, ob dieses Vorgehen auch noch göttinnengefällig und ehrenhaft wäre …«

»Dann lautet die Empfehlung der Rondra-Kirche also, dem Feind nicht entgegenzuziehen?«, hakte der Stadtmeister sofort nach.

Timus zögerte. Dann nickte er. »Ganz recht.«

Kurfeld lächelte. »Ich danke Euch für den Rat, Hochwürden.«

Die meisten Stadträte schüttelten nun die Köpfe, einige flüsterten leise miteinander. Yarum schwieg, er hatte die Rede des Rondra-Hochgeweihten reglos verfolgt und starrte Raul nun mit zusammengekniffenen Augen nachdenklich an. Doch dann ergriff Celissa wieder das Wort. »Es gibt gute Argumente dafür und dagegen«, rief sie, »ob wir dem Gegner nun entgegenziehen oder die Stadt verteidigen …«

»Richtig, Rätin«, fiel Kurfeld ihr ins Wort und erhob sich. »Deshalb sollten wir abstimmen.«

Celissa schien irritiert, Raul wusste nicht, wieso. »Wir sollten das Für und Wider zunächst einmal genau abwägen«, erklärte sie beschwichtigend. »Der Rat muss zunächst einmal alle Fakten genau kennen. Hauptmann Raul hatte seinen Plan noch nicht im Detail darlegen können.«

»Warum auch? Wir haben Eure Argumente gehört. Wir haben die Rede des *Hauptmanns* gehört«, der Stadtmeister deutete auf Raul, so als wolle er den Anwesenden einen Schmutzfleck auf dem Saalboden zeigen, »und die Empfehlung der Rondra-Kirche. Außerdem sagtet Ihr doch selbst, dass die Zeit drängt. Nun?« Kurfeld blickte sich um, nicht wenige der Stadträte nickten zustimmend. Raul verstand allmählich und wusste nun wieder, warum Staatskünstler ihm zuwider waren.

»Wer stimmt für den Plan, den die Rätin Ulfaran vorgeschlagen hat? Wer möchte die Garde und ein Bürgerheer den Angreifern entgegenschicken?« Mehrere Arme hoben sich, Raul wusste aber schon, wie das endgültige Urteil aussehen würde. »Wer stimmt dagegen, und damit dafür, dass Oberst Arresta seine Leute allein für die Verteidigung der Stadt einsetzt?«

Raul senkte den Kopf und blickte den Stadtmeister nicht mehr an, als dieser den Entschluss verkündete. Er hatte das Gefühl, in ein bodenloses Loch zu fallen.

»Damit steht der Beschluss des Rats fest. Die Garde hat einzig und allein die Mauern der Stadt zu besetzen. Eventuelle Freiwillige, die bereit sind, sich an der Verteidigung zu beteiligen, können sich in der Garnison melden und werden dort erfahren, wo auf den Mauern sie eingesetzt werden. Die Räumung der Dörfer beginnt umgehend.«

Salim verabscheute Sylla, und er verabscheute Hadrokles Paligan. Am meisten verabscheute er es aber, in Sylla festzusitzen und Paligan Tag für Tag ertragen zu müssen. Die Hafenstadt Sylla war einer der strategisch bedeutendsten Stützpunkte des Reichs, und die Straße von Sylla zwischen dem Festland und der Insel Altoum war der einzig sichere Seeweg um die Südspitze des Kontinents herum. Wer Sylla kontrollierte, kontrollierte die Straße von Sylla. Wer die Straße von Sylla kontrollierte, kontrollierte die Schifffahrt, den Handel und damit den ganzen Süden. Und derzeit war dies Hadrokles Paligan.

Der schmierige Cyclopäer war Praefect von Sylla und gleichzeitig Admiraloberst der hier stationierten Flotte. Er verfügte über zahlreiche Galeeren und befahl etlichen Legionäre. Es passte Salim ganz und gar nicht, wie sehr sich Paligan hier, tief im Süden und am Ende der Welt, in seiner Rolle gefiel.

Früh am Morgen verließ Salim sein Quartier in der trutzigen Festung, von der aus Paligan im Namen der Kaiserin über Sylla und sein Südseereich regierte. Die Sonne ging gerade auf, tauchte die hellen Mauern des Baus in rotes Licht und brachte das klare blaue Wasser unten im Hafen zum Strahlen, doch Salim hatte für die Schönheit des Moments keinen Sinn.

Er hatte die ganze Nacht unruhig geschlafen und war früh erwacht. Peri schlief dagegen noch tief und fest. Bisweilen wunderte es ihn, wie gut sie in jeder Situation schlafen konnte: in einem Zelt vor einer Schlacht, im Horaspalast oder im Sturm auf hoher See, es machte für Peri keinen Unterschied.

Im Leuchtturm auf der anderen Seite des Hafens, einem monumentalen Bau, den Fran-Horas vor Jahrhunderten hatte errichten lassen, brannte noch immer das Feuer, das Schiffen den sicheren Weg nach Sylla wies. Die Fischer der Stadt fuhren in diesem Moment mit ihren kleinen Nussschalen hinaus auf das Meer. Über

ihnen kreisten schreiend die Möwen. Unten im Hafen reihten sich die unbezwingbaren Kriegsgaleeren des Reichs aneinander, darunter etliche Biremen und Triremen. Die Schiffe lagen so dicht beieinander, dass Salim das ganze Hafenbecken hätte durchqueren können, ohne dabei nasse Füße zu bekommen.

Mit einer dieser Galeeren war er vor einigen Tagen in Sylla angekommen, als Eskorte der ersten kaiserlichen Hofmagierin, Braiane von Thalassia. Die Magierin war umgehend in den Dschungel aufgebrochen, der direkt hinter Sylla begann und bis an die Stadtmauern heran wild und grün wucherte. Die Prätorianer sollten auf ihren Befehl hin in der Stadt bleiben, Braiane hatte nur einige Sklaven und örtliche Führer mitgenommen. Seitdem warteten sie, und Salim wurde mit jedem Tag ungeduldiger.

Noch war die Temperatur angenehm, noch wehte eine klare kühle Brise vom Meer heran, schon bald aber würde es wieder drückend schwül werden. Er war das feuchtwarme Klima aus seiner Kindheit gewohnt, denn er war im Szintotal aufgewachsen, im Schatten der Echsensümpfe. Vielleicht war gerade dies ein weiterer, wenn nicht gar der wichtigste Grund, warum er Sylla nicht mochte: Vieles erinnerte ihn an früher.

Er erreichte den Teil der Festung, in dem Paligans Privatgemächer untergebracht waren. Die Räumlichkeiten hier waren verschwenderisch eingerichtet, tulamidische Teppiche lagen auf den Böden, bunte Tuche oder Mosaike zierten die Wände, und nachts erhellten schwere goldene Kandelaber die Säle und Gänge.

Ein großer Teil des Handels mit den Tulamidenlanden verlief über Sylla. Tagtäglich passierten Teppiche, Tee, Gewürze und Sklaven auf dem Weg ins Liebliche Feld die Stadt. Dies hatte Paligan reich und zudem, jedenfalls, wenn es nach Salim ging, viel zu selbstgefällig gemacht.

Vor einer mit glänzenden Intarsien verkleideten Tür hielten zwei Bewaffnete Wache. Beide trugen Säbel und leichte Rüstungen, nicht nach Art der Legion, sondern eher von der Machart, wie man sie in den Tulamidenlanden trug. Natürlich waren sie so dem Klima besser angepasst, doch nach Salims Überzeugung sollte die Garde Syllas auch zeigen, für wen sie

kämpfte, und das war nun mal der Adlerthron von Bosparan und nicht Paligans Praefectensessel. Bequemlichkeit hatte dahinter zurückzustehen.

»Ist der Praefect wach?«, schnarrte Salim. Er hoffte, die Oberhand über Paligan zu erlangen, wenn er ihn unvorbereitet und im Halbschlaf antraf. Vielleicht konnte er so seine Motive durchschauen. Die Wachen nickten stumm und öffneten ihm die Tür.

»Ah, mein Freund, setzt Euch doch«, schallte es ihm sofort munter entgegen. »Ich hoffe, Ihr habt gut geruht. Melone? Tee?«

Paligan schien hellwach und saß an einem reich gedeckten Frühstückstisch: tulamidischer Tee und Yoghurt, weißes Brot, Feigen, Honigmelone und Datteln – nicht die Art von Mahlzeit, die man in Bosparan einnahm. Der Praefect versetzte gerade seinen Tee mit einem Löffel Honig. Ein einzelner Musikant saß im Schneidersitz nahebei und zupfte an einer Zitar. Die seidenen Vorhänge vor den Fenstern bewegten sich leicht in der morgendlichen Brise.

Paligan war ein muskulöser großer Cyclopäer mit dunklen Locken und sonnengebräunter Haut, der sich offenbar durch tägliche Schwertübungen in Form hielt. Wenn Salim einen dekadenten Fettwanst vor sich gehabt hätte, wäre die Lage möglicherweise anders, Paligan erschien ihm jedoch gerissen und gefährlich.

Salim fehlten angesichts des hellwachen Paligans die Worte. Er rang seinen Zorn nieder und nickte dem Admiraloberst langsam zu: »Exzellenz.«

Dann ließ er sich am Tisch nieder und legte seinen Helm ab. Sein Blick wanderte zu der Büste der Kaiserin, die unter einem nahen Fenster stand und in das rote Licht der Morgensonne getaucht war. Zumindest hatte Paligan noch keine Statuen seiner selbst aufstellen lassen.

Der Praefect bedeutete einer Sklavin, deren Aufmachung offenbar einem Harem entliehen war, seinem Gast Tee einzuschenken. Dann sah er ihn über die Speisen hinweg mit seinen tiefliegenden, dunklen Augen lächelnd an. »Eure Hofmagierin ist noch immer nicht zurückgekehrt, nehme ich an?«

Salim schüttelte stumm den Kopf und bemühte sich, seine Verachtung nicht allzu offen zu zeigen. Er erinnerte sich noch gut an das erste Treffen mit Paligan, das ebenfalls an einem gedeckten Tisch stattgefunden hatte. Der Praefect hatte wohl erwartet, in Salim al'Thona jemanden zu finden, der mit ihm sympathisierte. Er hatte sich wie ein tulamidischer Herrscher eingerichtet, es hätte sogar nicht viel gefehlt und er hätte ihn auf Tulamidya begrüßt. Jetzt plauderte er jedoch mit Salim lediglich über Zolleinnahmen und die Kolonien im Süden. Salim gab nur einsilbige Antworten und schaute immer wieder zu der Büste hinüber.

Die Türen gingen auf, und Perinope eilte in den Raum. Sie trug den Helm unter dem Arm und war außer Atem, offenbar hatte sie es sehr eilig gehabt: »Sie sind zurück.«

»Hat Paligan etwas gesagt?«

Salim schüttelte den Kopf. »Er ist seit unserer ersten Begegnung vorsichtiger geworden und gibt sich keine Blöße mehr.«

Peri runzelte die Stirn, während die beiden den Gang hinuntereilten. »Es gibt also nichts, was du gegen ihn verwenden kannst?«

»Er preist die Kaiserin in höchsten Tönen.« Salim schnaubte und ballte die Fäuste. »Ich ziehe es wahrlich vor, einem Gegner mit der blanken Klinge begegnen zu können, nicht mit zweideutigen Reden und Winkelzügen. Ich weiß nicht, wie ich ihm etwas entlocken soll, das ihn entlarven könnte.«

»Viele Praefecten, die fern von Bosparan leben, umgeben sich mit Luxus«, gab Peri zu bedenken. »Die Horas stattet ihre Verwalter mit großen Befugnissen aus.«

»Wenn das nur alles wäre«, entgegnete Salim. »Paligan hat sich hier eingerichtet wie ein tulamidischer Fürst oder Sultan. Er gefällt sich viel zu sehr in dieser Rolle, wenn du mich fragst. Was sollte ihn davon abhalten, sich vom Adlerthron loszusagen?«

Die beiden passierten einen Torbogen und traten auf eine breite Treppe, die zum Innenhof der Festung hinausführte.

»Das ist es also?«, hakte die Cyclopäerin nach. »Misstraust du ihm, weil er mit den Tulamiden sympathisiert? Mit ... deinen Leuten?«

»Nein«, erwiderte er scharf. »Ich misstraue ihm, weil er zu viel Macht hat und seine Loyalität zu wünschen übrig lässt. Die Kaiserin sollte einen treueren Praefecten für Sylla finden.«

»Dann wollen wir hoffen, dass sie auf dich hört. Allerdings hattest du ja auch nicht viel Glück mit dem alten Zauberer. Verärgere die Kaiserin besser nicht.«

Salim verharrte. Er musste daran denken, wie die Horas reagiert hatte, als er sie gedrängt hatte, Omar loszuwerden. Die Centuria wandte sich zu ihm um. »Was ist?«

»Nichts.« Er setzte sich wieder in Bewegung. »Vielleicht hast du recht. Es steht mir nicht zu, die Kaiserin zu hinterfragen.«

Peri grinste. »Siehst du? Was würdest du nur ohne mich machen?«

Er warf ihr mit zusammengekniffenen Augen einen finsteren Blick zu: »Vergiss nur nicht, wem du zu gehorchen hast.«

Die Centuria runzelte die Stirn. »Natürlich, Tribun«, erwiderte sie schließlich. Die beiden eilten die letzten Stufen hinunter und traten dann auf den Innenhof hinaus. Mehrere Prätorianer warteten hier bereits auf die beiden Offiziere.

Die Karawane war tatsächlich zurückgekehrt, aber in einem erschreckenden Zustand: Mehrere Sklaven, die Braiane begleitet hatten, waren offenbar im Dschungel zurückgeblieben, ihre anderen Begleiter sahen ausgezehrt und übermüdet aus und konnten sich kaum noch auf den Beinen halten. Ihre Kleidung war zerschlissen, einige trugen dreckige provisorische Verbände. Die Hofmagierin sah er nicht. »Wo ist sie?«, fragte er Peri.

Die Centuria deutete zum Ende des Hofs hinüber, wo ein von Säulen gestützter Vorbau Schatten spendete: »Dort.« Sie hielt ihn zurück, als er sich in Bewegung setzen wollte. »Sei vorsichtig, geh' nicht zu nahe ran.«

Salim bemerkte ihren ernsten Gesichtsausdruck und nickte.

Braiane lag auf einer provisorischen Bahre aus Bambus und Palmwedeln, eine Handvoll Diener und Wachen umringten sie,

hielten jedoch respektvoll Abstand. Salim schrak zurück, als die Umstehenden ihm Platz machten. Ein Schwarm schwarzer Fliegen surrte auf, und Salim presste unwillkürlich die Hand auf den Mund, als ihm ein stechender Verwesungsgestank in die Nase kroch. Es war tatsächlich Braiane, so viel konnte er sehen. Er erkannte ihr geflochtenes graues Haar und die blaue Robe, die sie auch bei ihrem Aufbruch in den Dschungel getragen hatte. Doch die Hälfte ihres Gesichts war von graugrünen Flechten bedeckt, die einem Pilz oder vielleicht doch eher Schimmel ähnelten. Er sah mit Schrecken, dass sich die Flechten in ihre rechte Augenhöhle gefressen und auch das Fleisch an ihrem Mund befallen hatten, sodass die fleckigen Zähne freigelegt waren. Ihr Leib, alle ihre Glieder zuckten immer wieder unkontrolliert. Salim schien es, als würde sich irgendetwas, das in ihrem Körper gefangen war, regen und gegen sein Gefängnis anrennen. Dabei hielt die Zauberin aber eine grobe, metallbeschlagene Holzkiste mit beiden Händen fest umklammert. Auch ihre Hände und Arme waren von den Flechten befallen, an einer Stelle ragte bereits der blanke Knochen hervor. Salim stellte mit Entsetzen fest, dass die Magierin offenbar nicht nur am Leben, sondern auch noch bei Sinnen war und ihn erkannte. Sie fixierte ihn mit dem Auge, das ihr noch verblieben war, und ihre rissigen Lippen versuchten Worte zu formulieren. Er zögerte und kämpfte gegen seine Abscheu an, dann beugte er sich behutsam vor. Wieder stieg ihm der brechreizerregende Gestank in die Nase.

Braianes Lippen – oder das, was von ihnen übrig geblieben war, – bewegten sich erneut. »Nehmt … die wandernde Saat … frisst auf … wichtig … Heptaphern… Bringt mich zu … Horas …«

Salim trat zurück, als die Magierin einen röchelnden Laut von sich gab. Ekel regte sich in ihm, als er bemerkte, dass dieselben schimmeligen Flechten die Zunge Braianes befallen hatten und wohl auch in ihre Kehle hinabwucherten. Er erinnerte sich an das Gespräch zwischen der Kaiserin und Omar, das er belauscht hatte. Sie hatten ebenfalls das Wort ›Heptaphernalium‹ benutzt. Was auch immer die ›Wandernde Saat‹ war, es musste Teil dieses Rituals des Fran-Horas sein.

»Was planst du nur, Rashid?«, murmelte er. »Was geht in deinem kranken Hirn vor sich?«

Peri sah ihn stirnrunzelnd an. »Was hast du gesagt?«

Salim antwortete nicht. Er starrte weiter die Hofmagierin an.

»Wie lauten deine Befehle?«, erkundigte sich Peri schließlich. Salim wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die kühle Nacht war nur noch eine ferne Erinnerung, die Schwüle des Tages hatte Sylla bereits wieder im Griff. »Wir müssen die Befehle der Kaiserin befolgen«, erklärte er. »Es wird Zeit, dass wir nach Bosparan zurückkehren.« Er wandte sich an Peri. »Sorg' dafür, dass die Leiche verbrannt wird. Die Kiste muss sicher nach Bosparan gelangen, und sie darf nicht geöffnet werden.«

Die Centuria zog die Augenbrauen hoch. »›Leiche‹? Sie ist nicht tot.«

Salim sah noch einmal zu der Magierin. »Sie ist so gut wie tot.«

Peri packte ihn am Arm. »Ich rühre das aber nicht an. Du siehst doch, was mit *ihr* passiert ist.«

Salim überlegte kurz, dann winkte er einem seiner Soldaten, der entsetzt die Magierin anstarrte. »Du, Prätorianer! Du bist für die Sicherheit dieser Kiste verantwortlich. Keiner außer dir darf sie berühren.« Der Mann starrte den Tulamiden mit großen Augen an: »Tribun?«

Er antwortete nicht und sah den Mann ungerührt an. Dieser nickte, näherte sich der schwer atmenden Frau auf der Bahre und begann, die Kiste aus ihrem Griff zu befreien. Salim und Peri traten instinktiv zurück, als der Prätorianer sich wieder aufrichtete. Salim wechselte einen stummen Blick mit seiner Stellvertreterin.

Baduar betrat den Stabsraum der Offiziere. Raul war allein, er starrte geistesabwesend auf einen Plan der Stadt, der auf dem Tisch vor ihm lag. Die Besprechung der Hauptleute war vor wenigen Momenten zu Ende gegangen, und der Raum hatte sich geleert.

Raul sah auf. »Du warst nicht bei der Besprechung«, stellte er fest.

»Nein«, antwortete Baduar langsam, »das war ich nicht.«

Raul grinste schief. »Du hast eine Menge verpasst. Unser glorreicher Stratege hat uns erklärt, wie man Mauern bemannt und verteidigt.«

»Hat er das?« Baduar hörte kaum zu. Er zog sein Schwert und legte es vor Raul ab. Der Tulamide sah die Waffe an und runzelte die Stirn. »Meine Mutter hat diese Klinge geführt, als sie an der Seite des Kaisers gegen die Orks kämpfte«, begann Baduar.

»Du hast es erwähnt, ja«, erwiderte Raul, Baduar wollte sich aber nicht im Redefluss unterbrechen lassen. »Und jetzt habe ich die Gelegenheit, sie gegen denselben Feind zu führen«, fuhr er fort, »in der Schlacht, wie es meine Mutter getan hat.«

Raul hob abwehrend die Hand. »Wenn dies irgendeine rondrianische Tradition ist, eine Art Waffeneid vor der Schlacht oder dergleichen … «

»Meine Mutter hat zeit ihres Lebens für dieses Reich gestritten, für Menschen, die sich nicht selbst verteidigen konnten. Ihr einziger Wunsch war, in der Schlacht zu sterben, wie es einer wahren Gefolgsfrau Rondras würdig ist«, fuhr Baduar fort. Nun schwieg Raul und lauschte seinen Worten. »Mein einziger Wunsch war es immer, dass sie stolz auf mich ist. Doch sie ist früh gestorben, lange bevor ich in die Legion eingetreten bin. Sie starb nicht im Kampf, nicht in der Schlacht, sondern langsam, an einer Krankheit. Bis heute hoffe ich, dass ihre Taten im Leben ausreichend

waren, dass sie sich einen Platz in Rondras Paradies, an der Langen Tafel verdienen konnte, neben all den großen Helden der Vergangenheit: Leomar, Geron, Hlûthar, selbst Murak-Horas, dem sie so lange Zeit treu gedient hatte.« Er schaute auf das Schwert hinab. »Sie hat mir ihr Schwert vererbt. Es trägt den stolzen Namen Hagrondriar. Es ist sehr alt und schon seit vielen Generationen im Besitz unserer Familie.«

Raul musterte stumm das verzierte Langschwert, das vor ihm lag.

»Ich habe immer danach gestrebt, ihrem Beispiel zu folgen und niemals vom Weg Rondras abzuweichen«, fuhr Baduar fort. »Doch nun habe ich erkannt, dass dieser Weg nicht immer der richtige ist, und deshalb brauchen wir dich.«

Raul runzelte die Stirn. »Wer ist ›wir‹?«

»Diejenigen, die nicht daran glauben, dass der Plan, den der Stadtrat beschlossen hat, der beste für Gareth ist«, erklärte Baduar. »Diejenigen, die glauben, dass es besser ist, ihr Land zu verteidigen und es nicht dem Feind zu überlassen, wie du vor dem Rat gesagt hast.«

Raul winkte ab: »Ich habe an jenem Tag eine Menge Torheiten von mir gegeben.«

»Nein, das hast du nicht. Du hattest recht, und der Stadtmeister war zu stur, um das einzusehen. Wir wollen uns jetzt gleich in Bugenhogs Haus treffen und das weitere Vorgehen besprechen – zunächst einmal, ohne den Stadtrat oder den Oberst einzuweihen.«

Raul musterte Baduar, der nicht die Uniform der Garde trug. »Du bist doch nicht aus der Stadtgarde ausgetreten?«

»Doch, das bin ich.« Baduar nickte. »Wenn ich meine Stadt nicht in der Uniform verteidigen kann, dann muss ich es ohne tun.«

Raul grinste. »Der tugendhafte Baduar vom Eberstamm entdeckt seine rebellische Seite, wie? Habibi, du überraschst mich.«

»Lass gut sein.« Baduar schüttelte den Kopf. »Du hattest recht, weißt du? Mein Pflichtgefühl ist mir zu wichtig.«

»Das hatte ich damit nicht gemeint«, wehrte Raul ab. »Pflichtgefühl ist eine überaus wichtige und ehrenwerte Tugend.«

»Nicht, wenn ich darüber aus den Augen verliere, was meine Mutter mich gelehrt hat. Über dem, was mir in der Legion beigebracht wurde, habe ich vergessen, dass Rondra von ihren Gefolgsleuten fordert, für die Schwachen einzustehen. Es ist nicht immer richtig, mit dem Strom zu schwimmen.«

Cusmina betrat den Raum und stutzte, als sie ihn bemerkte. »Was ist mit deiner Uniform geschehen?«, erkundigte sie sich. »Gab es wieder Schwierigkeiten mit den Wäschern? Ich schwöre euch, wenn ich das nächste Mal einen zu kleinen Wappenrock zurückbekomme, vergesse ich mich. Falk hat Schluckauf bekommen vor Lachen …«

Baduar sah zu Raul. Sollten sie Cusmina ins Vertrauen ziehen? Sie war gut mit Raul befreundet, und es lag ihr viel daran, Gareth zu verteidigen. Der Tulamide erriet offenbar seine Gedanken. »Wir sollten sie einweihen«, meinte er.

»In was solltet ihr mich einweihen?«, hakte die Gardistin nach.

Baduar wandte sich Cusmina zu: »Einige Gardisten und Leute, die in der Stadt etwas zu sagen haben, treffen sich gleich in Bugenhogs Kontor. Frauen und Männer, die mit der Entscheidung des Rats nicht einverstanden sind und den Orks entgegenziehen wollen.«

Die Gardistin sah von Baduar zu Raul und wieder zurück: »Ihr beide gehört zu diesen Leuten?«

»Ich schon.« Baduar wandte sich an Raul und warf ihm einen fragenden Blick zu.

Raul sah ihn an, dann zog er seinen Krummsäbel und legte ihn neben Hagrondriar.

»Dies ist mein treuer Szimitar, der mir in über zehn Götterläufen in jedem Kampf beigestanden und mir stets Glück gebracht hat«, erklärte er mit gewichtiger Miene. »Er hat noch nie Orkblut gekostet, doch nun denke ich, dass es Zeit dafür wird.«

Baduar lächelte.

Wenige Stunden später standen Baduar und Raul mit etwa zwei Dutzend weiteren Männern und Frauen um einen ähnlichen Tisch herum wie der in der Garnison. Auch hier lag eine Karte auf dem Tisch, die jedoch nicht die Mauern von Gareth zeigte, sondern das Umland der Stadt. Unter den Anwesenden befanden sich viele einflussreiche Bürger Gareths, so auch der stämmige Zunftmeister der Schmiedegilde, Arvin Barbek, die hagere Gutsbesitzerin Marsilia Groterian, die Dutzende von Höfen mit etlichen Beschäftigten besaß, und der junge Stadtrat Olorand Bugenhog, der ein florierendes Kontor in der Stadt unterhielt und sein Haus für das heutige Treffen zur Verfügung gestellt hatte. Dazu kamen noch einige Offiziere und Soldaten der Stadtgarde, die fast alle ihre Uniformen nicht mehr trugen.

Raul deutete ein weiteres Mal auf die Karte: »Dieses Dorf ist wie geschaffen für unser Vorhaben. Ich habe es mehrfach besucht und kenne mich dort gut aus. Es liegt direkt an der Straße und stellt ein überaus lohnendes Ziel für die Orks dar, sie werden es ganz sicher nicht umgehen. Wir können unsere Streiter in den umliegenden Wäldern hier und hier verbergen. Wenn alles nach Plan verläuft, werden die Orks so verwirrt sein, dass wir sie mit der Reiterei auseinandertreiben können. Die Fußkämpfer stellen dann die Schwarzpelze in kleineren Scharmützeln.«

Die Anwesenden schwiegen. Olorand schüttelte den Kopf, Marsilia runzelte die Stirn.

»Das ist unmöglich zu schaffen«, ereiferte sich Arvin Barbek, »nicht mit so wenigen Leuten, nicht ohne mehr und besser ausgebildete Kämpfer.«

Marsilia wandte sich an Baduar: »Ihr habt die letzten Berichte gehört: Die Schwarzpelze sind nun auf dem Weg nach Osten, und wir wissen nicht, wie viele Verluste sie vor Vadocia haben hinnehmen müssen, wenn sie dort überhaupt waren. Uns bleiben vielleicht noch zwei Wochen, und dann kommt ihr mit so etwas …«

Baduar versuchte zu antworten, wurde aber unterbrochen.

»Als Euer Freund vor dem Rat gesprochen hat, hieß es, er hätte einen Plan, der uns retten kann«, fuhr Olorand nun fort. »Bei

allem Respekt, das ist nicht nur tollkühn, das erscheint mir ein immenses Risiko.«

Auch die meisten anderen Anwesenden wirkten entrüstet oder zumindest unsicher. In den Augen einiger sah Baduar Enttäuschung, als ob sie mehr erwartet hätten und es bereits bereuten, sich überhaupt Hoffnungen gemacht zu haben. Baduar warf Raul einen Blick zu, der keine Anstalten machte, sich zu verteidigen. »Beruhigt euch«, versuchte er wieder die Oberhand zu gewinnen, »ich vertraue Raul. Wenn er sagt, dass dieser Plan unsere einzige Aussicht auf Erfolg ist, dann glaube ich ihm das …«

»Ihr vielleicht«, rief nun wieder Barbek dazwischen, »was ist mit uns?« Er wandte sich nun an den Tulamiden: »Ihr seid nicht hier geboren, Ihr habt hier keine Familie, nichts hält Euch hier. Wer sagt uns, dass Ihr dies alles überhaupt ernst nehmt?«

Baduar fasste Arvin an der Schulter. »Das geht jetzt aber zu weit …«

»Barbek hat recht«, unterbrach ihn Marsilia, »Raul ist nicht einmal Garether.«

Baduar suchte nach Worten, doch genau jetzt würde er lieber auf dem Schlachtfeld allein gegen fünfzig Orks kämpfen, anstatt eine Diskussion mit der halben Anzahl Garether zu führen.

»Ich bin genauso Garether wie ihr«, durchbrach da Rauls tiefe rollende Stimme den Lärm. Die Umstehenden verstummten schlagartig und blickten auf den Tulamiden. »Ich habe für diese Stadt Blut vergossen«, fuhr er fort, und seine Stimme klang nun wieder so selbstbewusst wie vor dem Rat. »Ich habe ihre Bewohner beschützt, ich habe Euch und Eure Kinder beschützt. Nur weil ich nicht hier geboren bin, heißt das nicht, dass ich kein Garether bin.« Raul deutete wieder auf den Plan. »Wenn wir den Orks ein Ziel anbieten, dem sie in ihrer Gier nicht widerstehen können, wenn wir bestimmen, wo wir den Schwarzpelzen begegnen werden, wenn wir alle Vorteile in unserer Hand vereinen, dann werden wir sie bezwingen. Und wisst Ihr auch, warum, werte Streiter Gareths?«

Er sah in die Runde, als würde er eine Antwort erwarten. Obwohl er kleiner als die meisten der Anwesenden war, schien er nun alle zu überragen. Baduar schaute sich überrascht um.

Die Garether hatten sich alle dem Tulamiden zugewandt und lauschten aufmerksam.

Raul fuhr fort: »Wir werden sie bezwingen, weil die Götter unsere Tat gutheißen werden. Weil Feqz und Rondra auf unserer Seite stehen und nicht auf der Seite der götzenanbetenden Schwarzpelze. Weil diese Barbaren für Gold und die Lust am Morden kämpfen, wir jedoch für eine gerechte Sache, für unsere Heimat, unser Land und unsere Familien! Weil nirgendwo sonst fünf mal hundert Menschen ohne auch nur zu zögern aufstehen, zu den Waffen greifen, der Gefahr fest ins Auge sehen und sagen: bis hierhin und nicht weiter!«

Baduar war Rauls Worten gefolgt und fühlte plötzlich enorme Zuversicht. Den Anwesenden erging es offenbar nicht anders, Olorand lächelte grimmig und ballte die Fäuste. Marsilia Groterian wirkte noch immer unentschlossen, nickte nun aber zustimmend.

»Eine gute Rede, gewiss, aber Ihr scheint eines zu vergessen.« Die Stimme durchschnitt das grimmige Schweigen der Anwesenden und wischte die Entschlossenheit beiseite. Alle wandten sich um. Ormanus Kurfeld lehnte im Türrahmen, die glänzende Amtskette auf seiner Brust. Neben ihm stand, die Arme verschränkt und mit finsterem Gesicht, Cusmina. Raul funkelte die Gardistin mit seinen dunklen Augen stumm an. Hinter den beiden trat nun, und das zu Baduars großer Verwunderung, Yarum von Gareth ein. Was plante Kurfeld nur? Die Anwesenden starrten alle mit großen Augen den Priester an, der die Versammelten mit unbewegtem Gesicht aufmerksam musterte.

»Ihr habt vergessen, dass es der Garde verboten wurde, in den Kampf zu ziehen«, fuhr der Stadtmeister fort. »Das gilt auch für Euch, möchte ich hinzufügen.« Er deutete auf Rauls Offiziersschärpe.

Raul schwieg, noch immer starrte er Cusmina finster an. Baduar wollte bereits das Wort ergreifen, als der Tulamide ihm zuvorkam. »Es ist aber den freien Bürgern dieser Stadt nicht verboten«, erwiderte Raul mit entschlossener Stimme, »also jenen, die nicht in der Garde dienen?«

Kurfeld zuckte mit den Schultern: »Schon richtig, der Stadtrat kann freien Bürgern keine Befehle erteilen. Aber was macht das für einen Unterschied?«

Raul zögerte einen Moment lang. Dann nahm er die Schärpe ab und warf sie Ormanus zu. »Nun steht dem nichts mehr im Wege, Sahib.«

Die Gesichtszüge des Stadtmeisters verhärteten sich. »Das ändert nichts an der Lage. Kein Gardist wird sich Euch anschließen.« Er wandte sich dem Geweihten zu, anscheinend war Kurfeld schon jetzt bereit, seine gefährlichste Waffe in die gerade ausgebrochene Schlacht zwischen ihm und Raul zu schicken: »Hochwürden, sagt Ihr etwas dazu.«

»Das werde ich, in der Tat«, erklärte Yarum und blickte Raul lange an. Wie der Tulamide dem durchdringenden Blick des Priesters überhaupt standhalten konnte, entzog sich Baduar, er begegnete ihm aber offensichtlich ohne Scheu. In den kleinen grauen Augen des Stadtmeisters glomm bereits der Triumph. Marsilia, Olorand und die anderen senkten die Köpfe. Dann wandte sich der Geweihte an die Versammelten: »Ich bin der Meinung, dass jeder Garether, der für die Stadt kämpfen und sich diesen tapferen Leuten anschließen möchte, dies auch tun soll. Wenn diese Leute – und sei es nur, solange uns Gefahr droht – dazu aus der Garde austreten müssen, dann sollte ihnen dies freistehen.«

Kurfeld schnappte nach Luft. Einen Augenblick lang schien er zu überlegen, ob es tatsächlich angemessen wäre, einem Hochgeweihten des Götterfürsten zu widersprechen. Die anderen blickten Yarum überrascht an, nur Raul regte sich nicht. Dann deutete er auf den Kriegsrat, der sich am Tisch versammelt hatte: »Stadtmeister, natürlich steht es auch Euch frei, Euer Amt niederzulegen und Euch dem Bürgerheer anzuschließen, wenn Ihr Eure Stadt mit dem Säbel in der Hand zu verteidigen gedenkt.«

Baduar runzelte die Stirn. Wollte Raul Kurfeld düpieren, oder meinte er seine Worte tatsächlich ernst? Der Stadtmeister schaffte es lediglich, seinen Mund einmal aufzuklappen und wieder zu schließen, dann wirbelte er herum und rauschte aus dem Raum.

Yarum sah Raul noch einmal an und folgte Kurfeld dann gemessenen Schrittes.

»Das ist Wahnsinn«, stieß Cusmina plötzlich hervor, »du führst diese Menschen ins Verderben und riskiert damit die Sicherheit Gareths, erst recht, wenn du die Gardisten dazu ermunterst, euch anzuschließen!«

»Wir ermuntern niemanden zu gar nichts«, erwiderte Raul, und Baduar konnte sich nicht erinnern, dass seine Stimme jemals so hart und kalt geklungen hätte, »und nun geh' mir aus den Augen.« Er wandte sich ab.

Die Gardistin ballte die Fäuste und suchte nach Worten, dann wandte sie sich zum Gehen. An der Tür wirbelte sie noch einmal herum. »Ich hoffe wirklich, dass du deine Taten bereust, wenn die Orks dich und deine Bürgerarmee überrennen«, rief Cusmina Raul zu. »Ich hoffe, du überlebst die Schlacht nicht, damit du nachher nicht so wie ich in den brennenden Trümmern Gareths stehen musst.«

»Eure Kaiserliche Hoheit?«

Die sanfte Stimme der Dienerin weckte Vallusa. Sie blinzelte und richtete sich in ihrem Bett auf.

»Habt Ihr angenehm geruht, Hoheit?«

Vallusa nickte langsam. Es war noch dunkel, gerade schlug unten in der Stadt der Stundengong des Praios-Tempels zur sechsten Stunde. Die acht jungen Frauen, die sie immerzu umsorgten, eilten geschäftig wie Bienen hin und her.

»Die Kaiserin erwartet Euch zur achten Stunde, Hoheit«, erklärte Tsaia, mit sechzehn Sommern die jüngste ihrer Dienerinnen. Im Schein eines Kerzenhalters, den sie in der Hand trug, beugte sie sich vor und hob Vallusas seidenes Morgengewand vom Boden auf. Vallusa seufzte und schwang die Beine über die Bettkante. In diesem Moment richtete sich Tsaia, den Morgenmantel über dem Arm, wieder auf. Vallusa stieß einen erstickten Schrei aus und schrak von der Kerze zurück, hastig kontrollierte sie ihr Nachtgewand und ihre Haare. Ein kaum wahrnehmbarer Brandgeruch lag in der Luft, eine Strähne ihres Haars war leicht angesengt worden.

Tsaia starrte Vallusa erschrocken an und trat dann hastig zwei Schritte zurück, während die anderen Dienerinnen mit bestürzten Gesichtern herbeieilten.

»Eure Hoheit …«, begann Tsaia mit schreckgeweiteten Augen, brachte den Satz aber nicht zu Ende und vermochte sich nur noch einmal zu wiederholen: »Eure Hoheit …«

Vallusa Herz pochte heftig in ihre Brust. Sie schloss die Augen und winkte ab. »Schon gut, Tsaia, ich war … du hast mich nur überrascht. Ich bin noch nicht zur Gänze wach …«

Sie blinzelte einen Schweißtropfen weg. Sie wollte fort von dem Brandgeruch, auch wenn er kaum wahrnehmbar war. Der Geruch weckte ferne Erinnerung, vielleicht an einen Alptraum,

den sie längst vergessen geglaubt hatte. Sie stand rasch auf und schenkte Tsaia, deren Entsetzen größer zu sein schien als ihr eigenes, ein Lächeln. Dennoch vermied es Vallusa, der flackernden Kerze zu nahe zu kommen. Der Schreck saß ihr noch immer in den Gliedern.

Vallusas Tag begann immer auf dieselbe Art und Weise. Nachdem ihre Dienerinnen sie geweckt hatten, wurde sie gebadet, danach waren zwei der Dienerinnen damit beschäftigt, ihre Haare zu bürsten und aufzustecken, schließlich wurde sie eingekleidet. Dies alles nahm gut zwei Stunden in Anspruch, so dass sie sich zur achten Stunde zum Essen begeben konnte. Nicht selten frühstückte sie dann gemeinsam mit Hela. Die Kaiserin nahm sich dabei immer viel Zeit für Gespräche. Sie trank ohnehin nie etwas anderes als klares Wasser und aß lediglich Brot und Früchte.

Vallusas weitläufige Gemächer im Horaspalast waren verschwenderisch eingerichtet, mit weichen Seidenkissen aus den Tulamidenlanden, kleinen Palmen, bunten Wandbehängen und flauschigen Teppichen. Das Praiosmal hatte inzwischen seine tägliche Reise über den Himmel begonnen. Goldenes Sonnenlicht sickerte durch die seidenen Vorhänge herein. Auf einem niedrigen Tisch stand eine marmorne Büste Helas, und es gab auch einen kleinen Hausaltar, an dem Vallusa ihre abendlichen Gebete zu den Zwölfen sprach.

Sie nahm immer gern ein Buch zur Hand, während die Dienerinnen damit beschäftigt waren, ihre langen blonden Haare zu bürsten und sie zurechtzumachen. Dabei wählte sie keines der Bücher, die sie für ihre Studien zu lesen hatte und die sich mit Mathematik, Kriegsführung, Geschichte oder Kirchenhistorie beschäftigten. Morgens konnte sie die wenigen, kostbaren freien Momente genießen, in denen sie nicht von almadanischen Reitlehrern, cyclopäischen Philosophen, Arivorer Schwertmeistern oder Bosparaner Staatskundigen umgeben war. Dann las sie Heldenepen, die Geschichten der Heroen von einst: vom heiligen Geron, der vor tausend Jahren mit dem Schwert Siebenstreich große Heldentaten vollbracht hatte, von Leomar, der sich einst mit der Göttin Rondra ein Wettrennen in seinem Streitwagen

lieferte, von Melessina, der edlen Schwertmeisterin, und von Antius dem Kühnen, der ganz Aventurien umsegelte, um seine Geliebte zu erretten.

An diesem Morgen hatte sie ebenfalls ein Büchlein mit Heldenepen in der Hand und bemerkte deshalb zunächst gar nicht, dass die Dienerinnen ihre Arbeit unterbrachen.

»Prinzessin Vallusa, meine Liebe, habt Ihr gut geschlafen?«

Die Dienerinnen beugten sofort die Köpfe und machten einen Hofknicks. Es geschah oft, dass Hela sie zwischen wichtigen Staatsgeschäften oder ihren Studien aufsuchte, um mit ihr zu plaudern, allerdings nur selten so früh am Morgen. Vallusa ließ die Hand mit dem dünnen Buch sinken und schob es rasch unter ihr seidenes Morgengewand. Sie lächelte Hela entgegen: »Sehr gut, Eure Kaiserliche Majestät. Ich hoffe, Ihr hattet ebenfalls eine angenehme Nachtruhe?«

Sie fragte sich, wie früh wohl der Tag der Kaiserin begann, denn auch heute war sie so aufwendig zurechtgemacht, dass sie dafür bestimmt sehr viel länger gebraucht hatte als Vallusa. Jede Strähne von Helas glänzendem goldblonden Haar lag perfekt, jede Falte ihres dunkelblauen Kleids war gerade und korrekt. Vallusa wusste nicht genau, wie viele Stunden die Horas täglich schlief. Manchmal vermutete sie sogar, dass Hela gar nicht ruhte und stattdessen den ganzen Tag und die ganze Nacht über wach war.

Auf einen Wink der Kaiserin hin überreichte ihre Leibdienerin Amara Vallusa eine lange schmale Kiste aus glänzend poliertem, dunklem Holz. Vallusa blickte Hela fragend an, diese bedeutete den Dienerinnen mit einem Wink, den Raum zu verlassen.

Aus Tsaias Gesicht war bereits nach dem Eintreten der Kaiserin jede Farbe gewichen. Während sie hinauseilte, zitterten ihre Hände sichtlich. Hela schaute ihr lange nach. Als die beiden Frauen alleine waren, lächelte sie und ließ sich neben Vallusa auf die Bank sinken.

»Na los«, drängte sie, »öffne es.«

Vallusa hätte ihre Neugierde ohnehin nicht mehr zügeln können. Hela machte ihr oft Geschenke, und es bedurfte dazu

nie eines Anlasses, aber dies schien etwas Besonderes zu sein. Sie öffnete behutsam den Deckel der Kiste. Hela lachte, als sie Vallusas Gesichtsausdruck gewahr wurde. In der Kiste lag auf dunkelblauem Samt ein Schwert. Seine schlanke Klinge maß etwa eine Elle und war damit länger als die eines gewöhnlichen Kurzschwerts. Der Stahl war makellos und besaß einen sehr lebendigen Glanz, der Griff war aus glänzendem Gold und einem zornig blickenden Adler nachgebildet. Sein Haupt bildete den Knauf, seine Krallen die kurzen Parierstangen, anstelle seiner Augen funkelten zwei kleine, goldgelbe Zirkone. Diese Waffe war das Schönste, was Vallusa jemals zu Gesicht bekommen hatte.

Sie sah zu Hela auf, die ihr lächelnd zunickte. Vallusa nahm die Waffe in die Hand. Der Griff fühlte sich warm an, das Schwert war leicht und ausgezeichnet ausbalanciert, der Stahl schien ihr sehr hart, aber auch biegsam zu sein.

»Es heißt ›Adlerkralle‹«, erklärte Hela. »Die Klinge wurde aus reinem Zwergenstahl geschmiedet und in Drachenblut gehärtet, von einem der besten Schmiedemeister des kleinen Volkes. Mein Vater schenkte mir das Schwert, als ich etwa in deinem Alter war. Nun gehört es dir.«

Vallusa war überrascht. Hela verehrte ihren verstorbenen Vater sehr. »Ich danke dir«, presste sie hervor und umarmte die Ältere stürmisch. Hela lachte, erwiderte die Umarmung und hielt sie lange fest. »Schon gut, schon gut. Nachher musst du mir zeigen, wie du dich damit schlägst. Jetzt wollen wir aber erst einmal sehen, dass du hier fertig wirst.«

Sie ließ Vallusa los, prüfte im Spiegel, ob ihr Haar auch nicht unter der Umarmung gelitten hatte, und griff dann nach einer Bürste. »Die neue Dienerin, die kleine, pummelige, ist das nicht die Tochter der Baronin von Seyfarn?«, erkundigte sie sich im Plauderton.

»Tsaia? Sie ist ihre Nichte.«

»So, so.« Hela kämmte mit langsamen Bürstenstrichen Vallusas blonde Haarmähne. »Sie schien mir recht unruhig zu sein. Ist etwas vorgefallen, wovon ich wissen sollte?«

»Nein.« Vallusa schüttelte leicht den Kopf. »Nur eine dumme Sache, ein Versehen. Sie ist mir mit der Kerze zu nahe gekommen, ich habe einen Schrecken bekommen, aber das ist auch alles.«

Helas Hand mit der Bürste verharrte kurz. Dann fuhr sie mit ihrer Arbeit fort. »Ach, schau dich nur an«, seufzte sie schließlich, »du wirst wahrhaftig mit jedem neuen Tag schöner. Du siehst mir immer ähnlicher.«

Vallusa lächelte über das Kompliment und senkte den Blick. Natürlich war niemand so schön wie Hela, die, zumindest solange sie sich zurückerinnern konnte, nicht einmal zu altern schien.

»Siebzehn Jahre, Vallusa, siebzehn Jahre«, meinte Hela, »es ist an der Zeit, dass du mehr Verantwortung übernimmst. Und wir haben auch noch nicht ernsthaft über Heirat gesprochen.«

Sie spürte einen kalten Schauder ihren Rücken hinunterlaufen. »Heißt das …«

»O nein, dummes Ding«, wehrte Hela lachend ab und stieß ihr spielerisch den Finger in die Seite, »du hast noch viel Zeit. Sieh mich nur einmal an: Frauen müssen nicht heiraten, wenn sie dies nicht wünschen. Nicht, dass es keine Verehrer gäbe …« Hela beugte sich vor. »Der Praefect von Almada sucht eine neue Frau«, raunte sie Vallusa verschwörerisch zu, »und er hat offiziell um deine Hand angehalten. Ist das nicht reizend? Ich finde es reizend. Ich glaube, inzwischen hast du schon so viele Heiratsanträge erhalten wie ich. Nun, vielleicht noch nicht ganz so viele …«

Vallusa erinnerte sich an den Praefecten, der im Auftrag der Horas das Protectorat Almada regierte, und seine Gemahlin, die vor wenigen Jahren verstorben war. Sie wollte Hela ganz sicher nicht enttäuschen oder erzürnen, aber die Aussicht, ausgerechnet mit diesem Mann verheiratet zu werden …

»Er ist … alt«, murmelte sie.

»Alt und fett«, erwiderte Hela sofort und lachte auf, »und nicht der Richtige für dich, wenn auch eine gute Partie, und eine politisch kluge noch dazu. Ich würde aber einen Anderen für dich finden, einen Jüngeren. Jemanden, der weiß, wann er zu schweigen hat. Wenn überhaupt. Aber vielleicht«, sie zwinkerte Vallusa

zu, »wirst du ja eines Tages auf einem ganz anderen Thron sitzen, wer weiß …« Sie bürstete weiter Vallusas Haare. »Ich hoffe, du machst Fortschritte mit deinen Studien?«

Vallusa nickte. »Hochwürden Rassilia meinte gestern, dass meine Paraden noch immer zu wünschen offen lassen, meine Deckung hat sich allerdings schon verbessert.«

»Ich hatte auch eine Schwertlehrerin, die mit ihrem Lob außerordentlich zurückhaltend war«, erwiderte Hela. »Mein Vater legte Wert darauf, dass meine Erzieher mich nicht verweichlichen. Und deine anderen Lehrer sind ebenfalls zufrieden mit dir? Es gibt keine besseren im ganzen Reich, ich hoffe, du strengst dich auch bei ihnen genauso sehr an wie bei deinen Kampf- und Reitübungen.«

»Natürlich. Sie sind alle sehr zufrieden mit mir.«

»Sehr gut. Deine Erziehung hier im Palast ist ein außerordentliches Privileg, das weißt du doch, oder?«

»Aber ja doch.« Vallusa zögerte. »Meine Eltern wären dir bestimmt sehr dankbar für das, was du für ihre Tochter tust – wenn sie mich jetzt sehen könnten, meine ich.«

Hela nickte, sie schien aber gar nicht richtig hinzuhören. »Erinnere mich nachher daran, Liebes, dass ich dir Soleas *Tractat zur Staatstheorie* heraussuche, du wirst das Buch benötigen, wenn Magister Voquius mit dir die frühen Regierungsjahre des Silem-Horas behandelt.«

»Wie bin ich damals an den Hof gekommen?«, erkundigte Vallusa sich behutsam. Sie wusste nicht, was sie dazu bewegte, ausgerechnet jetzt dieses Thema erneut anzuschneiden, doch sie hatte heute seit dem Aufwachen an ihre Eltern denken müssen.

»Das weißt du doch«, entgegnete Hela geistesabwesend. »Deine Eltern kamen bei einem Unfall ums Leben, und da sie entfernte Verwandte des Kaiserhauses waren, hielt ich es für richtig, dich zu mir an den Hof zu holen.«

Die Prinzessin überlegte, wie sie ihre nächste Frage am besten stellen sollte, ohne dass Hela sogleich wieder auswich. Doch dann ergriff die Ältere bereits wieder das Wort. »Ich habe Voquius gebeten, in den kommenden Monaten großen Wert auf Silems Erlasse

zu legen, vor allem die Veränderungen, die er an der Praios-Kirche vorgenommen hat. Soleas Analysen werden dir dabei sicher eine große Hilfe sein.« Hela verharrte und lächelte. »Mein Vater hielt nicht viel von staatskundlichen Werken, bestand aber darauf, dass ich Soleas auswendig zu rezitieren verstand. Er ließ mir, als ich in deinem Alter war, dieselbe Erziehung angedeihen, wie sie dir nun zuteil wird. Nun ja, fast dieselbe. Natürlich lernst du nicht die magischen Künste.« Ihr Lächeln schwand wieder.

Vallusa senkte den Blick und schaute wieder auf das Schwert in ihren Händen. Als sich herausgestellt hatte, dass Vallusa keinerlei magische Begabung in sich trug – nicht einmal einen Funken –, war Hela enttäuscht gewesen, enttäuschter als Vallusa sie je erlebt hatte. »Der Hengst, den Königin Mygdonia dir schenkte, hat ein wirklich feuriges Temperament«, beeilte sich die Prinzessin, das Thema zu wechseln. »Er hat mich gestern gleich zweimal abgeworfen.«

Hela verharrte. »Abgeworfen?«, wiederholte sie langsam, und ihre Gesichtszüge verhärteten sich. »Deine Lehrer haben mir nichts dergleichen berichtet. Sie haben unbedingt darauf Acht zu geben, dass dir kein Leid zustößt.«

»Mir ist nichts widerfahren«, erklärte Vallusa hastig, »und ich habe darauf bestanden, dass ich ihn reite. Die Lehrer trifft keine Schuld.«

»Unsinn«, unterbrach Hela sie, »ich dulde derartige Pflichtvergessenheit nicht. Ich werde später mit ihnen sprechen. Und du hältst dich von dem Hengst fern, bis er zugeritten wurde!« Vallusa zuckte zusammen, als Hela ihr mit der Haarbürste schmerzhaft über den Kopf fuhr.

»Ich kann ihn selbst zureiten«, erwiderte sie.

»Keine Widerrede.« Helas Stimme wurde lauter. »Tulamidische Rösser müssen anständig zugeritten werden, ehe man sie gefahrlos reiten kann. Sie sind nicht wie unsere Pferde, ihr Wille muss zunächst restlos gebrochen werden.«

Vallusa begegnete dem Blick der Älteren. Hela hatte die Haarbürste drohend erhoben, ihr Gesichtsausdruck war streng, die Augen weit aufgerissen. Vallusa senkte den Blick.

»Wie kannst du nur …«, begann Hela erneut, dann stockte sie. Sie schloss kurz die Augen und seufzte, dann lächelte sie wieder. Sanft strich sie eine Strähne aus Vallusas Gesicht. »Ich würde es mir nun mal nicht verzeihen können, wenn dir etwas zustößt«, erklärte sie mit sanfter Stimme. »Ich habe dich doch viel zu gerne um mich. Wem außer dir soll ich mich denn sonst anvertrauen? Mit wem soll ich denn sonst reden?« Sie legte einen Arm um Vallusas schlanke Gestalt und drückte sie an sich, so lange, dass es Vallusa schon fast unangenehm wurde.

»Sieh uns an«, meinte Hela dann und deutete zu dem großen Spiegel aus gehämmerten Silber, der auf Vallusas Kommode stand, »wie Schwestern.«

Hela rückte noch näher heran, so dass sie beide sich gut im Spiegel betrachten konnten. Vallusa verglich ihr Gesicht mit dem Helas: Eine Ähnlichkeit war durchaus vorhanden, nur waren ihre Augen rehbraun und die Helas von einer intensiven taubenblauen Farbe – sie hatte sich oft gewünscht, Helas Augen zu haben. Ihr Gesicht war runder und ihre Lippen schmaler, aber ihre spitze Nase erinnerte stark an die der Kaiserin. Und natürlich hatten sie beide helles, goldblondes Haar mit genau demselben Schimmer. Vallusa war allerdings kräftiger und athletischer gebaut als Hela. Sie beneidete die Ältere insgeheim um ihre sehr viel weiblicheren Formen.

»Du bist doch glücklich?«, erkundigte Hela sich plötzlich.

Vallusa zögerte, überrascht von der unerwarteten Frage. Hela starrte sie im Spiegel erwartungsvoll an. »Natürlich«, erwiderte Vallusa behutsam.

Hela schien sich über diese Antwort sehr zu freuen, ein breites Lächeln erhellte ihr makelloses Gesicht, sie drückte Vallusa ein weiteres Mal an sich. Doch dann stutzte sie, beugte sich vor und griff unter Vallusas Morgenmantel. »Was ist das?« Sie zog das dünne Buch mit den Heldenepen hervor und starrte den Einband an. Plötzlich sprang sie auf. »Liest du diese Geschichten etwa immer noch?«, rief sie aus. Vallusa zuckte zusammen und schaute zu der Kaiserin auf, deren Miene sich schlagartig verfinstert hatte. »Bisweilen schon«, murmelte sie.

»Ist dies in deinen Augen etwa wichtiger als deine Studien?« Hela funkelte sie von oben herab an. Vallusa schüttelte stumm den Kopf.

Plötzlich entspannte Hela sich wieder. Sie lächelte. »Du bist doch kein kleines Mädchen mehr«, tadelte sie scherzhaft. Hela ließ sich wieder neben Vallusa auf die Bank sinken. »Es ist nun mal wichtig, dass du deine Zeit nicht mit unbedeutenden Dingen vergeudest. Mein Vater hat dies ebenfalls nicht geduldet«, erklärte sie und legte einen Arm um Vallusas Schultern.

Dann schlug sie das Buch auf. »Ah, das Melessina-Epos«, bemerkte sie. »Wann habe ich dir das geschenkt? Als du neun Jahre alt warst? Ich hoffe nur, du läufst mir nicht eines Tages weg wie Melessina, um eine Schwertmeisterin zu werden und Abenteuer zu erleben?«

Vallusa schüttelte sofort den Kopf. »Aber vielleicht kann ich heute ja einmal außerhalb der Horaszitadelle ausreiten?«, erkundigte sie sich dann behutsam. »Natürlich werde ich nicht den Hengst aus Zorgahan nehmen«, fügte sie noch rasch hinzu. Hela runzelte die Stirn, während sie in dem Buch blätterte. »Wieso? Die Gärten und Höfe der Zitadelle sind groß genug. Ich verstehe nicht, wie du mir nur so unsinnige Fragen stellen kannst.«

»Wie du meinst.« Vallusa bemühte sich, ihre Enttäuschung zu verbergen.

»Nun gut.« Hela seufzte und stand auf. »Ich habe noch ein paar Worte mit deinen Reitlehrern zu wechseln.« Achtlos warf sie das Buch in eine Ecke. Auf ein Klatschen von ihr betraten die Dienerinnen wieder den Raum. Tsaia starrte reglos auf den Boden vor ihren Füßen. Hela musterte die junge Dienerin lange, dann machte sie sich auf den Weg zur Tür.

»Die Prinzessin sollte heute das grüne Kleid tragen, das aus Drôl«, erwähnte die Kaiserin noch beiläufig, »das bringt ihre Augen zur Geltung.«

Als Hela den Raum verlassen hatte und die Dienerinnen wieder an die Arbeit gingen, starrte Vallusa noch immer das Buch auf dem Boden an. Dabei hatte sie das Gefühl, als würde der ferne Brandgeruch noch immer in der Luft hängen.

Der Regen rauschte in Sturzbächen vom finsteren Himmel, lief Baduar als eiskalter Strom in den Nacken und durchnässte ihn genauso wie sein Pferd. Ihre Mission war jedoch überlebenswichtig, noch immer waren sich die Garether im Unklaren, wie zahlreich ihr Gegner wirklich war und welchen Weg er genau einschlug.

Das denkbar Schlimmste hatte sich erst vor wenigen Tagen ereignet. Der Botenreiter aus Bosparan war mit einer Nachricht der Legionskommandatur zurückgekehrt, die das letzte Quäntchen Hoffnung zunichte machte: Die Stadt sollte ausharren, man würde in absehbarer Zeit keine Truppen entsenden können. Dazu kam, dass geflohene Bauern aus Garetien nun berichteten, dass Dörfer an der Reichsstraße angegriffen worden waren. Baduar und Raul hatten daraufhin eine Handvoll Bewaffnete gesammelt und waren Richtung Westen geritten. Bei ihren Begleitern handelte es sich fast ausschließlich um ehemalige Gardisten, die wie die beiden Hauptleute aus der Truppe ausgetreten waren, um in dem neuen Bürgerheer zu dienen. Auch der Gardeveteran Erlan hatte sich angeschlossen, er kannte die Gegend am besten von ihnen.

Inzwischen waren vier Wochen vergangen, seit er mit Raul die Flüchtlinge aufgegriffen hatte, und mit jedem Tag war die Anspannung in Baduar gewachsen. Die hoch aufgetürmten, schwarzen Wolkenmassen über ihnen machten den Tag zur Nacht. Bisweilen zuckten grelle Blitze über den Himmel und erhellten das Land und die Wolken, die immer wieder die Form gigantischer geflügelter Drachen oder gehörnter Dämonen annahmen. Dann rollte ein mächtiger Donnerhall über den Himmel, als würden Giganten mit Urgewalt aufeinanderprallen. War es vielleicht Rondra, die Gewitterherrin selbst, die dort oben gegen diese Ungetüme kämpfte?

Die Garether hatten die Reichs- und Landstraßen gemieden, um nicht der Vorhut des Feindes in die Arme zu laufen. Stattdessen ritten sie über schmale Waldpfade oder durch die freie Landschaft. Die kleinen Ortschaften, die sie in den vergangenen Tagen passiert hatten, waren verlassen gewesen. Die Bauern waren geflohen und hatten alles mit sich genommen, was auf Wagen und Karren, Pferden und Ochsen transportiert werden konnte. Doch vom Feind selbst war immer noch nichts zu sehen.

Raul führte die kleine Gruppe auf Shabra an. Er war schon seit Stunden sehr schweigsam, ein sicheres Zeichen für seine Anspannung. Der Tulamide trug nun wieder seinen angelaufenen und schartigen Spiegelpanzer, den Baduar seit ihrer gemeinsamen Reise nach Gareth nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte. Nicht viel mehr als zwei Jahre waren seitdem vergangen, und doch erschien es ihm so, als lägen diese längst vergangenen, besseren Tage schon eine Ewigkeit zurück. Am späten Nachmittag bemerkten sie die Rauchwolken. Selbst in dem dichten Regen und gegen den nachtschwarzen Wolkenhimmel sah man die Schwaden aufsteigen. Raul hatte sie als Erster bemerkt, und seitdem waren sie behutsamer weitergeritten. Sie passierten ein Wäldchen, zwischen dessen Bäumen flackernder Feuerschein zu sehen war. Die Garether verließen die Deckung und zügelten ihre Pferde.

»Bei den Göttern«, entfuhr es Baduar. Vor ihnen erhob sich ein lichterloh brennendes Bauernhaus. Die Scheune dahinter stand ebenfalls in Flammen. Das blutrote Flackern beleuchtete ein gespenstisches Bild: Nur wenige Schritte entfernt ragten mehrere lange Stangen empor, darauf aufgespießt, zwei Klafter hoch über dem Boden, hingen leblose Körper. Die angespitzten Pfähle waren den Unglücklichen durch die Brust getrieben worden, ihre Arme und Beine hingen schlaff herab. Baduar wandte mit Grausen den Kopf ab. Ein greller Blitz erhellte für einen Herzschlag lang die Umgebung. Ein Pferd lag im blutigroten Matsch, die Zunge hing ihm aus dem weit geöffneten Maul heraus. Die Garether schwiegen.

»Weiter«, murmelte Raul schließlich und trieb Shabra an. Die Reiter passierten die gepfählten Leichen, unter denen sich Regen

und Blut zu einem braunen Matsch vermischt hatten, mit gesenkten Köpfen. Das Prasseln der Feuer war so laut, dass es sogar den Regen übertönte. Ächzend stürzte ein Dachfirst neben ihnen in sich zusammen. Auf der anderen Seite des Hofs erstreckte sich ein weites Feld, die Ähren waren jedoch niedergetrampelt, der Boden aufgewühlt. Jenseits dieser Freifläche brannten weitere Feuer: Ein ganzes Dorf stand dort in Flammen. Stumm starrte Baduar auf die Ansammlung von ehemals gemütlichen Bauernhäusern, die sich um einen kleinen Platz gruppierten, auf dem eine alte, knorrige Eiche stand. Von einigen Häusern war nicht mehr als rauchende Ruinen geblieben, andere standen noch in hellen Flammen und tauchten die Umgebung in ein rotflackerndes Licht.

»Dort!«, rief Erlan plötzlich. »Seht ihr das?«

Baduar entdeckte nun auch eine Handvoll gerüsteter Gestalten auf Pferden, die sich gegen eine Übermacht an Kämpfern zu Fuß wehrten.

Raul gab seinem Fuchs ohne zu zögern die Sporen. »*Yalla!*«, schrie er laut auf. »Mir nach!« Er stürmte davon, ohne abzuwarten, ob seine Begleiter ihm wirklich folgten.

Baduar zog sein Schwert und trieb sein Pferd an. Nach all den Wochen des Wartens und Planens würde er es nun endlich mit dem Gegner aufnehmen, dessen Ankunft sie so ungeduldig erwarteten. Die Reiter preschten über das Feld auf das Dorf zu. Raul auf seiner Stute Shabra war nicht einzuholen, er jagte vorneweg, schwang seinen Säbel und stieß weitere Schreie hervor, die jedoch vom Rauschen des Regens übertönt wurden.

Der Regen peitschte in Baduars Gesicht, er hatte sich in den Steigbügeln nach vorne gebeugt, Hagrondriar hoch erhoben. Das Blut rauschte durch seine Adern und peitschte ihn voran. Ein Blitz zuckte über den Himmel. Schon waren sie zwischen den brennenden Häusern und den tosenden Flammen. Die drückende Hitze schlug über ihn herein und verdrängte die lähmende Kälte aus seinen Gliedern. Er trieb sein Pferd voran und war dicht hinter Raul, der auf die Gegner zuhielt. Schon ließ der Tulamide seinen blitzenden Säbel niederfahren. Baduar sah gedrungene Gestalten mit nassem schwarzen Fell, die ihnen entgegenglotzten, krude

Äxte oder krumme Säbel in den behaarten Armen, die mit Hauern bewehrten Mäuler vor Überraschung weit geöffnet.

»Rondra!«, schrie er dem Feind den Namen seiner Göttin entgegen und ließ Hagrondriar niedersausen. Wie zur Antwort rollte lauter Donnerhall über den Himmel. Er teilte wuchtige Schläge aus, erst rechts, dann links. Der erste Gegner ging vor ihm zu Boden und landete im Matsch, niedergeworfen von der Wucht des Reiterangriffs. Baduar trieb sein Pferd über ihn hinweg und schlug wieder zu. Ein grimmiges Hochgefühl hatte ihn gepackt und führte nun seine Hand. Die anderen Garether waren bei ihm und teilten ebenso kräftig aus. Raul ritt immer noch an der Spitze, schon erreichte er die gerüsteten Reiter.

Baduar sah aus den Augenwinkeln, wie einer der Garether vom Pferd gerissen wurde. Sofort warfen sich mehrere Orks auf ihn und schlugen wie rasend mit ihren Äxten und Säbeln auf den Hilflosen ein. Er trieb sein Pferd näher und spaltete einem der Schwarzpelze mit einem mächtigen Hieb den Schädel. Ein brennender Schmerz raste plötzlich durch seinen Leib. Er schrie unwillkürlich auf und riss sein Schwert herum. Ein hünenhafter Krieger mit einem Hörnerhelm war herangekommen und schwang grunzend seinen schartigen Säbel. Baduar ignorierte den Schmerz, der in seinem Bein pochte, parierte den nächsten Schlag des Gegners und stieß dann in einer kraftvollen, geraden Bewegung zu. Die scharfe Spitze Hagrondriars bohrte sich in den Hals des Gegners, er zog die blutbesudelte Klinge sofort wieder hervor und schlug erneut zu. Der Ork ging zu Boden und landete im Matsch.

Triumphierend trieb Baduar sein scheuendes Pferd weiter. Die verbliebenen Schwarzpelze erkannten, dass ihre Lage aussichtslos war, und traten die Flucht an. Die Menschen setzten ihnen nur kurz nach – Raul vermochte es sogar, noch einen niederzustrecken –, dann verschwanden die Fliehenden zwischen den brennenden Bauernhäusern.

Baduar fühlte sich trotz der Verletzung so gut wie noch nie in seinem Leben. Er begutachtete die Wunde, in der sich Regen und Blut vermischten und sein rechtes Bein hinabrannen. Behutsam

stieg er vom Pferd. Als er sein verletztes Bein aufsetzte, jagte ein brennender Schmerz durch seinen Leib.

»Bewegt Euch nicht.« Erlan trat hinzu und hockte sich nieder, um die Verletzung in Augenschein zu nehmen. Dann nahm er seinen Gürtel ab, um Baduars Bein damit abzubinden. »Die Wunde ist recht tief. Damit sollte es erst mal gehen, wir müssen das aber bald angemessen versorgen. Belastet Euer Bein nicht unnötig.«

Baduar nickte ihm dankbar zu. Nun schlossen die Berittenen, denen die Garether zur Hilfe geeilt waren, zu ihnen auf. Sie alle trugen löchrige Kettenhemden oder Plattenpanzer und Wappenröcke, die kürzlich heftige Kämpfe gesehen hatten. Er erkannte das blauweiße Abzeichen der Stadt Vadocia. Die Garether und Vadocier stiegen ab, schwärmten aus und wandten sich ihren gefallenen Kameraden zu. Auch hier lagen tote Tiere und erschlagene Dorfbewohner im Morast.

Einer der Männer aus Vadocia, ein kräftiger Hüne, der einen wuchtigen Anderthalbhänder führte, trat ihnen entgegen. Er zählte sicher schon mehr als fünfzig Sommer und trug einen veritablen Schnauzbart, von dem beständig Wasser tropfte. Sein Gesicht zierten mehrere große Narben und eine frische Wunde. Raul nickte ihm zu: »Rondra zum Gruße.«

Der Krieger reichte ihm die Hand. »Rondra mit Euch, und unseren Dank für Eure Hilfe noch dazu.« Seine Stimme war tief und vertrauenserweckend. »Narbod von Thûrstein ist mein Name«, fuhr er fort. »Wir kommen aus Vadocia und wollten uns vergewissern, dass diese Bestien keinen weiteren Angriff auf die Stadt planen.«

»Mein Name ist Raul al'Ahjan«, stellte Raul sich vor. »Wir sind aus Gareth und ebenfalls auf Kundschafterritt.«

Narbod nickte. »Diese schwarzbepelzten Dämonen halten nun auf Eure Stadt zu, so scheint es zumindest. Vor zwei Wochen zogen sie auf Ferdok zu, doch wir sind ihnen entgegengeeilt und konnten sie noch auf dem Marsch überraschen. Viele gute Leute haben an diesem Tag ihr Leben gelassen. Wir haben sie aber empfindlich treffen können, so dass die Schwarzpelze es

sich anders überlegt haben und umgedreht sind. Feiges, gottloses Pack …« Er spuckte aus.

Raul hatte aufgehorcht. »Wie groß ist ihre Zahl jetzt noch? Nachdem Ihr sie zurückgetrieben habt?« Baduar wusste, warum der Tulamide so nachdrücklich fragte, und auch er hoffte das Beste. Wenn die Vadocier es geschafft hatten, den Gegner stark zu dezimieren …

»Noch fast tausend, würde ich sagen«, erklärte Narbod, »wir haben ihnen ordentlich zugesetzt.«

Baduar erschrak: *noch fast tausend.* Damit waren die Schwarzpelze dem Bürgerheer immer noch zwei zu eins überlegen. Sie würden mit unerfahrenen Kämpfern einer doppelten Übermacht gegenüberstehen.

Raul nickte, seine Zuversicht wurde durch diese schlechte Nachricht entweder nicht getrübt, oder er wollte sich nichts anmerken lassen. »Ihr habt wacker gekämpft. Was Vadocia nicht bezwingen konnte, gehört nun Gareth.«

Narbod nickte, als Raul ihm dieses Kompliment machte. »Dann steht bereits die Legion vor der Stadt?«

Raul schüttelte den Kopf. »Nein, nur tapfere und standhafte Bürger, die ihre Stadt nicht aufgeben wollen. Bosparan und Wehrheim schicken uns keinen Entsatz.«

»Kann das sein?« Der Vadocier klang ungläubig. »Wieso schickt die Kaiserin keine Hilfe?«

Raul schwieg. Narbod klang nun zerknirscht. »Ich wünschte, ich könnte Streiter entbehren, doch ich habe schon zu viele gute Frauen und Männer verloren. Was mir jetzt noch zur Verfügung steht, benötige ich, um die Stadt zu schützen, sollte dieses Pack zurückkommen. Außerdem haben wir durch die Schwarzpelze viele Felder und Äcker verloren und können kein weiteres Risiko eingehen.«

Raul lächelte. »Macht Euch keine Sorgen. Wenn wir den Feind bezwungen haben, schicken wir Euch Hilfe – genug Getreide, damit Vadocia den Winter überstehen kann.«

Narbod blickte den Tulamiden verblüfft an, der so siegessicher war und ihm ohne nachzudenken Hilfe versprach. Doch dann

schien er wohl zu dem Schluss zu kommen, dass Raul es ernst meinte. Er reichte ihm die Hand: »Rondra mit Euch, Raul. Ich bedaure es wahrlich, nicht mit Euch in die Schlacht ziehen zu können.« Baduar bemerkte erst jetzt, wie selbstverständlich Narbod den Tulamiden als Anführer ihrer Gruppe akzeptiert hatte.

»Raul! Baduar!« Erlan winkte vom Ende des Platzes, wo er unter den Leichen nach Überlebenden gesucht hatte. »Hierher!«

Raul und Narbod zogen sofort ihre Waffen und liefen los, die Garether und Vadocier folgten ihnen. Baduar machte einen Schritt, doch sein Bein knickte weg. Hastig zog er sich am Sattel seines Rosses wieder in die Höhe und setzte sich ebenfalls in Bewegung, auch wenn sein Bein mit jedem Schritt niederhöllisch schmerzte, als würde jemand einen glühenden Schürhaken in seinen Schenkel bohren.

Die Kämpfer umrundeten einen brennenden Hof, Matsch spritzte unter ihren Stiefeln empor. Baduar vernahm durch den Regen hindurch bereits Lärm, als ein Blitz die Umgebung erhellte, erblickte er eine Ansammlung gedrungener Gestalten, die auf einen einzelnen Gegner einschlugen.

»Goblins!«, keuchte Narbod neben ihm, der sich in der schweren Rüstung nicht schnell voranbewegen konnte. »Verdammte Aasfresser und Plünderer!«

Tatsächlich sahen sie sich einem halben Dutzend struppiger Gestalten gegenüber, deren nasses rotes Fell im Feuerschein stumpf glänzte. Sie trugen zusammengewürfelte Teile von Lederrüstungen, grobe Knüppel und kurze Schwerter, mit denen sie eine schlanke Gestalt bedrängten, die sich nach Leibeskräften wehrte. Es handelte sich um ein Mädchen, deren einfache Leinentunika ebenso nass und schlammbespritzt war wie ihr Gesicht und das lange Haar, dessen Strähnen feucht an ihrem Gesicht klebten. Mit einem wütenden Schrei schwang sie ihre Waffe – eine Holzfälleraxt –, traf einen der Goblins am Kopf und schickte ihn zu Boden. In diesem Moment hatten die Rotpelze die Neuankömmlinge bemerkt. Hastig wandten sie sich ab und machten sich davon. Das Bauernmädchen schwankte und schüttelte dann zornig die Faust in Richtung der Fliehenden.

Die Garether und Vadocier näherten sich dem Mädchen, offenbar die einzige Überlebende des Massakers. Baduar bemerkte nun auch die rotbepelzten Leiber im Matsch zu ihren Füßen: Zu seiner Verblüffung zählte er sechs tote Goblins.

»Diese Schädlinge ziehen mit dem Heerwurm des Feindes mit«, erklärte Narbod verächtlich und stieß einen der rotbepelzten Körper mit dem Fuß an, »die sammeln auf, was selbst den Schwarzpelzen nicht gut genug ist.«

Raul trat dem Mädchen langsam entgegen – der jungen Frau, korrigierte Baduar sich, denn aus der Nähe erkannte er nun, dass sie sicherlich schon siebzehn oder achtzehn Götterläufe alt sein musste, auch wenn sie mädchenhaft und schlaksig wirkte. Dieser Eindruck wurde durch ihre feuchten rotbraunen Haare und die durchnässte Kleidung, die eng an ihr klebten, noch unterstrichen. Sie hatte auffallend große, grüne Augen, in denen sich der Feuerschein widerspiegelte.

Plötzlich, als hätte die junge Frau erst jetzt die Neuankömmlinge bemerkt, sprang sie auf und riss das Beil empor. Ein Blitz zuckte über den Himmel. Ihre Augen funkelten, Raul trat wieder einen Schritt zurück. Donnergrollen übertönte das Rauschen des Regens.

»Ganz ruhig!« Raul hob abwehrend die Hände. »Wir sind Freunde! Menschen, siehst du? Kein Pelz ...«

Sie zögerte und musterte ihn kurz, dann schloss sie erleichtert die Augen und ließ das Beil fallen. Baduar wagte einen Vorstoß: »Wo sind deine Eltern, deine Familie?«

Das Mädchen hob langsam die Hand und deutete auf das brennende Haus hinter ihr, dessen Dach bereits eingestürzt war: »Dort drinnen.« Sie senkte den Kopf. Die Flammen warfen ein flackerndes rotes Licht auf ihr nasses Gesicht.

Rauls Blick war ihrer ausgestreckten Hand gefolgt, er starrte lange in das Feuer. Dann sah er wieder das tropfnasse Mädchen an. »Komm mit uns, wir bringen dich in Sicherheit.«

»Es ist nirgends mehr sicher«, stieß sie hervor, ein wilder Ausdruck trat in ihre Augen. Sie ballte die Fäuste. »Alles ist verloren.«

»Du kannst hier nicht bleiben«, erklärte Raul nachdrücklich.

»Ich muss meine Familie verteidigen, mein kleiner Bruder ist erst vier Sommer alt, er kann noch nicht auf sich selbst Acht geben …«

Baduar schaute zu dem brennenden Hof hinüber.

»Du bist deiner Familie und deinem kleinen Bruder zu nichts nutze, wenn du hier bleibst«, erwiderte Raul mit ruhiger Stimme. »Komm mit uns.«

Sie starrte den Tulamiden lange an, immer wieder huschte ihr Blick jedoch zurück zu der Holzfälleraxt zu ihren Füßen. Schließlich nickte sie langsam und senkte den Kopf.

Die Gruppe ging zurück zum Platz mit der Eiche, wo die übrigen Kundschafter mit den Pferden warteten. Narbod wies auf eine der Leichen, die hier im Matsch lag.

»Diese Menschen werden ein angemessenes Begräbnis erhalten. Ich werde morgen mit Boron-Geweihten aus Vadocia zurückkehren. Und sie«, er deutete auf das Bauernmädchen, »ist eine Leibeigene. Ihr Herr wird wissen, wie er mit ihr zu verfahren hat. Wem gehörst du, Mädchen?« Er packte sie am Arm.

Plötzlich kam Leben in die durchnässte Gestalt. Sie riss sich los und funkelte Narbod wütend an. Der Krieger wich auch tatsächlich einen Schritt vor ihr zurück.

»Ihr werdet mich nicht mitnehmen«, presste sie hervor, »nicht ehe ich meine Eltern und meine Brüder gerächt habe!« Sie sah sich um, dann eilte sie zu einer Leiche hinüber, die halb unter einem eingestürzten Schuppen vergraben lag. Sie schob einen geschwärzten Balken beiseite und zog eine Waffe unter dem Schutt hervor. Es handelte sich um einen Zweihänder, die junge Frau schwankte, als sie die lange Klinge emporhob. »Ich sage Euch, ich kann kämpfen!«

Baduar teilte jedoch Narbods Meinung, auch wenn er ihren eindringlich vorgebrachten Wunsch verstehen konnte. Raul schüttelte den Kopf und wandte sich an Baduar: »Sie ist eine Leibeigene, richtig? Dann ist sie also keine Sklavin?«

»Das stimmt«, erwiderte Baduar, »aber sie darf sich ohne Zustimmung ihres Herrn nicht von ihrer Scholle entfernen.«

»Sieh dich um!«, forderte Raul ihn auf, und seine Stimme klang ruppig. »Ihre Scholle existiert nicht mehr. Wenn sie kämpfen will, dann hat sie auch das Recht dazu.«

Baduar sah zu dem Mädchen hinüber, das immer noch mit erhobenem Kopf ihre neugefundene Waffe in Händen hielt. Als sie Rauls Worte gehört hatte, huschte erstmals ein flüchtiges Lächeln über ihr Gesicht. Er hatte aber noch immer Zweifel. Es würde den Gesetzen widersprechen, wenn die Garether einer Leibeigenen gestatten würden, sie zu begleiten.

Baduar blickte zu Narbod. Der alte Krieger schaute Raul lange an, der seinen Blick reglos erwiderte. Schließlich zuckte der Vadocier mit den Schultern: »Wenn sie mit euch kommen will, dann soll sie dies tun. Ich habe wahrlich Besseres zu tun.« Damit schwangen sich Narbod und seine Leute auf ihre Rösser. »Rondra mit Euch in der kommenden Schlacht.« Der Vadocier wandte sich noch einmal an Raul. »Ich hoffe, ich werde Euch noch einmal in diesem Leben wiedersehen, und nicht erst an Rondras langer Tafel.«

Die Vadocier trieben ihre Pferde an. Auch die Garether stiegen nun wieder auf ihre Reittiere. Baduar ließ die junge Leibeigene hinter sich Platz nehmen.

Als sie das brennende Dorf verlassen hatten, wendete Raul seine Shabra. Die Garether schauten ein letztes Mal zu den schwelenden Höfen und den lodernden Flammen zurück. Gerade brach ein weiteres Haus stöhnend in sich zusammen.

»Wir werden an dieses Dorf und seine Bewohner in der kommenden Schlacht denken«, erklärte Raul mit fester Stimme. Er wandte sich an das Bauernmädchen, das reglos in die Flammen starrte. »Sag, wie heißt dieses Dorf?« Dann fiel ihm noch etwas ein: »Und wie lautet eigentlich dein Name?«

»Kullbach«, erklärte das Mädchen mit fester Stimme, »das Dorf heißt ... hieß Kullbach. Und mein Name ist Lutisana, Lutisana aus Kullbach.«

In diesem Moment zuckte ein Blitz über den Himmel und schlug in die alte Eiche ein. Krachend brach der Baum auseinander, Flammen schlugen empor und loderten in den finsteren Himmel hinauf.

Es hatte vor einigen Tagen endlich aufgehört zu regnen, was – Efferd sei Dank – entscheidend für Rauls Plan war. Heute, am 15. Travia, sollte es endlich so weit sein, die Schlacht stand nun kurz bevor.

Raul saß auf Shabra, die sehr viel geduldiger wirkte, als er selbst sich fühlte. Neben ihm wartete Baduar auf seinem eigenen Ross. Er trug einen Wappenrock über dem Kettenhemd und das Wappen seiner Familie auf der Brust, einen schwarzen Eberkopf auf grünem Grund. Ein fester Verband war um seinen Oberschenkel geschlungen. Auch er starrte hinaus zu dem idyllischen Dorf jenseits des Waldes, in dem sie sich versteckt hatten.

Der Ort, er trug den Namen Weyring, lag etwa eine Tagesreise von Gareth entfernt und war bestens geeignet für die Falle, die Raul den Orks stellen wollte: eine große Ansammlung von hölzernen Katen und Höfen mit strohgedeckten Dächern, die sich rund um die Reichsstraße gruppierten. Ein Streifen von Feldern und Äckern umgab den Ort, dahinter erhob sich dichter Wald, der den Garethern als Versteck diente. Alles war wie geschaffen zum Plündern, nur hatten die Bewohner Weyring schon vor Tagen aufgegeben und mit Hilfe der Garether sämtlichen Hausrat und ihr Vieh nach Gareth geschafft. Später würde man ihnen helfen, ihr Dorf neu aufzubauen. Raul hoffte, dass sein Plan aufging, dass die Orks ihre Falle nicht bemerkten und nicht misstrauisch werden würden.

Er schaute sich um. Hinter ihm und Baduar wartete der wichtigste Teil des Bürgerheers, der hauptsächlich aus ehemaligen Gardisten bestand. Ein Teil war beritten, der Rest zu Fuß unterwegs. Er sah Erlan, der seinen Bogen fest umklammer hielt, Falk, der nervös seinen Speer zwischen den Händen drehte, und auch Lutisana, die sich nicht davon hatte abhalten lassen, mit ihnen in die Schlacht zu ziehen. In ihren grünen Augen glomm eine

Zuversicht und Entschlossenheit, die er bei den meisten Anderen nicht sah. Sie trug ein ledernes Wams, das sie etwas weniger schmächtig aussehen ließ, als sie tatsächlich war. Der schlanke Zweihänder, den sie aus den Trümmern ihres Dorfes gerettet hatte, wirkte in ihren Händen aber immer noch fehl am Platze. Er hoffte, dass es kein Fehler gewesen war, ihr zu gestatten, mit ihnen in die Schlacht zu ziehen.

»Raul«, rief Erlan plötzlich halblaut aus. Er wandte sich um. Drei weitere Reiter bahnten sich einen Weg durch den Wald. Die Garether machten den Neuankömmlingen respektvoll Platz, doch auf ihren Gesichtern sah Raul Überraschung. Hochwürden Yarum ritt in der Mitte. Er trug einen altertümlichen Plattenharnisch, dessen kostbarer goldener Überzug an vielen Stellen bereits abgeblättert war, auf der Brustplatte war ein Greif mit drohend erhobener Klaue abgebildet. In der Hand trug der alte Priester sein gezacktes Sonnenszepter. Seine beiden Begleiter, auch Geweihte des Praios, trugen ebenfalls vergoldete Harnische und schwere Streitkolben.

Raul nickte ihm langsam zu. »Praios zum Gruße, Sahib.«

»Praios zum Gruße«, erwiderte Yarum und zügelte sein weißes Ross neben ihm. »Wie weit ist der Gegner entfernt?«

»Wir haben vor wenigen Stunden einen Kundschaftertrupp der Orks niedergemacht«, erwiderte Baduar behutsam, »der Feind rückt wie erwartet auf der Reichsstraße vor und kann jeden Moment hier eintreffen.«

Yarum nickte und schaute hinaus zu dem verlassenen Dorf. »Gut.«

»Hochwürden«, begann Raul, »Euer geistlicher Beistand ist uns sehr willkommen.«

»Nun, mein Beistand wird ganz sicher nicht nur geistlicher Natur sein«, erwiderte der Geweihte und hob sein Sonnenszepter.

»Seid Ihr sicher, Sahib …«

»Habt Ihr Eure eigenen Worte bereits vergessen?«, unterbrach ihn Yarum. »Auch ich habe das Recht, meine Stadt zu verteidigen.«

Raul runzelte die Stirn. War es weise, dem Praios-Hochgeweihten zu widersprechen? Baduar stieß ihn an, und er blickte wieder

zu den Höfen hinüber. Seine Hoffnung, dass das Warten endlich ein Ende hatte, wurde nicht enttäuscht: Jenseits des Dorfs war Bewegung zu erkennen, er erspähte zahllose dunkle Gestalten, die die Straße hinaufströmten und auf die Höfe zueilten. Dahinter wälzte sich träge, aber unaufhaltsam ein breiter schwarzer Wurm heran, und auch aus den dichten Wäldern beiderseits der Straße eilten Schwarzpelze hervor und hielten auf Weyring zu.

»Rondra steh' uns bei!«, entfuhr es Baduar.

»Châra!«, stieß Raul hervor.

Zwei hoch aufragende Monstrositäten waren zwischen den Orks aufgetaucht und wankten nun inmitten des dichten Stroms an Schwarzpelzen auf Weyring zu. Sie waren mehr als doppelt so groß wie die Orks, ihre Haut war haarlos und bleich und ihre Köpfe winzig im Vergleich zu den muskelbepackten Körper. Beide schwangen mit spielerischer Leichtigkeit stachelbewehrte Keulen, die aus Baumstämmen gefertigt worden sein mussten, und trugen provisorisch wirkende Lederrüstungen.

»Oger«, murmelte Raul. Er hatte schon einmal einer solchen Kreatur gegenübergestanden. »Dumm wie Stroh, aber stark wie zwei Ochsen. Diese beiden müssen von den Schwarzpelzen zum Kampf abgerichtet worden sein.«

»Raul«, begann Baduar so leise, dass nur er ihn hören konnte, »unsere Fußkämpfer werden gegen diese Ungeheuer nicht standhalten ...«

»... und wir brauchen die Reiter, um die Orks auseinanderzutreiben.« Raul nickte langsam.

Baduar schwieg, er kniff die Augen zusammen und beobachtete weiter das Geschehen im Dorf. Der beständige Strom an Orks wollte einfach nicht abreißen, immer mehr marschierten die Straße hinunter und hielten auf Weyring zu. Einige trugen lange Stangen, die Feldzeichen und Standarten ähnelten und an deren Spitze kupferne, in der Sonne glänzende Scheiben oder drohende Stierhörner hingen.

Raul sah wieder zu den trägen, riesenhaften Gestalten hinüber, die von den Orks mit Peitschenschlägen vorangetrieben wurden. Unwillkürlich griff er nach der Fuchspfote, die um seinen Hals

hing. *Alter Freund, wenn ich dich jemals gebraucht habe, dann wohl heute*, begann er. *Aber das sage ich nicht zum ersten Mal, habe ich recht? Ich bitte dich auch nicht für mich um Hilfe, sondern für diese guten Leute hier. Sie brauchen dich jetzt, und leg' auch ein gutes Wort bei deiner Schwester Rondra ein, damit sie ebenfalls ihre Hand über uns hält.*

»Seht nur, diese Ungeheuer«, entfuhr es Falk. Raul wandte sich an den jungen Gardisten, der das Schauspiel mit weit aufgerissenen Augen beobachtete und krampfhaft seine Waffe umklammert hielt. Er würde entweder fliehen oder im Kampf so verängstigt sein, dass seine Gegner leichtes Spiel mit ihm haben würden.

»Deine Familie kommt doch aus dem Weiler Rosskuppel, nicht wahr, gleich nördlich von Gareth?«, begann Raul. Falk nickte stumm und sah mit großen Augen zu ihm auf. »Dann denk einmal daran, was passieren würde, wenn diese Bestien es bis nach Gareth schaffen. Elboran, dein Vater, ist ein stolzer Mann. Doch wenn er seinen Hof niedergebrannt vorfindet, wird er gezwungen sein, Almosen von anderen anzunehmen. Das wird sein Herz brechen.«

Falk zögerte, setzte zu einer Erwiderung an, stockte dann aber und schaute wieder zu den Ogern hinüber.

»Und deine Mutter, Antillia? Was ist mit deiner Schwester Travina, sie ist doch gerade erst sechs Sommer alt. Sollen sie im kommenden Winter hungern, weil die Ernte verloren ist? Was ist, wenn diese beiden Ungetüme dort es bis nach Gareth schaffen und die Mauern einreißen? Was dann?«

Falk sah ihn lange an. Dann nickte er und umklammerte seinen Speer fester. »Diese Bestien werden nicht so weit kommen, bei Rondra!«, erwiderte er, auch wenn seine Stimme noch immer zitterte. Raul lächelte ihm aufmunternd zu.

Die Schwarzpelze strömten nun in das Dorf und verteilten sich auf die Höfe. Sie schlugen die Türen und Tore ein, ohne zuvor zu schauen, ob diese verschlossen waren, und drangen in die Gebäude ein. Der gewaltige Heerwurm hatte Weyring erreicht und nahm den kleinen Ort in seine schwarze Klaue.

Raul wandte sich wieder an Baduar: »Was meinst du?«

Baduar zog Hagrondriar. »Wir dürfen die Oger nicht Bauern und Handwerkern überlassen.«

Raul nickte und holte tief Luft. Dann wandte er sich an die Reiter und Fußkämpfer hinter ihm. »Unser Plan hat sich geändert: Wir gehen über die linke Flanke die Oger an. Wenn unser Reiterangriff diese Ungetüme von den Schwarzpelzen getrennt hat, können wir sie mit den Speeren angreifen.«

Die Frauen und Männer nickten entschlossen.

Raul sah wieder nach vorne. »Vertrauen wir auf Rondra«, murmelte er. »Auf dass die tapferen Bauern und Handwerker auch ohne uns die Oberhand behalten werden.«

Baduar nickte. »Und vertrauen wir auf Phex – auf dass deine Überraschung gelingen möge.«

Raul beobachtete, wie die Schwarzpelze die Höfe verwüsteten, Zäune einrissen, Stühle und Hausrat aus den Fenstern warfen. Es schien ihm ein wilder, zusammengewürfelter Haufen zu sein, der nur durch die Lust am Plündern und Morden und die Aussicht auf Beute zusammengehalten wurde. Einige gingen beim Kampf um die besten Stücke sogar aufeinander los. Die Schwarzpelze hatten sich inzwischen über den ganzen Ort und die umliegenden Höfe verteilt. Es wurde Zeit, die Falle zuschnappen zu lassen.

Raul atmete tief durch. Plötzlich ergriff ihn eine wilde Entschlossenheit. Er gab Erlan einen Wink. Dieser hob seinen Bogen, auf dem ein brennender Pfeil lag. Er richtete die Spitze in den Himmel und ließ das Geschoss sirrend von der Sehne fliegen. Raul folgte der Flugbahn des Pfeils, der im hohen Bogen auf eines der strohgedeckten Dächer fiel, mit den Augen. Sofort schossen Flammen empor. Auf dieses Zeichen hin stiegen nun rundum brennende Pfeile aus dem Wald auf und regneten im hohen Bogen auf Weyring herunter, und wo auch immer sie einschlugen, loderte sofort Feuer auf.

Es hatte Tage gedauert, die versteckten Pechgräben auszuheben und die Dächer der Höfe zu präparieren. Wenn die Orks einen anderen Weg eingeschlagen hätten und es den Garethern nicht gelungen wäre, sie nach Weyring zu locken, wäre die Mühe vergebens gewesen.

Raul beobachtete das flammende Inferno im Dorf. Die meisten Häuserdächer brannten nun lichterloh, auf den Straßen loderte ebenfalls überall Feuer empor. Orks, deren Fell brannte und qualmte, stolperten wild schreiend aus den Häusern heraus. Die gewaltigen Oger drohten jeden Moment in Panik auszubrechen und mussten von ihren Treibern mit Peitschenhieben in Schach gehalten werden. Die Schwarzpelze, die nicht in der Mitte des Dorfs gefangen waren, stoben nun in alle Richtungen davon, der Heerwurm war auseinandergebrochen.

Raul hob seinen treuen Szimitar. *Bring mir heute Glück*, dachte er, an die Klinge gerichtet.

»Für Gareth!«, brüllte er so laut er nur konnte.

»Für Gareth!«, stimmten erst Dutzende, dann Hunderte Stimmen ein. Er stieß Shabra die Hacken in die Seiten. Die Stute wieherte und preschte aus dem Wald heraus. Baduar ritt links von ihm, rechts Yarum, das im Licht glänzende Sonnenszepter erhoben. Zu dritt bildeten sie die Spitze eines Keils, der von den übrigen Berittenen gebildet wurde und unbeirrt auf die Orks zuhielt. An der rechten Flanke stürmten die Schmiedegesellen um Alvin Barbek aus dem Wald auf Weyring zu. Zu seiner Linken sah er Marsilia Groterians Bauern und Olorand Bugenhogs Tagelöhner. Ihnen folgten Krämer und Händler, Patrizier und Leibeigene, Handwerker und ehemalige Gardisten. Gleichzeitig ging ein weiterer Regen Pfeile auf das brennende Dorf und die Schwarzpelze nieder.

Raul hielt den Blick auf die Oger gerichtet, die unruhig umherstierten und vor den nahen Höfen zurückschreckten, die in hellen Flammen standen. Er vernahm die Schreie der Orks, doch ob dies Schmerzenslaute oder Kampfschreie waren, vermochter er nicht zu sagen. Er richtete sich im Sattel auf und hob seinen Szimitar. Der Wind peitschte ihm ins Gesicht, unter ihm flog Shabra über die Wiese, das Donnern der Hufe und die Schreie der Kämpfer gellten laut in seinen Ohren. Der Keil aus Pferden und Reitern prallte auf die Schwarzpelze, die auseinanderstoben, um sich vor dem Ansturm in Sicherheit zu bringen. Raul teilte mal links, mal rechts aus und hielt weiter auf die schwankenden

Oger zu, gewaltige Fleischberge, die selbst die Häuser überragten. Er schwang erneut seinen Szimitar, neben ihm schlug Baduar mit Hagrondriar nach einem wild brüllenden Ork und schickte ihn zu Boden.

Raul trieb Shabra unbeirrt weiter voran, und es schien ihm, als wäre sein mutiges Pferd begierig darauf, die Monstrositäten anzugehen, so beharrlich hielt die Stute auf die Oger zu. Er schlug nach rechts, als einer der brüllenden Schwarzpelze von dort herankam. Zwei weitere Orks versuchten, ihm in die Zügel zu greifen und sein Pferd zu Fall zu bringen. Ehe er reagieren konnte, schlug Shabra wiehernd aus, ein Ork wurde laut jaulend fortgeschleudert und schlug gegen das nächste Haus. Doch Raul hatte dabei die Zügel verloren. Er bemühte sich, auf der bockenden Stute Halt zu finden, wurde dann aber von starken Händen gepackt und aus dem Sattel gerissen. Dumpfer Schmerz jagte durch seinen Körper, als er auf dem Rücken aufschlug. Er schrie unwillkürlich auf. Eine gedrungene Gestalt warf sich auf ihn, gedankenschnell riss er seinen Säbel herum. Der Ork stürzte direkt in seine Klinge und sank stöhnend auf ihn herab. Raul keuchte auf, als der schwere, stinkende Körper auf ihn fiel, hastig versuchte er, die Leiche von sich zu schieben. Dann legte sich ein Schatten auf ihn, er erblickte zwei plumpe Beine, dick wie die Stämme junger Bäume. Seine Augen wanderten höher. Der Oger wuchs vor ihm bis in den Himmel hinauf. Shabra stieg wiehernd auf die Hinterbeine und schlug nach dem Ungetüm aus weißem Fleisch. Der Oger war jedoch ganz und gar nicht beeindruckt, er schob die Stute beiseite, als wäre sie eine Holzpuppe. Dann hob er langsam seine gewaltige Keule.

In diesem Moment wurde ihm die Sicht auf den Oger genommen. Raul sah Baduar, der sein Pferd zwischen ihn und das Ungetüm gelenkt hatte. In der einen Hand hielt er Hagrondriar, in der anderen einen langen Speer. Als Baduar den Keulenhieb des Ogers parierte, wurde ihm das Schwert aus der Faust gerissen, Raul hörte seinen Schmerzensschrei selbst über die Geräusche der Schlacht hinweg. Doch dann packte Baduar den Speer mit beiden Händen und stieß zu. Die Spitze durchbohrte den Hals

des Ogers. Dieser hob verwirrt die Hand zu seinem Hals, aus dem nun dunkles Blut quoll, grunzte verärgert auf, dann holte er überraschend schnell mit der Keule aus und fegte Baduar aus dem Sattel. Raul hörte, wie sein Kamerad einige Schritte entfernt aufschlug. Der Oger schwankte, die Keule fiel ihm aus der Hand, dann stürzte er rücklings um wie ein gefällter Baum.

Hastig schob Raul die Orkleiche von sich und rappelte sich auf. Ein weiterer Schwarzpelz sprang auf ihn zu. Raul duckte sich unter dessen Hieb, warf sich dem Gegner entgegen und riss ihn zu Boden. Er holte aus und schlug ihm zweimal kräftig die Faust ins Gesicht. Schmerz raste durch seinen Arm, als der hauerbewehrte Kiefer des Orks unter seinem Schlag brach, doch sein Gegner rührte sich nicht mehr.

Stöhnend rieb er seine blutende Hand und schaute sich um. Er steckte im dichtesten Kampfgetümmel, um ihn herum fochten Garether mit Speer und Schwert gegen die Orks. Über ihre Köpfe hinweg erblickte er Hochwürden Yarum, der gemeinsam mit einigen anderen Berittenen und Speerträgern den zweiten Oger umringt hatte. Das Szepter des Priesters blitzte in der Sonne auf, als er sein Ross näher an den riesenhaften Gegner herantrieb und zum Schlag ausholte.

Raul schaute sich nach seinem Säbel um. Sein Szimitar hatte ihm in jedem Kampf Glück gebracht, nun konnte er die Waffe allerdings nicht finden. Doch nur wenige Schritte entfernt steckte ein Schwert im Boden. Er sprang hin, griff nach dem Griff der Waffe und zog sie aus der Erde. Von der Seite griff ihn ein Ork an, aber er wich aus und hieb dann mit der ihm ungewohnten Waffe zu. Er streifte nur denArm seines Gegners, der sich behände umwandte und seine Axt zum Gegenangriff hob. Raul ließ den mächtigen Hieb an seiner Klinge abgleiten und warf sich dann dem Ork entgegen. Die Spitze des Schwertes bohrte sich unter den groben Lederpanzer, und Raul fand sich Auge in Auge mit dem Schwarzpelz wieder. Der Ork starrte ihn keuchend an, Blut rann über seine rissigen Lippen, Raul roch stinkenden Atem. Er flüsterte einige Worte in einer rauen Sprache, die Raul nicht verstand, dann sank er vor ihm zu Boden.

Raul blickte sich heftig atmend um. Erst jetzt bemerkte er, dass er Hagrondriar in Händen hielt. Noch immer konnte er Baduar in dem Durcheinander nicht entdecken. Ein Stück entfernt, zu Füßen eines brennenden Hauses, stritt Erlan gegen gleich zwei Orkkrieger. Der Gardeveteran blutete aus mehreren Wunden. Raul setzte sich bereits in Bewegung, doch in diesem Moment gelangte einer der Orks in Erlans Rücken und hieb ihn nieder. Erlan sank auf die Knie, einen überraschten Ausdruck auf dem Gesicht. Kraftlos hob er sein Schwert, um den nächsten Angriff abzuwehren, ging dann jedoch unter den Schlägen seiner Gegner zu Boden.

Raul stieß einen Fluch aus und eilte weiter. Plötzlich sprang eine schlanke Gestalt dazwischen und warf sich auf die beiden Orks, eine blitzende Klinge fuhr herunter und streckte den ersten Gegner nieder. Als sie ihr Schwert wieder aus dem Körper des Orks zog und sich dem verbliebenen Schwarzpelz zuwandte, erkannte er Lutisana. Der zweite Ork brüllte auf und schlug zu. Lutisana wich dem Hieb aus, verlor dabei aber beinahe das Gleichgewicht. Der Säbel ihres Gegners fuhr über ihren Arm.

Raul musste sich gegen einen weiteren Schwarzpelz zur Wehr setzen, der sich ihm in den Weg gestellt hatte. Als er den Angreifer niedergestreckt hatte, sah er, wie Lutisana, die irgendwie in den Rücken ihres Gegners gelangt war, dem Ork von hinten einen Schlag quer über die Beine verpasste. Der Schwarzpelz sank kreischend auf die Knie, sofort fuhr Lutisanas Zweihänder herum, und der Kopf des Orks flog im hohen Bogen davon.

Raul atmete auf und nickte Lutisana zu, als sich ihre Blicke über das Schlachtfeld hinweg kreuzten. Ihr Gesichtsausdruck war hart, doch in ihren Augen schien ein Feuer zu lodern, das er schon in Kullbach gesehen hatte.

Er wandte sich wieder um, noch immer konnte er Baduar nicht entdecken. Yarum und die Seinen hatten inzwischen den zweiten Oger zu Fall gebracht, das träge Ungeheuer hatte bei seinem Sturz einen Schuppen mit umgerissen. Der Priester war immer noch von Berittenen umgeben und erwehrte sich der Schwarzpelze, die auf ihn eindrangen. Einige Schritte von Raul entfernt hatte

eine Gruppe Garether, darunter Marsilia, die einen schweren Streitkolben trug, einige Orks niedergemacht.

»Zu mir!«, rief Raul den Kämpfern zu. »Bildet eine Reihe!« Die Garether nickten und folgten seinem Kommando. »Speere und Schilde nach vorn!«, befahl er. »Wir gehen diese Orks dort an und reiben sie zwischen uns und den Reitern auf!«

Marsilia reihte sich zu seiner Linken ein, Lutisana zu seiner Rechten. Sie hatte ihren Zweihänder mit beiden Händen fest gepackt, ihr Haar hing ihr wirr ins Gesicht, eine lange Wunde an ihrer Wange blutete fortwährend. Die junge Frau schien es jedoch nicht zu bemerken und behielt die Orks fest im Auge.

Raul schaute von Lutisana zu Marsilia, dann hob er Hagrondriar: »Für Gareth!«

Die Kämpfer um ihn herum stimmten in seinen Schlachtruf ein und stürmten gemeinsam auf die Orks zu.

Salim richtete sich auf und streckte die Glieder. Das warme, rote Licht der aufgehenden Sonne fiel durch die schmalen Fenster und auf seine Pritsche. Peri lag auf dem Bauch und schlief fest. Das Sonnenlicht streichelte ihre Haut, die einen warmen Braunton hatte, hier und da aber von einzelnen, helleren Narben verunstaltet wurde. Die Cyclopäerin erinnerte Salim bisweilen an die Frauen seiner Heimat, mit ihrer dunklen Haut, gluterfüllten Augen und schwarzen Haaren. Leider war die Soldatin kräftiger und sehr viel muskulöser, und natürlich schnitt Peri sich ihre Haare immer ab, um im Kampf nicht behindert zu werden. Salim hatte sich aber schon oft gefragt, wie ihre Haare wohl aussehen würden, wenn sie diese nur einmal wachsen ließe. Vermutlich hätte sie dann eine beeindruckende Lockenmähne.

Ohne sich anzukleiden, trat Salim zu einer Wandnische, die seinem Bett gegenüberlag, und zog den Vorhang davor beiseite. In der Nische stand die kleine Statue eines schwarzen Stiers, der den Kopf angriffslustig gesenkt hatte, sein Gemächt war ebenso überdimensioniert wie seine Hörner. Salim schnitt sich mit einem scharfen Dolch in die Handfläche, ballte die Faust über der Statue und opferte Ras'Ragh von seinem Blut.

Hinter sich hörte er Peri genussvoll gähnen. »Ich verstehe nicht, wie du so leben kannst«, murmelte sie, »du bist ein Tribun, in der Zwölfe Namen.«

Tatsächlich war Salims kleine Kammer in der Horaszitadelle nur mit dem Nötigsten eingerichtet, die Wände kahl und schmucklos, sein Bett ein einfaches Lager, eine grobe Decke auf einer Pritsche. Zu den Privilegien des Anführers der horaskaiserlichen Leibgarde gehörten eigentlich auch ein Gut mit Ländereien und Sklaven sowie ein passender Adelstitel. Salim hatte sein Anwesen jedoch nie gesehen und kümmerte sich noch weniger um den Titel.

»So lenkt mich nichts von meinen Pflichten ab«, erklärte er knapp.

Peri seufzte. »Ein wenig Ablenkung kann nie schaden. Selbst dir nicht.« Sie setzte sich im Bett auf. »Ich verstehe aber, dass du einen Stier anbetest. Du bist schließlich selbst einer …«

Er reagierte nicht auf die neckenden Worte. Ihre kräftigen Finger glitten über das harte Narbengeflecht auf seinem Rücken, Zeugnis unzähliger Peitschenhiebe, die er während seiner Ausbildung in der Legion zu ertragen hatte. Dann wanderte ihre Hand zu den Brandnarben, die seine linke Wange sowie sein Ohr verunstalteten, seinen Hals hinabwuchsen und bis zu seiner Schulter reichten. »Glaubst du auch, dass sie eine Göttin ist?«

Salims Blick wanderte zu dem zweiten Gegenstand, der in der Nische stand: eine marmorne Büste der Kaiserin, die erhobenen Hauptes auf die beiden Prätorianer herabschaute.

»Viele sagen das inzwischen, weißt du«, erklärte Peri, »dass sie ganz besonders in der Gunst der Götter steht oder sogar mehr ist als ein Mensch.«

»Natürlich steht sie in der Gunst der Götter«, erklärte er zögerlich. »Sie ist die Horas.« Er musste an die Worte denken, die die Kaiserin an ihn gerichtet hatte, nachdem sie ihren Anfall durchlitten hatte, an das Göttergeschenk, das sie in sich trug. Er musste aber auch an den Tag denken, an den er bis heute von den Narben an seiner Wange erinnert wurde. Er wusste, welche Macht die Kaiserin besaß.

Salim stand auf und zog den Vorhang vor der Nische wieder zu. »Aber du solltest nicht so reden, Peri. Es widerspricht den Gesetzen eurer Götter, wenn ich mich nicht irre.«

Die Cyclopäerin ließ sich auf das Bett zurücksinken. »Warum sagst du das? Selbst die Priester des Praios, sogar die Wahrer der Ordnung sollen dieser Meinung sein. Und hat nicht damals der göttliche Horas selbst das Reich regiert? Warum sollten uns die Götter nicht erneut einen der Ihren senden oder einen Menschen in ihre Reihen aufnehmen?«

»Sie ist ein Mensch wie du und ich«, erwiderte er und stellte fest, dass sein Ton ungewöhnlich heftig ausgefallen war. »Die Kaiserin

würde durch eine solche Anmaßung die Götter herausfordern. Du solltest dies nicht unterstützen. Hat nicht schon einmal ein Kaiser auf diese Weise euren Göttern gefrevelt?«

»Belen-Horas hielt sich für einen Gott, richtig«, erwiderte Peri.

»Und ist es ihm gut bekommen?«

»Nein, er …«

»Dann solltest du besser auf deine Worte achten.« Er griff nach seiner Hose und hoffte, dass die Diskussion damit beendet war.

»Was ist los mit dir?«, fragte Peri spitz, während sie Salim beim Ankleiden zusah. »Du bist doch derjenige, der ihr Abbild neben dem deines Gottes anbetet.«

Salim verdrehte die Augen. »Ich bete sie nicht an. Diese Büsten stehen überall.« Warum gab sie nicht einfach Ruhe?

»Schon gut, schon gut, es tut mir ja leid.« Peris Gesicht hellte sich wieder auf. »Lass uns nicht streiten. Komm zurück ins Bett, und wir opfern noch einmal gemeinsam deinem Stier …«

Es klopfte.

Salim riss die Tür auf und sah sich Amara gegenüber. Wenn sich die Dienerin an dem Anblick der nackten Legionärin in Salims Bett störte, so ließ sie es sich nicht anmerken: »Die Kaiserin verlangt nach Euch, Tribun.«

Salim atmete tief durch. Er nickte und griff nach seiner Rüstung. Peri ließ sich wieder auf das Bett fallen. »Lass' sie ja nicht warten.«

Er antwortete nicht und überging auch den bitteren Unterton in der Stimme der Cyclopäerin.

Zu seiner Verwunderung führte Amara ihn nicht in den Thronsaal, wie er es erwartet hatte, auch nicht hinunter in einen der Stabsräume oder Höfe. Stattdessen eilte die Halbelfe ihm leichtfüßig voraus in den Wohntrakt der Kaiserin und geradewegs zu den privaten Gemächern der Horas. Der Zutritt war nur wenigen ausgewählten Leibsklaven und Dienern der Kaiserin gestattet, nicht jedoch dem Anführer ihrer Leibgarde.

Zwei Palastwachen in goldener Rüstung öffneten ihnen schweigend die Tür, Salim trat ein und spürte, wie sein Herz schneller schlug. Wie die Kaiserin wohl leben mochte?

Er fand sich in einem weitläufigen und verschwenderisch eingerichteten Gemach wieder. Durch hohe Fenster fiel das Licht der Morgensonne auf bequeme Sitzgelegenheiten mit zahlreichen bunten Seidenkissen, niedrige Tische und große Palmen. Kunstvolle Gemälde an den Wänden und an der Decke erzählten von Leben und Taten des göttlichen Horas, Salim sah aber auch Bilder, die Murak-Horas zeigten. An fast jeder Wand hing zumindest ein großer Silberspiegel mit einem kunstvollen Rahmen, und an exponierter Stelle unter den Fenstern stand, im Licht der Sonne aufleuchtend, eine lebensgroße Statue der Kaiserin, die ihm hoheitsvoll entgegenblickte. Überall lagen achtlos verstreute schwere Folianten und Schriftrollen, neben den Kissen auf dem Boden ebenso wie auf den Tischen, zwischen den Obstschalen und kristallenen Wasserkrügen und -gläsern. Auf einer Voliere hockte ein großer bunter Vogel, dessen Gefieder in allen Farben des Regenbogens schimmerte und der ihm neugierig entgegenblickte. Erst auf den zweiten Blick bemerkte der Tribun die vier Sklaven, die unauffällig und so reglos, als wären sie selbst Statuen, im Raum verteilt standen. Einige trugen große Wedel, andere warteten einfach darauf, dass sie gebraucht wurden. Keiner hatte sich gerührt, als sie eingetreten waren.

Amara bedeutete ihm, durch einen der Durchgänge zu treten, die diesen Raum mit den anderen verbanden. Von dort war bereits leise Musik zu hören. Er schlug einen seidenen Vorhang beiseite und betrat einen feuchten, spiegelnden Marmorboden. Hitze schlug ihm entgegen und trieb ihm sofort den Schweiß aus den Poren. Mit blau und grün geädertem Marmor waren auch die Wände verkleidet, in der Mitte des Raumes befand sich ein großes, in den Boden eingelassenes Badebecken.

Er erstarrte. Die Kaiserin saß in dem milchig weißen Badewasser, die Arme lässig auf den Rand des Beckens gestützt, das goldblonde Haar aufgesteckt. Große, blutrote Blütenblätter trieben träge auf der Wasseroberfläche, und eine rote Blüte steckte

auch im Haar der Kaiserin. Zwei dunkelhäutige Sklavinnen saßen mit gesenkten Köpfen nahebei, eine reichte der Horas soeben ein Tablett mit aufgeschnittenen Früchten und weißem Brot, die andere hielt einen Krug mit Wasser bereit. Die Musik kam von drei Spielleuten, die, ebenfalls mit gesenkten Köpfen, in einer Ecke des Raumes hockten und ihren Instrumenten leise, singende Töne entlockten. Salim wandte hastig den Blick ab und zwang sich, stattdessen auf die gegenüberliegende Wand zu schauen, wo durch große Fenster mit blauen und grünen Gläsern farbiges Licht in den Raum sickerte. Auch hier erhob sich eine lebensgroße Marmorstatue der Kaiserin. Über einem ihrer Arme hing ein rotes Morgengewand, und auch hier standen zwei große silberne Spiegel, auf denen sich allerdings der Wasserdampf niedergeschlagen hatte.

Salim verharrte, während Amara das große Badebecken, aus dem wabernder Dampf aufstieg, umrundete. Sie kniete neben der Horas nieder, die Salim bislang noch gar nicht beachtet hatte und stattdessen mit der Auswahl einer Frucht beschäftigt war. Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, bis die Kaiserin endlich das Wort ergriff. Schweiß rann ihm von der Stirn, und der schwere Duft, der vom Badewasser ausging, verwirrte seine Sinne.

»Ich denke doch, Ihr habt davon gehört, dass die Stadt Gareth von Schwarzpelzen bedroht wird, Tribun?«

Er nickte knapp und bemühte sich, weiter geradeaus zu blicken, als er antwortete: »Ein Bote der Stadt hatte Bosparan um Hilfe gebeten, Eure Kaiserliche Majestät.«

Die Horas gab der Sklavin mit dem Tablett einen kaum wahrnehmbaren Wink, den die Dienerin wohl übersah. Die Kaiserin hob die Hand und gab ihr eine schallende Ohrfeige, bei der die Dienerin beinahe ihr Tablett in das Badebecken hätte fallen lassen. Sofort und ohne auch nur einen Ton von sich zu geben zog sie sich zurück. Ihre Wange färbte sich rot. Amara und die anderen Anwesenden rührten sich nicht, die Musikanten unterbrachen auch nicht ihr Spiel.

»Und wir haben das Gesuch abgelehnt«, fuhr die Kaiserin leise fort. Genussvoll biss sie in die Frucht, einen Granatapfel. Dabei

lehnte sie den Kopf zurück und schaute hinauf zur Decke. Roter Fruchtsaft tropfte von ihren Lippen in das Wasser herab.

Die Hitze, die feuchtwarme Luft und der berauschende Duft ließen ihn nicht mehr klar denken. Die Horas erwartete aber offenbar keine Antwort von ihm, es kam ihm fast so vor, als ob ihr Gespräch bereits beendet war– noch immer schwieg die Kaiserin. Schließlich hatte sie das Fruchtfleisch verzehrt und gab Amara einen Wink. Diese reichte ihr sofort die Hand. Die Kaiserin begann sich langsam aus dem Bad zu erheben.

Salim zuckte zusammen. Was sollte er jetzt tun? Sich abwenden? Die Kaiserin hatte ihm nichts dergleichen befohlen. Oder einfach die Augen schließen? Das käme ihm lächerlich vor.

»Denkt Euch also meine Überraschung, als ich von den neusten Entwicklungen erfuhr«, fuhr die Kaiserin ungerührt fort. Er bemühte sich, seine Augen nicht wandern zu lassen, und starrte weiter geradeaus. Die Haut der Kaiserin war fast ebenso hell wie das milchige Badewasser. Sie breitete die Arme aus, und zwei der Sklavinnen begannen damit, sie behutsam mit weißen Leinentüchern abzutrocknen. »Die Stadt hat ohne meine Erlaubnis ein Heer aufgestellt«, erklärte die Kaiserin im Plauderton. »Gestern kam es zu einer Entscheidung, und die Garether haben – so unglaublich es auch klingt – gegen eine doppelte Übermacht gewonnen. Orks sind offenbar auch nicht mehr das, was sie noch zu meines Vaters Zeiten waren.«

Salim runzelte die Stirn. Diese Neuigkeiten rüttelten seinen Verstand wieder etwas wach. Selbst berittene Boten brauchten viele Tage, um von Gareth nach Bosparan zu gelangen. Wie konnte die Kaiserin schon jetzt wissen, was in Garetien geschehen war? Besaß sie vielleicht doch göttliche Einsichten, die normalen Menschen nicht zu eigen waren?

Die Horas wandte sich nun zu ihm um. Er hoffte, dass sie nicht bemerkt hatte, wie er sie aus den Augenwinkeln gemustert hatte.

»Gareth«, murmelte sie, schien aber mehr mit sich selbst zu sprechen als mit Salim. »Immerzu Gareth. Ich kann allmählich den Zwist nachvollziehen, den Fran einst mit dieser Stadt

auszutragen hatte.« Die Sklavinnen hatten ihre Arbeit beendet. Zu Salims Erleichterung legte Amara nun ein großes weißes Leinentuch um die Kaiserin. »Ein weiteres Mal lehnen sich die unzivilisierten Garether gegen den Adlerthron auf. Was denken sie sich dabei nur? Dass mein Arm nicht bis so hoch in den Norden reicht? Dass ihre Anmaßungen meinem Auge entgehen?«

Die Horas trat auf Salim zu, Amara an ihrer Seite. Eine Sklavin löste die Haare der Kaiserin, die als leuchtend goldene Strähnen auf ihre Schultern hinunterfielen. Erst jetzt wagte er es, den Blick von den Fenstern zu nehmen, und wandte sich langsam der Kaiserin zu, jederzeit bereit, den Blick wieder zu senken, wenn sie über diese Anmaßung erzürnt sein sollte. »Ich werde umgehend die Prätorianer sammeln und ein Exempel an den Garethern statuieren«, erbot Salim sich rasch. »Nachdrücklich genug, dass es in Garetien und allen Nordprovinzen noch lange zu hören sein wird. Niemand wird danach auch nur noch auf den Gedanken kommen, sich Euch zu widersetzen, Eure Horaskaiserliche Majestät. Dafür werde ich sorgen.«

Der Anflug eines Lächelns huschte über das Gesicht der Kaiserin. »Werdet Ihr das, Tribun?«, erwiderte sie leise. »Ihr habt natürlich vollkommen recht: Ich werde Euch und Eure Prätorianer tatsächlich in Marsch setzen. Doch Ihr werdet nicht alleine nach Gareth gehen.«

Die Feiern waren noch immer in vollem Gange. Raul fühlte sich berauscht von dem starken Garether Bier, das er nicht gewohnt war. Der Wirt machte keinerlei Anstalten, die ›Helden von Gareth‹ zur Zeche zu bitten, und schenkte fröhlich eine Runde nach der anderen aus.

Anfänglich hatte es ihm noch geschmeichelt, beglückwünscht zu werden. Jeder wollte ihm auf die Schulter klopfen und mit ihm anstoßen. Nach einer Weile begann er darauf hinzuweisen, dass es sicher nicht sein alleiniges Verdienst war. Dazu kam, dass die Garether ihren Sieg teuer bezahlt hatten: Die Hälfte derjenigen, die sich bei Weyring den Orks gestellt hatten, war nicht lebend zurückgekehrt. In Rauls Augen waren diese tapferen Männer und Frauen die wahren Helden von Gareth.

Sie waren trotzdem unter großem Jubel in der Stadt empfangen worden. Die Nachricht von ihrem Sieg war den Heimkehrern vorausgeeilt, und die ganze Stadt – so schien es Raul zumindest – war gekommen, um sie zu begrüßen und zu feiern.

Er nahm noch einen Schluck Bier und sah sich in der Taverne um. Der Schankraum wurde hauptsächlich von Garether Gardisten bevölkert – ob diese nun aus der Stadtgarde ausgetreten waren, um den Orks entgegenzuziehen, oder nicht, war an diesem Abend unbedeutend. Alle sprachen schon seit Stunden dem starken Bier zu, und die Feier war entsprechend ausgelassen. Baduar trat zu Raul an die Theke und stellte vier Becher darauf ab. Er humpelte, sein Brustkorb unter dem Wappenrock war bandagiert, eine noch nicht verheilte Wunde an seinem Hals leuchtete im Licht der Fackeln auf. Doch seine Augen glänzten, seine Wangen waren gerötet. Er trug nun wieder Hagrondriar, das Schwert seiner Mutter, an der Seite. Raul hatte seinen eigenen Szmitar glücklicherweise vom Schlachtfeld bergen können.

»War dir bewusst, dass es ein Trinklied gibt, das alle Heiligen der Rondra aufführt?«, erkundigte Baduar sich, während der Wirt nachschenkte. »Wir hatten Trinklieder in der Legion, aber keine dieser Art.«

Raul schüttelte den Kopf und lächelte.

»Nun, ich bin froh, dass ich hier bin. In Bosparan hätte ich das nie gelernt«, erklärte Baduar und schaute Raul an.

»Ich bin auch froh, dass du hier bist«, meinte Raul und klopfte seinem Kameraden auf den Arm. Baduar nickte ihm langsam zu, dann nahm er die vier Bierhumpen und kehrte wieder zu seinem Tisch zurück, wo er bereits von anderen Feiernden erwartet wurde.

Dabei kam Raul ein Gedanke. Er suchte Lutisana in der Menge und entdeckte ihre schlaksige Gestalt an einem der Tische, in einträchtiger Runde mit anderen Kämpfern, die die Schlacht überstanden hatten. Ihre Wangen leuchteten, ob nun vom Bier, von der Aufregung oder von beidem, wusste er nicht zu sagen. Sie fühlte sich offenbar wohl, auch wenn sie immer wieder schüchtern lächelnd den Kopf senkte und in den Gesang und das laute Lachen ihrer neuen Kameraden nicht einstimmte.

»Raul?«

Er sah auf und erblickte Cusmina in ihrer Gardeuniform, sie trug ebenfalls einen gefüllten Becher in der Hand. Er vermied es, ihr direkt in die Augen zu sehen, und schwieg.

Sie senkte den Kopf. »Es tut mir leid. Ich habe nur getan, was ich für das Beste hielt, für Gareth und für die Bürger der Stadt.«

»Hieltest du es auch für das Beste, uns zu verraten?«, erwiderte er kalt. Sie überging die Frage: »Können wir nicht einfach vergessen, was vorgefallen ist?«

»Dank dir und deinem guten Freund Ormanus wäre beinahe das Undenkbare geschehen«, erklärte Raul. »Wie könnte ich das einfach vergessen? Ich danke den Zwölfen, dass Hochwürden Yarum mehr Weitsicht besitzt.«

»Er ist nicht mein …«, setzte die Gardistin an und besann sich dann doch eines Besseren. »Dein Plan hätte ebenso gut das Ende für Gareth bedeuten können«, erklärte sie stattdessen. Raul

deutete in die Runde. »Es sieht aber nicht so aus, oder trügen mich meine Augen? Und ich stehe auch nicht in den brennenden Trümmern von Gareth.«

Cusmina rang die Hände und suchte offenbar nach den passenden Worten. In diesem Moment sprang Falk auf seinen Tisch. Der junge Gardist schwankte, es hätte nicht viel gefehlt und er wäre gleich wieder heruntergefallen. Die Umstehenden johlten, während der Bursche versuchte, sich Gehör zu verschaffen. »Hört, hört!«, rief er aus und bemühte sich, seine Zunge unter Kontrolle zu bekommen. Die Anwesenden lachten nur umso lauter, und Falk hatte alle Mühe, die Menge zu übertönen. »Ich will auf unseren großartigen Heerführer anstoßen«, rief er aus.

Nicht schon wieder, dachte Raul bei sich, aber die Menge hielt es auch diesmal wieder für eine gute Idee.

»Auf Hauptmann Raul! Auf Raul!« Falk hob den Becher in seine Richtung, und Raul lächelte höflich. »Unseren großen Heerführer!«

»Dabei ist er doch gar nicht so groß!«, grölte jemand in einer Ecke des Raums. Ausgelassenes Gelächter folgte.

»Ruhe da!«, fuhr Falk dazwischen, hatte aber hörbare Mühe, die Worte deutlich zu formulieren. »Er ist groß, der Größte von allen! Raul, Raul der Große!«

Die Umstehenden hoben ihre Becher und Krüge. »Raul der Große!«, riefen sie im Chor, ihre Augen auf den Tulamiden gerichtet.

Dieser winkte ab: »Ich bin mit ›Raul al'Ahjan‹ gut zufrieden, Danke.« Dann hob er selbst den Krug. »Auf diejenigen, die nicht mehr unter uns sind!«

Die Umstehenden nickten ernst und hoben wieder die Krüge. Cusmina hob ihren Becher nicht, sie blickte Raul nur regungslos an, dann wandte sie sich abrupt ab.

»Ihr habt wirklich einen bleibenden Eindruck hinterlassen.«

Raul erkannte die Stimme: Celissa Ulfaran stand in der Tür und lächelte ihm entgegen, neben ihr stand Hochwürden Yarum, er blickte ebenso gut gelaunt drein wie die Stadträtin.

»Habe ich recht gehört: ›Raul der Große‹?«, meinte der Priester. »Es passt zu Euch.«

Raul schüttelte den Kopf. »Gewöhnt Euch besser nicht daran, Hochwürden.« Er deutete zur Theke. »Darf ich Euch einen Becher Wein anbieten? Offenbar gehen heute alle Getränke auf Kosten des Hauses.«

Die beiden nahmen seine Einladung an und gesellten sich zu ihm an die Theke. Der Wirt schenkte umgehend drei Becher Wein ein.

»Euer Sieg hat auch im Stadtrat große Anerkennung gefunden«, erklärte Yarum, nachdem er einen Schluck genommen hatte.

»Unser Sieg ist nicht allein mein Verdienst«, entgegnete Raul rasch, »auch Ihr habt Euren Teil beigetragen – Ihr habt Euch da draußen wacker geschlagen, Sahib.«

Yarum lächelte. »Es scheint, als hättet Ihr auch mich angespornt.«

»Unser Stadtmeister lässt Euch ebenfalls seine Glückwünsche ausrichten«, erklärte Celissa.

Raul runzelte die Stirn. »Wie ernst ist es Kurfeld denn damit?«

Die Rätin zuckte mit den Schultern. »Gareth ist gerettet, und ebenso die Ernte, wenn es auch viele Leben gekostet hat. Teure Hilfslieferungen aus Bosparan werden nun auch kein Loch in den Säckel der Stadt reißen. Ich denke, es hat ihn am meisten gestört, dass Ihr Euch vor dem versammelten Stadtrat offen gegen ihn gestellt habt.«

»Das war niemals meine Absicht«, wandte Raul ein. »Ich habe mich übernommen.«

»Ihr habt Euch leidenschaftlich für Eure Überzeugungen eingesetzt.«

»Weil der Stadtmeister in meinen Augen weniger das Wohl der Menschen im Sinne hatte als die Sorge um seinen eigenen Ruf«, entgegnete Raul. Celissa und Yarum warfen sich einen langen Blick zu.

»Wiedem auch sei«, fuhr die Stadträtin fort, »der Stadtmeister hat befohlen, das Bürgerheer wieder aufzulösen. Die Götter bewahre, wenn die Kaiserin erfahren sollte, dass wir ohne ihre Erlaubnis eine Streitmacht ausgehoben haben … Aber ganz egal, wie hoch Eure Meinung von Euren eigenen Fähigkeiten auch ist: Ich war

sehr beeindruckt von Eurem Auftritt vor dem Rat, und nun dazu auch noch dieser Sieg. Die Menschen achten und lieben Euch wahrhaftig.« Celissa deutete in die ausgelassen feiernde Runde.

»Heute lieben sie mich«, erwiderte Raul. »Morgen haben sie ihren Rausch ausgeschlafen, und dann sieht alles wieder ganz anders aus.«

»Ihr habt mehr getan, als nur ein Heer zum Sieg gegen einen überlegenen Gegner zu führen«, fuhr die Stadträtin fort. »Ihr habt diesen Menschen den Glauben an sich selbst wiedergegeben, Hoffnung in ihnen geweckt. Gareth hat schon manche bittere Lektion lernen müssen: dass zu viel Selbstbewusstsein nicht gut tut, dass es gefährlich sein kann, den Kopf zu hoch zu halten. Doch diese guten Leute wissen heute, dass sie alles erreichen können und dass sie sich nicht auf Bosparan oder seine Legionen verlassen müssen.«

Celissas eindringliche Rede verunsicherte ihn, er fragte sich, worauf sie abzielte. Schlimmer war jedoch der alte Priester, der ihn unentwegt musterte und nur gelegentlich an seinem Wein nippte. Dennoch lächelte er: »Dann habe ich ein gutes Werk vollbracht. Vielleicht erzählt einer dieser guten Leute irgendwann einmal seinen Kindern am abendlichen Kaminfeuer von den Ereignissen der letzten Tage.«

»Das muss aber nicht das Ende sein. Ihr könnt den Menschen von Gareth noch ganz anders helfen.«

Nun war Raul belustigt. »Was meint Ihr? Sollte ich etwa dem Stadtrat beitreten?« Dann fügte er noch rasch hinzu: »Nicht, dass dies keine ehrenwerte und wichtige Aufgabe wäre, Sahib.«

Celissa wirkte nicht beleidigt, sie blickte ihn ernst an: »Aber Ihr habt ganz recht, Raul. Ratsherr Olorand, möge Boron seiner Seele gnädig sein, hat den Kampf nicht überlebt, sein Sessel im Ratssaal ist vakant. Wir können dort Menschen wie Euch gebrauchen, Menschen, die etwas bewegen können, die die Bürger begeistern. Oder wollt Ihr etwa wieder der Garde beitreten?«

Raul winkte heftig ab. »Euer Vertrauen ehrt mich, aber ich lehne ab. Ich überlasse es lieber Euch, die Stadt zu regieren. Ich bin nicht zum Staatsmann geboren.«

Etwas in Rauls Stimme schien die Rätin davon abzuhalten, sofort zu widersprechen, und Raul war darüber auch nicht unglücklich. Rasch deutete er eine knappe Verbeugung an. »Damit muss ich mich nun verabschieden, es ist bereits spät, Sahibim.«

Er nickte auch dem Hochgeweihten höflich zu und verließ die Taverne. Dabei versuchte er nicht den Eindruck zu erwecken, als wolle er davonlaufen. Als er den Lärm und das Licht hinter sich zurückgelassen hatte und wieder draußen in der kühlen, herbstlichen Nachtluft stand, atmete er tief durch. Hoffentlich hatte er mit seinem überstürzten Aufbruch die Stadträtin und den Priester nicht vor den Kopf gestoßen.

Es war spät, und die Straßen Gareths waren menschenleer. Er hob den Kopf und entdeckte seinen Leitstern am wolkenlosen Himmelszelt. Und es erschien ihm, als würde ihn dieser vorwurfsvoll anschauen.

Das war ja wohl ein sehr schlechter Scherz, alter Freund, dachte er, den Blick immer noch gen Himmel gewandt. *Du weißt, was ich davon halte, Verantwortung zu übernehmen, Macht zu haben. Du hast meine Tante gesehen und was dies mit ihr angerichtet hat. Ich werde ganz sicher nicht so enden.*

Trotzig wartete er einige Momente ab, ob jemand sich dazu herablassen würde, ihm zu antworten. Als keine Antwort kam, machte er sich auf den Weg, hinaus in die Nacht und auf die leeren Straßen.

Baduar hatte eigentlich geglaubt, dass Lutisana bereits erwachsen war, doch genau jetzt erschien sie ihm wie ein stures, zorniges Kind.

»Dies ist meine Waffe, ich habe sie gefunden, sie gehört mir!«, wiederholte die junge Frau noch einmal, während sie ihm durch die schmalen Gassen der Garether Südstadt folgte.

Baduar trug den schlanken Zweihänder, den Lutisana aus den Trümmern von Kullbach gezogen und mit dem sie in Weyring gegen die Schwarzpelze gekämpft hatte. Raul folgte mit einigen Schritten Abstand, er hatte sich den beiden angeschlossen, schwieg aber und wollte sich wohl nicht in den Streit einmischen. Vielleicht lag es aber auch an dem Gespräch, das der Tulamide am gestrigen Abend mit Rätin Celissa und Hochwürden Yarum geführt hatte.

»Dieses Schwert ist keine gewöhnliche Waffe«, wiederholte Baduar noch einmal. Er war fest davon überzeugt, sich von Lutisanas Bitten und Betteln nicht erweichen zu lassen. »Wir werden uns anhören, was Hochwürden Timus dazu zu sagen hat, und dann treffen wir eine Entscheidung.«

Die drei bogen um eine Ecke und kamen auf eine breite, belebte Straße, die sich quer durch das ganze Viertel zog. Vor ihnen ragte bereits eine glänzende, rote Kuppel, in der sich das Licht der Mittagssonne brach, über die hohen Hausdächer der Umgebung hinaus. Der Rondra-Tempel der Stadt gehörte zu den ältesten und größten Gotteshäusern Gareths. Die Fassade, die zur Straße wies, versteckte sich hinter einem Vorhang aus rot und weiß bemalten Säulen, die gut vier Klafter hoch aufragten. Darüber erhob sich ein Abbild der streitbaren Göttin, die von zwei Löwinnen flankiert wurde, ihren heiligen Tieren. Das Gebäude wuchs vor ihnen immer weiter in die Höhe, während sie näherkamen. Als sich die drei schließlich einen Weg durch die

Menge gebahnt hatten und vor dem Göttinnenhaus standen, war selbst Lutisana verstummt und starrte mit großen Augen zu dem beeindruckenden Bauwerk hinauf.

Baduar führte seine beiden Begleiter durch das schwere, wehrhafte Tor in die Tempelhalle. Durch hohe Fenster fiel helles Sonnenlicht in den großen Saal und auf die doppelt mannshohe Statue der Göttin, die, angetan mit vergoldeter Rüstung und das Schwert zum Schlag erhoben, im Licht erstrahlte. Wandreliefs zeigten die stolze und zornige Göttin in der Schlacht, aber auch ihr Gefolge: den Halbgott Kor, den Drachen Famerlor sowie die Größten und Bedeutendsten ihrer Heiligen, Leomar und Geron. Genau hier hatte vor Jahrhunderten das berühmte Standbild der Goldenen Rondra gestanden, doch waren die Garether einst gezwungen gewesen, die Statue an Bosparan auszuliefern, um überhöhte Steuern zu begleichen.

Baduar fühlte sich hier, auf diesem geweihten Boden, Rondra immer besonders nahe, und er besuchte den Tempel regelmäßig, um den Göttinnendiensten beizuwohnen und zu beten. Auch die Erinnerungen an seine Mutter erschienen ihm hier immer besonders lebendig, und heute wusste er, dass sie stolz auf ihn war.

Timus von Arivor kam ihnen bereits entgegen. Der Geweihte hatte sich bei der Abstimmung auf die Seite des Stadtrats gestellt, dennoch war er der höchste Diener der Rondra in Gareth, und als solchen respektierte Baduar ihn natürlich. »Willkommen, Baduar vom Eberstamm, und Rondra zum Gruße«, grüßte Timus. »Wir haben hier im Tempel von Eurem Sieg gehört und beglückwünschen Euch dazu. Ich bedaure es nun, dass ich mich Euch nicht angeschlossen habe …«

»Rondra zum Gruße, Hochwürden«, erwiderte Baduar. Er deutete zu Raul. »Ihr erinnert Euch an Raul al'Ahjan?«

Der Geweihte sah zu Raul und nickte. »Natürlich. Willkommen, Raul.«

Raul verneigte sich höflich.

Baduar hielt den schlanken Zweihänder ins Licht. »Hochwürden, ich frage mich, ob Euch diese Waffe bekannt ist. Seht Ihr diese Gravuren?«

Er selbst hatte erst an diesem Morgen bemerkt, dass es sich bei der Waffe nicht um einen gewöhnlichen Zweihänder handelte. Lutisana hatte die Waffe, seit sie Kullbach verlassen hatten, nicht mehr aus der Hand gegeben und sie in den vergangenen Tagen ständig gepflegt und poliert. Das Schwert besaß eine schmale Klinge und war ausgezeichnet ausbalanciert, die Parierstangen glichen einem silbernen Drachen, der Griff dagegen war mit aufgerauten roten Lederbändern umwickelt. Das Auffälligste war allerdings der große, vielfach geschliffene Smaragd am Knauf. Die Waffe wirkte in Baduars Augen sehr alt, Parierstangen und Knauf waren seines Wissens in dieser Form bei zweihändigen Schwertern schon lange nicht mehr in Gebrauch. Die glänzende, leichte Klinge wies auf eine ausgezeichnete Verarbeitung hin, ihre Schneide war scharf und wirkte wie neu.

Der Priester begutachtete die Waffe mit wachsendem Interesse. »Wo habt Ihr diese Klinge errungen, Baduar?«

»Wir fanden sie in einem von den Orks niedergebrannten Dorf. Vermutlich gehörte sie einem Krieger oder Adligen, der bei den Kämpfen dort ums Leben kam.«

Timus begutachtete das Schwert sehr genau und berührte geradezu andächtig die Klinge, die keinerlei Spuren von Alterung aufwies. Baduar sah zu Lutisana hinüber, die mit großen Augen und offenem Mund das hoch aufragende Standbild der Rondra anstarrte und den Grund ihres Besuchs offenbar vollkommen vergessen hatte. Er hoffte, dass dies das Kommende für sie leichter machen würde.

Der Hochgeweihte strich langsam über die Zeichen. Plötzlich weiteten sich seine Augen. Er sah auf. »Wenn ich mich nicht täusche«, begann Timus, »gehörte diese Waffe einst dem großen Hlûthar von den Nordmarken. Ich bin mir recht sicher, in den Schriften der Hochburg von Arivor eine Beschreibung dieser Gravuren und der Waffe gelesen zu haben.«

»Ihr meint Hlûthar, den letzten Träger Siebenstreichs, der Götterklinge?«, entfuhr es Baduar. »Derselbe, der in der Dämonenschlacht kämpfte und starb?«

»Eben der.« Der Geweihte nickte. Baduar fiel auf, dass seine Hand zitterte. »Ich kann Euch mit Fug und Recht sagen, dass

Ihr einen wahren Schatz geborgen habt. Leider weiß ich nicht, in wessen Besitz diese Waffe zuletzt gewesen sein könnte, noch wie ihr Name lautet. Doch es ist gut, dass Ihr das Schwert hierher gebracht habt ...«

»Es gehört mir!«, mischte sich da eine helle Stimme ein, die laut vernehmlich durch den Saal hallte. »Es ist mein Schwert.«

Mehrere der Gläubigen wandten sich um und schauten zu der Gruppe um den Hochgeweihten hinüber, einige hatten wohl auch ihr Gebet unterbrochen. Timus von Arivor blickte Lutisana verblüfft an, die ihn mit zornig funkelnden Augen ansah und keinerlei Angst oder auch nur Respekt vor dem Tempelvorsteher zeigte. Baduars Blick wanderte von Lutisana zum Standbild der Rondra hinter ihr. In ihrer beider Augen loderte der gleiche offene Zorn.

»Und wer bist du?«, erkundigte Timus sich schließlich bei der jungen Frau.

»Mein Name ist Lutisana, und das ist meine Waffe, die Ihr dort habt.« Wieder zeigte sie keine Scheu, als wäre hier, im Angesicht der streitbaren Göttin, ihr Kampfeswille entfacht worden.

»Mein liebes Kind ...«, begann der Hochgeweihte erneut und rang sich dabei zu einem milden Lächeln durch.

»Ich bin kein Kind!«, fiel ihm Lutisana ins Wort und ballte die Fäuste.

»Sie ist durchaus im Recht, Sahib«, mischte sich Raul plötzlich ein, ehe der Streit der beiden noch lauter – oder gar handgreiflich – werden konnte. »Diese Klinge gehört in ihre Hände.«

»Aber wie kann dieses Schwert, die Waffe Hlûthars, wie es scheint, ihr gehören?«, wandte Timus sofort ein. »Ihr sagtet doch, Ihr hättet das Schwert gefunden?«

»Ganz recht. Das heißt: Lutisana hat die Waffe geborgen, ansonsten würde sie vermutlich noch heute unter den rauchenden Trümmern Kullbachs liegen«, fuhr der Tulamide fort. »Wichtiger ist allerdings, dass Ihr sie nicht mit dieser Waffe in der Hand im Kampf erlebt habt, Sahib. Sie hat in jener Schlacht den Ruf der Göttin gehört. Ich sage Euch, dies ist ihre Waffe, Lutisana hat sie sich verdient, im Angesicht Rondras.«

Baduar hatte den Eindruck, dass Lutisanas zorngerötetes Gesicht noch etwas dunkler wurde, als Raul ihr so unerwartet und so nachdrücklich zur Hilfe eilte.

Timus musterte sie lange. »Nun, vielleicht hat die Göttin tatsächlich ihre Hand im Spiel gehabt, als sie eine neue Trägerin für die Waffe erwählte«, erklärte er dann. »Es ist immerhin kein gewöhnliches Schwert. Doch aus eben diesem Grunde gehört diese Klinge wohl eher in einen Tempel. Oder, besser noch, in die Hände eines Priesters der Göttin, der sie im Sinne Rondras führt.«

Lutisana schien sich nun jeden Moment und mit bloßen Fäusten auf den Priester stürzen zu wollen. Baduar fühlte sich hilflos zwischen den beiden Parteien. Er musste sich aber eingestehen, dass Timus recht hatte. »Raul«, begann er vorsichtig, »bis du wirklich der Meinung, dass dieses Schwert in den Händen einer Leib...« Er warf einen Seitenblick zu Timus. Wenn der Geweihte erfuhr, dass Lutisana noch vor wenigen Tagen eine Leibeigene gewesen war, wäre die Diskussion sicherlich umgehend beendet. »... in Lutisanas Händen gut aufgehoben ist? Ich bitte dich, denk darüber nach.«

Der Tulamide dachte tatsächlich darüber nach. Doch dann lächelte er plötzlich. »Ich finde, wir alle sind vollkommen im Recht – sowohl Ihr, ehrenwerte Diener Rondras, als auch meine bescheidene Wenigkeit«, begann er und sprach jedes Wort so bedächtig aus, als wolle er es Silbe für Silbe genießen. »Wie Hochwürden Timus soeben feststellte, hat die Klinge sich ihre neue Trägerin bereits erwählt ...« Der Geweihte schien protestieren zu wollen, Raul fuhr aber ungerührt fort: »... sie hat sie sich redlich verdient, oder so ist mein Eindruck, und nun müssen wir nur noch dafür Sorge tragen, dass dieses Schwert bei Lutisana in guten Händen ist. Das heißt, wir sollten dafür sorgen, dass aus ihr eine wahre Gefolgsfrau der Göttin wird. Denn dann darf sie mit gutem Recht jenes Schwert führen, richtig?«

Timus runzelte die Stirn: »Wie meint Ihr das?«

»Wieso bildet Ihr Lutisana nicht zu einer Priesterin der Göttin aus?«, schlug Raul vor. »Ihr habt mit eigenen Augen gesehen, dass

sie bereits das Temperament und die Streitbarkeit Rondras besitzt, und ich – und Baduar hier ebenso – kann Euch versichern, dass sie mit dem Schwert umzugehen versteht.«

Lutisanas grüne Augen weiteten sich. Sie blickte wieder zu dem Standbild hinüber, als würde sie sich schon ihr Leben als Geweihte ausmalen.

»Sag mir«, wandte sich Timus an die Bauerntochter, »wurdest du im Umgang mit Waffen geschult?«

Lutisana schüttelte den Kopf. »Nein, ich ... es war uns nicht gestattet.« Dann fügte sie noch schnell zu hinzu: »Ich habe aber immer mit meinen Brüdern gekämpft, mit hölzernen Schwertern, die wir uns selbst angefertigt hatten. Ich habe stets gewonnen.«

Der Rondra-Geweihte runzelte die Stirn. »Und in jener Schlacht, hast du wirklich ehrenhaft gegen die Schwarzpelze gestritten?«

»Natürlich«, entgegnete die junge Frau entrüstet.

»Sie war im dichtesten Kampfgetümmel«, bestätigte Baduar. »Sie hat sich nicht geschont. Ich sah, wie sie dem Feind offen und ohne zu zögern entgegentrat und eigenhändig einen Schwarzpelz nach dem anderen bezwang.«

»Schon gut, ich zweifle nicht an ihrer Ehrenhaftigkeit, oder an ihrer Streitbarkeit.« Timus winkte ab. »Und was hast du dabei empfunden?«

»Es war ...«, Lutisanas Blick schien in weite Ferne zu wandern, »es war mir so, als wäre ich nicht mehr ich selbst, als ob jemand meine Bewegungen lenken würde. Wie in einem Traum, aber wenn man weiß, dass man träumt, versteht Ihr?« Ein seltsamer Glanz lag in ihren Augen, wie ein inneres Feuer, das durch die Erinnerung an die Schlacht geweckt worden war.

Der Hochgeweihte warf ihr erneut einen langen und nachdenklichen Blick zu. »Ich bin mir nicht sicher, ob die Göttin sie tatsächlich als Dienerin annehmen würde«, erklärte er dann langsam, doch sein zuvor so misstrauischer Ausdruck war geschwunden, während er den Worten der jungen Frau gelauscht hatte, und es lag nicht mehr viel Überzeugungskraft in seiner Stimme.

»Oder aber«, warf Raul rasch ein, »wir könnten sie im Kriegshandwerk ausbilden – damit will ich sagen, mein ehrbarer Kamerad Baduar vom Eberstamm hier, der diese Herausforderung sicherlich mit Bravur und ganz im Sinne der Göttin meistern würde. Wenn sie erst einmal in Rondras Sinne geschult wurde, steht es ihr zu, eine solche Waffe zu führen.«

Baduar runzelte die Stirn. »Was meinst du? Eine Ausbildung in der Garde?«

»Eher, dass du Lutisanas Ausbildung persönlich übernimmt«, erklärte Raul. »Oder wolltest du wieder in die Garde eintreten? Mir erscheint dieser Gedanke inzwischen nicht mehr so verlockend.«

Noch ehe Baduar protestieren oder auch nur über Rauls Vorschlag nachdenken konnte, und noch ehe Timus seine Antwort geben konnte, ergriff Lutisana das Wort: »Ich bin einverstanden, ich möchte von euch ausgebildet werden.« Sie strahlte Raul an.

Timus suchte nach Worten, doch fiel ihm offenbar keine Entgegnung mehr ein.

»Was meinst du, Habibi?«, fragte Raul, als Baduar nicht gleich antwortete.

»Nun ja«, begann er vorsichtig, »es würde mich schon reizen, etwas von dem weiterzugeben, was meine Mutter mich gelehrt hat.«

»Wunderbar«, entgegnete Raul, ohne die Zustimmung des Hochgeweihten abzuwarten. »Dann ist es beschlossen.« Er wandte sich an Timus: »Sahib, ich bin mir sicher, dass das Schwert des mächtigen Hlûthar in Eurem Tempel sicher verwahrt ist, bis Lutisana sich der Waffe als würdig erweist.« Er lächelte und verneigte sich vor dem Geweihten, dem immer noch die Worte zu fehlen schienen.

Raul schloss die Tür hinter sich und vernahm sofort das helle Klingen von Stahl, der in schneller Folge immer wieder auf Stahl traf. Die Laute kamen vom Hinterhof des Hauses, in dem Raul seit einigen Monaten wohnte – zumindest wenn er sich in Gareth aufhielt –, und schallten durch die ganze Stube.

Er griff nach einem Krug und schenkte sich etwas Wasser ein. Der Ingerimmmond neigte sich seinem Ende zu, der Sommer begann sich anzukündigen, und auch heute war es sonnig und heiter, warmes Licht schien durch die großen Fenster in seine gemütliche Wohnung. Sein Blick fiel auf das riesige, schwarze Bärenfell, das in der Stube auf dem Boden lag, und er musste lächeln, als der Anblick Erinnerungen in ihm weckte.

Im vergangenen Winter hatte er mit Baduar und Lutisana in Weiden Jagd auf dieses Ungetüm gemacht. Die Weidener waren überzeugt davon gewesen, dass ein leibhaftiger Dämon im Land umherstreifte, der das Vieh riss und bereits einige Wanderer und Bauern getötet hatte. Letzten Endes hatte sich herausgestellt, dass es sich lediglich um einen Schwarzbären gehandelt hatte, der aus irgendeinem Grunde keinen Winterschlaf hielt und stattdessen Jagd auf Tier und Mensch machte. Einen so gewaltigen Bären hatte man jedoch noch nie zuvor gesehen, es hatte ihn und Baduar einige Mühe gekostet, das Untier zur Strecke zu bringen. Lutisana war verärgert gewesen, da ihre Rolle vor allem darin bestand, den Bären aus seiner Höhle und in eine Falle zu locken, die er vorbereitet hatte. Doch letzten Endes befolgte sie immer Baduars Anweisungen.

Der gewaltige schartige Säbel dagegen, der in der Stube an der Wand hing, hatte einmal einem Orkhäuptling gehört, der nach den Angriffen auf das Reich im vergangenen Herbst zurückgeblieben war und mit seiner Bande Dörfer in der Greifenmark heimgesucht hatte. Baduar hatte ihn nach zähem Ringen im

Zweikampf besiegt. Doch anstatt danach friedlich abzuziehen – wie es abgemacht war –, beschloss der Rest der Bande plötzlich, die drei Menschen in ihrer Mitte zu töten. Baduar, Lutisana und Raul waren gerade so mit dem Leben davongekommen.

Mehr als sieben Monate waren seit dem Gespräch im Rondra-Tempel vergangen, dem Tag, an dem Baduar unter den Augen der zornigen Göttin die Herausforderung angenommen hatte, Lutisana auszubilden. Seitdem waren die drei weit herumgekommen und hatten viel gesehen. All diese Trophäen und Erinnerungsstücke – auch die gewaltigen Klauen, die noch vor einigen Wochen die Pranken eines Werwolfs geziert hatten, und die Zähne eines Höhlendrachen, der die Gegend um Beilunk heimgesucht hatte – machten sich gut, wenn Raul von ihren Taten erzählte, und natürlich noch besser, wenn er in weiblicher Gesellschaft war. Doch am meisten schätzte er die Dankbarkeit in den Augen der Menschen, die sich sicherer fühlen konnten, nachdem er und seine beiden Kampfgefährten weitergezogen waren.

Er durchquerte die Stube und trat auf den Balkon hinaus, von dem eine schmale Stiege hinunter in den Innenhof führte. Mehrere Wohnungen gruppierten sich um diesen staubigen Hof, der von den Bewohnern meist für Hausarbeiten genutzt wurde – oder aber von Baduar und Lutisana für ihre täglichen Waffenübungen. Er lehnte sich auf das hölzerne Geländer des Balkons und tat es damit mehreren anderen Anwohnern gleich, die ebenfalls das Schauspiel unten im Innenhof beobachteten, den eleganten Tanz, den die Kämpfer dort unten aufführten. Der Klang ihrer Waffen hallte durch den ganzen Hof.

Beide – Baduar und Lutisana – hatten sich in den vergangenen Monaten sichtbar verändert: Baduar trug seine Haare nun schulterlang und hatte sich einen Vollbart stehen lassen, wie es in den nördlichen Provinzen üblich war. Nichts erinnerte mehr an den korrekten kurzen Haarschnitt der Legionäre. Raul hatte darin eine willkommene Gelegenheit gefunden, einige Wochen lang immer wieder zu scherzen, dass Baduar wohl versuchte, ihm ähnlicher zu sehen. Inzwischen verstand dieser es ganz gut, ihm Paroli zu bieten, aber auch das sprach Raul vor allem seinem

eigenen guten Einfluss zu. Lutisana dagegen war immer noch schlaksig, dank der regelmäßigen Kampfübungen aber auch beständig kräftiger und athletischer geworden. Den Anderthalbhänder, den sie von Baduar erhalten hatte, nachdem sie ihren Zweihänder hatte aufgeben müssen, schwang sie inzwischen so mühelos, als wäre er aus Holz und nicht aus Stahl.

Raul beobachtete, wie Lutisana eine rasche Abfolge von Attacken ausführte, die Baduar ihr mit lauten Kommandos vorgab. Ihre Schläge waren genau, kräftig und präzise. Sie trieben Baduar, der mitHagrondriar parierte, zurück an das andere Ende des Hofes, wo sich die Rollen dann verkehrten, sodass Lutisana zurückweichen musste.

Raul schmunzelte. Diese genauen Abläufe, bei denen jeder Schritt, jede Bewegung zu stimmen hatte, erinnerten ihn an einen genau einstudierten Tanz. Er selbst hatte bei der Verteidigung von Karawanen und bei nächtlichen Überraschungsangriffen von Wüstenräubern zu kämpfen gelernt, nicht auf einem Übungsplatz. Doch Baduars Methoden hatten Früchte getragen, das musste er neidlos anerkennen: Lutisana bewegte sich mit einer Eleganz und Leichtigkeit, die ihn immer wieder aufs Neue verblüffte. Er beobachtete, wie die junge Frau gekonnt ihre Schläge variierte. Einen Streich führte sie gegen Baduars Oberschenkel, doch als dieser den Angriff parierte, setzte sie sofort nach, ihr Schwert beschrieb einen Bogen und kam dann von oben auf Baduar herab. Dieser wich hastig zurück und ließ ihre Klinge an seiner Waffe abgleiten. Lutisana gestattete es ihm, seinen Stand wiederzufinden, denn hätte sie sofort nachgesetzt, hätte sie Baduar einen schweren Treffer am Kopf beigebracht. Dies hatte sie sicherlich nicht von Baduar oder Raul gelernt.

Nach einer Weile ordnete Baduar eine Pause an. Raul stieg hinunter in den Hof. »Lutisana, bei Rondra«, rief er lachend aus, »wenn du so weitermachst, kannst du dich bald mit Hlûthar selbst messen.«

Die junge Frau sah ihn an, errötete und wandte sich dann rasch ab. Die Übungen hatten sie offensichtlich sehr angestrengt. Baduar nahm Raul beiseite, sodass seine Schülerin sie nicht hören

konnte. Er schwitzte und bemühte sich, wieder zu Atem zu kommen. »Sag das nicht so leichtfertig dahin«, meinte er und nahm dankbar den Wasserbecher entgegen, den Raul ihm anbot, »ich weiß bald gar nicht mehr, was ich ihr überhaupt noch beibringen soll. Sie hat mich schon übertroffen, oder zumindest habe ich manchmal das Gefühl. Es dauert sicher nicht mehr lange, mein Freund, und sie kämpft besser als du.«

Raul winkte ab. »Es ist wahrlich nicht schwer, besser als du zu streiten, Habibi. Die Legion hat dich verdorben, du kämpfst wie ein Tölpel. Liegt es daran, dass euch keinerlei Armfreiheit gestattet wird, wenn ihr in enger Formation streitet, oder dass für jeden einzelnen Schlag der ausdrückliche Befehl eines Offiziers vonnöten ist?«

Baduar verzog das Gesicht und rollte mit den Augen. »Ich wünschte nur, Lutisana würde sich auch außerhalb des Kampfplatzes so sehr bemühen«, erklärte er dann.

Raul schüttelte den Kopf. »Ich verstehe ohnehin nicht, wieso du darauf bestehst. Gut, Lesen und Schreiben mag ja noch von Nutzen sein. Aber warum muss sie wissen, wie man die Gattin eines Praefecten richtig anspricht und welcher Feldherr vor eintausend Jahren in welcher Schlacht welche Taktik genutzt hat?«

»Es ist wichtig, dass eine Kriegerin über solche Dinge Bescheid weiß«, beharrte Baduar.

Er würde sich nicht von seinen Methoden und Unterrichtsinhalten abbringen lassen, ganz egal, wie widerspenstig Lutisana sich zeigte. Er war ein strenger Lehrer und hatte sehr genaue Vorstellungen davon, wie sich ein ehrenhafter rondrianischer Kämpfer zu verhalten hatte. Zumindest hatten diese Grundsätze inzwischen nicht mehr viel mit den Vorschriften und Ausbildungsmethoden der Legion zu tun.

»Die Legion, Raul! Raul!« Ein Nachbarsjunge kam in den Hof gelaufen. Er hatte es so eilig, dass er fast über seine eigenen Füße stolperte.

»Beruhig dich erst einmal, Pallo«, erwiderte Raul lächelnd. »Was gibt es denn?«

»Wir werden angegriffen!«, stammelte der Junge. »Die Legion! Die Legion aus Bosparan ist da!«

Raul und Baduar blickten sich ungläubig an. Lutisana trat zu den beiden, auch sie hatte diese Nachricht mit Verwunderung aufgenommen. »Die Horas hat doch wohl nicht beschlossen, Gareth für die Aufstellung des Bürgerheers zu bestrafen?«, erkundigte sie sich.

Raul wandte sich an Baduar: »Was meinst du?«

»Möglicherweise. Aber warum jetzt, ein halbes Jahr später?« Baduar strich sich über den Bart. »Es wäre recht ungewöhnlich, wenn die Kaiserin erst jetzt eine Strafexpedition entsenden würde.«

Raul nickte nachdenklich. »Wir sollten uns das einmal mit eigenen Augen anschauen.«

Es war tatsächlich ein kleines Heer, das auf Gareth zumarschierte, wie die Berichte der Passanten den dreien bestätigten. Als sich Raul und Baduar bei ihren ehemaligen Kameraden von der Garde erkundigten, fanden sie heraus, dass die Steuereintreiber aus Bosparan heute eintreffen sollten, doch selbst diese reisten eigentlich nicht mit einer derart großen Bedeckung. Die Menschen strömten auf die Straßen, unsicher, was zu tun sei und was sie erwartete. Nicht nur die überforderten Gardisten wurden mit Fragen bedrängt, auch Raul und Baduar wurden auf dem Weg zum Südtor immer wieder angesprochen.

»Ich weiß auch nicht, was vorgeht«, erklärte Raul einer jungen Frau.

»Soll ich meine Kinder holen und die Stadt verlassen?«

»Beruhigt Euch«, erwiderte er und lächelte, »ich bin mir sicher, dass uns keine Gefahr droht.«

Und er hoffte, sich damit nicht zu irren.

Die drei erreichten das Südtor Gareths, auch hier hatten sich viele Menschen versammelt.

»Dort ist Cusmina.« Lutisana deutete zum Tor und bedeutete Raul und Baduar, ihr zu folgen. Raul zögerte, folgte aber, als Baduar ihm aufmunternd zunickte.

Cusmina Haverdan sprach mit einem Boten zu Pferd, einem Legionär, der eine schwarze Rüstung trug. Sie war vor wenigen Monaten zur Hauptfrau befördert worden, kurz nach der Schlacht gegen die Orks. Oberst Arresta hatte so wohl deutlich machen wollen, dass die ihm und den Rat ergebenen Gardisten, die nicht ausgetreten waren, um gegen die Schwarzpelze zu ziehen, mehr von ihm zu erwarten hatten.

»Macht die Straßen frei!«, befahl sie ihren Leuten. »Räumt die Straßen und macht Platz bis zur Feste.«

»Cusmina!« Lutisana wandte sich an die Hauptfrau. »Was ist geschehen? Handelt es sich wirklich um ein Heer aus Bosparan?«

»Ja, nur …« Doch dann bemerkte Cusmina Raul. Sie wandte sich wieder ab. »Angelegenheit der Garde«, erklärte sie knapp und trat zu den Gardisten, die am Tor standen. Raul wandte den Blick ab. Baduar klopfte ihm auf die Schulter und bedeutete ihm und Lutisana, ihm zu folgen. Sie suchten sich einen guten Platz an der Straße, während die Garde versuchte, die Schaulustigen zurückzudrängen.

Dann erreichte das Bosparaner Heer die Stadt. Vorneweg marschierten mehrere Reihen Legionäre durch das Stadttor. Auch sie trugen schwarz-rote Rüstungen und Schilde. Legionäre waren ihm bislang nur in Blau und Gold, den Farben des Reichs, untergekommen.

»Prätorianer«, raunte Baduar, »die Leibgarde der Kaiserin. Angeblich wurde die Garde einst von Fran dem Blutigen selbst aufgestellt. Die Prätorianer haben seitdem nie eine Schlacht verloren.«

Raul blickte ihn ungläubig an. Lutisana verfolgte mit großen Augen den Einmarsch der Soldaten.

»Glaub mir, es ist wahr«, erklärte Baduar ernst. »Eigentlich sind sie ausschließlich für den Schutz des Horaskaisers zuständig und verlassen selten den Feldherrenhügel. Deshalb werden sie in den übrigen Legionen auch recht zwiespältig betrachtet: Zum einen mischen sie sich kaum ein, während die übrigen Soldaten bluten, zum anderen gilt es als größte denkbare Ehre, den Horas

zu beschützen. Doch es ist wahr: Wann immer ein Kaiser die Prätorianer in die Schlacht geschickt hat, haben die Bospараner auch gewonnen. Es soll manches Mal sogar geschehen sein, dass der Gegner einfach die Waffen gestreckt hat, als die Prätorianer in Marsch gesetzt wurden. Murak-Horas hat die Prätorianer nach langer Zeit, in der sie fast dem Vergessenen anheimgefallen sind, wieder zu einer bedeutenden Einheit gemacht, mit ihr hat er die Orks und auch die Tulamiden bezwungen. Seine Tochter hat sie als ihre Leibgarde übernommen.«

Raul sah wieder zu den Soldaten, die in perfekter Formation die Straße hinuntermarschierten. Die Garether am Straßenrand beobachteten den Einmarsch der kaiserlichen Leibgarde mit großen Augen, einige tuschelten miteinander.

»Die Prätorianer sind also in erster Linie für den Schutz der Kaiserin zuständig?«, erkundigte er sich. Baduar nickte. Lutisana schaute ihn verwundert an. »Heißt das ...?« Sie reckte sich und versuchte, zum Ende des Heerwurms zu schauen.

Die Schritte der Legionäre knallten auf dem Pflaster, nicht einer wich ab oder fiel auch nur einen halben Schritt zurück. Weiter vorne gab es dagegen Tumult, offenbar war es der Stadtgarde nicht gelungen, ausreichend Platz zu schaffen. Die Prätorianer holten dies nun nach und stießen die Menschen rigoros beiseite.

Über den Reihen erhoben sich hohe Feldzeichen und Standarten, die unter anderem den goldenen Adler Bosparans zeigten, dahinter folgten mehrere Reihen Berittene. Baduar deutete auf den vordersten Reiter, einen kräftigen Mann, dessen Helm einen hohen roten Federbusch trug. »Das wird Salim al'Thona sein, der Tribun der Prätorianer, der ›Stier vom Szinto‹, wie sie ihn nennen.«

Raul horchte auf: »Salim al'Thona? Dies ist ein tulamidischer Name.« Er beugte sich neugierig vor.

»Wie hat es ausgerechnet ein Tulamide zum Anführer der kaiserlichen Leibgarde gebracht?«, erkundigte sich Lutisana. »Habt ihr nicht erzählt, dass die Kaiserin die Tulamiden verachtet?«

Baduar zuckte mit den Schultern. »Wie er es so weit gebracht hat, vermag ich nicht zu sagen. Er hat sich aber einen Ruf als

gnadenloser Offizier erworben, auch wenn er den Posten erst seit wenigen Jahren bekleidet.«

Hinter den Reitern folgten, flankiert von zwei Reihen Prätorianern, mehrere Sänften, Wagen und Kutschen. Eine besonders große Sänfte fiel Raul gleich ins Auge: Diese wurde von einem Dutzend kräftiger, dunkelhäutiger Sklaven getragen, goldene Verzierungen leuchteten im Sonnenlicht auf, an jeder der vier Seiten der Sänfte war ein drohender goldener Adler mit ausgebreiteten Schwingen angebracht. Doch hinter den Legionären und den dichten Vorhängen war es unmöglich zu erkennen, wer darin durch die Straßen getragen wurde.

»Die Kaiserin!«, rief Lutisana plötzlich aus. »Ich habe sie gesehen!«

Raul und Baduar sahen sie ungläubig an. Einige der Umstehenden waren nun ebenfalls hellhörig geworden, deuteten auf die Sänfte und tuschelten aufgeregt miteinander. Baduar wirkte nicht sehr überzeugt. »Bist du dir sicher?«

Lutisana nickte. »Ja. Ich glaube schon.«

Raul spähte noch einmal zu der goldenen Sänfte hinüber und hoffte darauf, dass ein Windzug die Vorhänge beiseite wehen würde. Doch dann war die goldene Sänfte vorüber, und weitere Reihen schwarzgerüsteter Soldaten marschierten die Straße hinunter.

Baduar war nicht bereit, von seinem Entschluss abzulassen, auch wenn Raul weiterhin gewillt schien, schlechte Laune zu verbreiten. Die beiden waren vom Stadtrat zu einem Empfang für die bosparanische Delegation eingeladen worden, und nach hartem Ringen hatte Baduar den Tulamiden überreden können, die Einladung auch anzunehmen. Raul hielt nicht viel von Staatsmännern und deren Doppelzüngigkeit. Baduar hatte auch nicht viel für Ormanus Kurfeld und die Räte übrig, die hinter ihm standen. Allerdings gab es auch ehrliche und aufrichtige Mitglieder des Stadtrats, wie Celissa Ulfaran. Zudem war es ihre Pflicht, der Einladung zu folgen. Er hatte zunächst mit dem Gedanken gespielt, Rauls Ablehnung einfach hinzunehmen. Sein Kamerad beherrschte es irgendwie, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, was dann meist dazu führte, dass er selbst kaum beachtet wurde. In solchen Momenten stand er im Schatten des stämmigen Tulamiden, den er doch eigentlich fast um Haupteslänge überragte. Er hatte sich schon gesehen, wie er ganz alleine auftrat, um von ihren Taten zu erzählen und sich auch einmal feiern zu lassen. Doch der Gedanke war ihm nur kurz durch den Kopf gegangen. Er gönnte Raul die Aufmerksamkeit, die er erhielt, sie war schließlich nicht unverdient. Raul legte es zudem ja nicht darauf an, im Mittelpunkt zu stehen, auch wenn es ihm insgeheim schon schmeichelte.

Der Abend war bereits hereingebrochen, der Himmel hatte die tiefblaue Farbe von Tinte angenommen und war mit glitzernden Sternen übersät. Gareth kam nie ganz zur Ruhe, selbst nachts nicht, heute Abend waren aber vor allem herrschaftliche Kutschen und auch einige Spaziergänger in den Straßen unterwegs, sie alle befanden sich auf dem Weg zum Empfang in der Feste.

Die Burg war vor langer Zeit entstanden, bei Gründung der Stadt, und später mehrfach umgebaut worden. Sie besaß keine strategische Bedeutung mehr, als letzte Zuflucht von mehreren

zehntausend Bürgern konnte sie ohnehin nicht dienen. Stattdessen stand sie Gesandtschaften des Kaiserhauses offen, und auch jetzt war sie von der Delegation und den Prätorianern in Beschlag genommen worden. Als die beiden Männer das Tor an der Umfriedungsmauer der Anlage erreichten, erwartete sie dort bereits eine Gruppe von sechs Prätorianern.

»Kor zum Gruße.« Baduar nickte den Legionären zu. Die Prätorianer starrten die beiden Männer stumm an. Dann gab ihnen ein Unteroffizier, ein Optio, einen Wink. »Alle Gäste werden auf verborgene Waffen hin untersucht.«

Baduar warf Raul einen kurzen Blick zu und trat dann rasch vor, um die Untersuchung als Erster über sich ergehen zu lassen. Während einer der Prätorianer ihn abtastete, musterten die anderen den Tulamiden. Schließlich war Raul an der Reihe.

»Ich habe in der *Cuslicum* gedient, II. Regiment, IV. Kohorte«, bemerkte Baduar.

Der Optio schaute ihn an: »Dann wart Ihr in Thalusa, während des Aufstands?«

»O nein«, wehrte Baduar ab, »dies war nach meiner Zeit. Aber nach dem, was ich gehört habe, konnte von einem Aufstand nicht mehr die Rede sein, nachdem Ihre Majestät die Prätorianer nach Thalusa entsandt hatte, oder irre ich mich?«

»Ihr irrt Euch nicht«, erwiderte der Optio kühl. »Wir wissen, wie man mit Tulamiden umzugehen hat.« Sein Blick wanderte zu Raul. Dessen Untersuchung hatte ungewöhnlich lange gedauert. Baduar atmete auf, als die Prätorianer endlich zufrieden waren. Sein Kamerad hatte die Prozedur mit unbewegtem Gesicht über sich ergehen lassen.

»Vermisst du die Legion?«, erkundigte sich Raul, als die beiden Männer durch das Tor in den Hof der Feste traten. Baduar schüttelte den Kopf. »Diese Zeit erscheint mir heute sehr fern, wie die Geschichte eines anderen, wie in deinen Märchen. Als hättest du mir von den Erlebnissen eines Mannes namens Baduar erzählt, der in der Legion gedient hat.«

Die beiden schritten über den von Fackellicht erleuchteten Hof zum Hauptgebäude hinüber, hinter dessen hohen Fenstern eben-

falls helles Licht brannte. Das Gebäude wirkte mit seinen großen Fenstern, schlanken Balkonen, Götterfiguren und Gargylen am Dach nicht mehr sehr wehrhaft, dafür aber repräsentativ genug, um selbst hochrangigen Würdenträgern zu genügen. Auch am Hauptgebäude standen an jedem Zugang regungslose Frauen und Männer in schwarzen Rüstungen. An der Zugangstür mussten die beiden Männer zusammen mit einigen anderen Gästen warten, da die Namen aller Ankömmlinge mit den Eintragungen auf einer Liste verglichen wurden.

Raul sah sich auf dem hell erleuchteten Hof um. »Wollte Lutisana sich uns nicht anschließen?«

»Sie sagte mir, sie würde später nachkommen«, erklärte Baduar.

»Seltsam, dass sie überhaupt Gefallen an derartigen Zerstreuungen findet«, murmelte der Tulamide und verzog das Gesicht. Schließlich durften die beiden Männer in die große Halle eintreten, die fast das gesamte Erdgeschoss der Feste einnahm.

»Meinst du, hier sieht es immer so herausgeputzt aus?«, erkundigte sich Raul.

Baduar sah sich um. »Offenbar hat die Delegation die Feste für ihre Zwecke und dem Anlass entsprechend eingerichtet.«

»Wenn uns jemand daran erinnern möchte, wer wirklich das Sagen hat, dann hat er gute Arbeit geleistet.«

Tatsächlich hingen an fast jeder Wand blaugoldene Banner mit dem Wappen des Reichs, die breite Freitreppe am Ende des Saals war mit blauem Teppich ausgelegt. Heller Fackelschein beleuchtete jeden Winkel des Raums. Auf einem Podest am Ende des Saals stand ein Thron mit hoher Lehne, über dem in Gold die Lettern ›B.E.I.O.U.‹ prangten, an der Wand dahinter hing ein großes, kunstvolles Gemälde der Kaiserin. Zu Füßen der Treppe und an den Zugängen standen reglose Prätorianer Wache.

Die anwesenden Gäste trugen allesamt teure Gewänder, die Frauen meist lange Kleider, dazu viele Halsketten und Armreifen. Es war offensichtlich, dass die Mehrzahl der anwesenden Räte und Großbürger Gareths heute Abend bemüht war, sich der Bosparaner Mode gemäß zu kleiden und zu benehmen.

Raul und Badur trugen zwar eher kriegerische Kleidung, Wappenröcke und Hosen, doch Raul fühlte sich wahrscheinlich ohnehin nur dann wohl, wenn er seinen schartigen Panzer tragen konnte. Immer wieder spielte er mit den Armreifen an seinen Handgelenken, bisweilen wanderte seine Hand auch zu den Ketten und Talismanen, die er heute unter seinem Wappenrock verborgen trug.

Dunkelhäutige Sklaven bewegten sich unauffällig zwischen den Gästen und reichten kristallene Gläser mit teurem Wein herum. Baduar und Raul nahmen Gläser entgegen. Er hatte noch nie aus einem Becher getrunken, der nicht aus Holz oder Ton war, und auch der Tulamide musterte das Weinglas in seiner Hand interessiert.

Baduar erspähte Celissa Ulfaran in der Menge, die allerdings in ein Gespräch mit anderen Ratsmitgliedern vertieft war. Er sah auch einige der anderen geladenen ›Helden von Gareth‹, Gardisten und einfache Bürger, die sich in der Schlacht hervorgetan hatten und sich offenbar genauso fehl am Platze fühlten wie Raul. Sein Blick traf den von Marsilia Groterian und ihrem Gatten, die ihm höflich zunickten.

»Ah, Baduar vom Eberstamm und ... Raul, welche Ehre.« Dies kam von Ormanus Kurfeld, dessen Weg ausgerechnet den der beiden Männer kreuzte. Er trug ebenfalls ein langes Gewand, darüber seine goldene Amtskette, die heute noch glänzender und polierter wirkte als üblich. In seiner Begleitung befand sich ein fast kahlköpfiger Würdenträger, dem man ansah, dass er gutem Essen sehr zugeneigt war. Zahlreiche Ringe blinkten an seinen dicken Fingern, sein Gewand spannte sich über seinen Bauch. Er wurde bei den Worten des Stadtmeisters sofort hellhörig.

»Raul? Raul der Große? Ist es wahr?« Sein Gesicht hellte sich auf, er sah mit großen Augen zu Baduar auf, dann streckte er die Hand aus. »Ich bin hocherfreut, Euch kennenzulernen. Ich habe bereits das ein oder andere über Euch gehört.«

Baduar ergriff ohne nachzudenken die Hand des Mannes, dann wurde ihm jedoch bewusst, was gerade geschehen war. Raul hatte die Hand auf den Mund gelegt und bemühte sich, nicht lauthals zu lachen.

»Verzeiht, nein«, erklärte Baduar hastig und spürte, dass er rot wurde, »dies ist Raul.« Er deutete auf den Tulamiden an seiner Seite.

Der wohlgenährte Mann schaute von ihm zu Raul und vermochte es nicht, seine Verwunderung zu verbergen. Dann griff er rasch Rauls Hand mit beiden Händen und schüttelte diese heftig: »Verzeiht mir ... ich dachte ... Entschuldigt die Verwechslung. Darius Arlovan ist mein Name, Stadtmeister von Warunk. Nun habe ich die Gelegenheit, an diesem wirklich besonderen Anlass teilzuhaben und einen leibhaftigen Helden wie Euch zu treffen. Ihr wart es doch, der die Orks bei Weyring bezwungen hat? Und auch den Wurm von Beilunk habt Ihr erschlagen, habe ich recht?«

»Nun, ja, aber beileibe nicht alleine ...«, erwiderte Raul.

Kurfeld hatte Arlovans Begeisterung darüber, Raul zu treffen, regungslos zur Kenntnis genommen. Nun nahm er den Stadtmeister am Arm und führte ihn weiter: »Ein ›besonderer Anlass‹, Darius? Wir wissen ja noch nicht einmal, was sie wirklich hier will. Haltet Euch also besser zurück.«

Baduar sah den beiden nach. »›Sie‹? Soll das bedeuten, die Kaiserin ist wirklich hier?«, fragte er verblüfft und sah zu Raul. Dieser grinste ihn breit an. »Lass' gut sein«, forderte Baduar ihn auf.

Rauls Laune hatte sich nun aber ganz plötzlich gebessert. »Wie könnte ich Raul dem Großen, dem weithin gerühmten Heroen, widersprechen?«

»Lass' gut sein, sage ich.«

»Verzeiht mir, edler Raul al'Mhanach.«

»Schluss damit.«

»Weißt du«, überlegte Raul, als die beiden Männer weiterschlenderten, »du solltest heute Abend einfach meine Rolle spielen. Du gibst einen sehr viel besseren Raul ab als ich, noch dazu einen, dessen Statur seinem Ruf auch angemessen ist ...«

Baduar rollte mit den Augen und begann sich darauf einzustellen, mit derartigen Scherzen den ganzen Abend über bedacht zu werden. Zum Glück erspähte er dann ein bekanntes Gesicht in der Menge. Er hob die Hand und zog Raul mit sich.

»Hochwürden Yarum«, begrüßte er den Geweihten, der sein übliches prachtvolles Ornat trug, »Praios zum Gruße.«

Yarum von Gareth befand sich in Begleitung eines etwa gleichaltrigen Mannes mit langem, sorgsam geflochtenem, aschgrauem Bart und ebenso grauem Haupthaar. Er trug die kostbare, mit arkanen Symbolen versehene dunkelblaue Robe eines Gildenmagiers und hielt einen Stab aus rotem Holz in der Rechten, der in einer geschwungenen Spirale auslief. Er sah genau so aus, wie man sich einen Magier vorstellte.

Der Priester nickte den beiden Neuankömmlingen lächelnd zu: »Praios zum Gruße.« Dann deutete er auf seinen Begleiter. »Darf ich Euch seine Magnifizenz, den Erzmagus Gerindor vorstellen? Dies«, er wies zu Baduar, »ist Baduar vom Eberstamm, einer der Streiter, die Gareth vor den Orks erretteten. Und dieser junge Mann«, er wandte sich an Raul, »ist Raul al'Ahjan, ohne den diese Schlacht nicht hätte gewonnen werden können und dem von den Göttern noch eine große Zukunft beschieden ist, wie mir scheint.«

»Hochwürden Yarum sieht mehr in mir, als wirklich vorhanden ist«, wehrte Raul ab und ergriff kurz die faltige Hand des Magiers. »Eine überaus noble Eigenschaft in einem Priester, so scheint mir, die bisweilen jedoch dazu führen kann, dass allzu hohe Erwartungen bitter enttäuscht werden ...«

»Was führt Euch nach Gareth, Eure Magnifizenz?«, erkundigte sich Baduar rasch, noch ehe Yarum antworten konnte. »Ihr seid mit der Delegation gekommen, nehme ich an?«

»O nein, es ist eher ein Zufall, dass ich gerade in der Stadt war. Ich wurde in Gareth geboren, werter Herr«, erklärte Gerindor, »doch meine Pflichten im Konvent und meine Lehrtätigkeit in Punin gestatten es mir nur noch selten, nach Hause zurückzukehren und alte Freunde zu besuchen.« Er nickte Yarum zu und lächelte.

»Habt Ihr jemals die Schöne Kaiserin getroffen?«, erkundigte Raul sich und deutete zu dem großen Gemälde hinüber. »Sie ist ebenfalls eine Magierin, wie Ihr, oder irre ich mich?«

»Das habe ich, bereits zweimal«, erwiderte der alte Zauberer, »und Ihre Kaiserliche Majestät ist sogar eine von Hesinde über-

aus großzügig gesegnete Magierin. Ich erinnere mich noch recht gut daran, wie sie damals die Basiliusprüfung zur Erzmagierin ablegte – mit fünfundzwanzig Jahren! Ich dagegen war mehr als doppelt so alt, als ich vom Konvent der Gilde die Gelegenheit erhielt, diese Prüfung abzulegen …«

Baduars Aufmerksamkeit wurde abgelenkt, während Gerindor in seiner Erzählung fortfuhr. Ihm fiel eine Frau ins Auge, die zwischen den Gästen aufgetaucht war, sich immer wieder umschaute, und die ihm irgendwie bekannt vorkam. Sie trug einen roten Wappenrock über einem Wams aus weißem Leder und ebenfalls rote Stulpenstiefel – eine Aufmachung, die sie recht kriegerisch wirken ließ und von den umstehenden Gästen abhob. Ihre rotbraunen Haare, die ihr lang und offen auf die Schultern herabfielen, leuchteten im Licht der Kerzen. Doch erst, als sie ihn erblickte, erfreut lächelte und nähertrat, erkannte er die junge Frau.

»Lutisana?« Er vermochte nicht, seine Verblüffung zu verbergen, denn er konnte sich nicht erinnern, sie jemals ohne Lederrüstung oder mit offenen Haaren gesehen zu haben. In ihr war kaum noch das schlaksige Bauernmädchen zu sehen, das sie aus den brennenden Trümmern ihres Dorfes gerettet hatten.

Die Angesprochene verstand Baduars verblüfften Gesichtsausdruck offenbar als Kompliment und lächelte scheu, wobei das Mädchen aus Kullbach ganz kurz wieder zum Vorschein kam.

Auch Raul hatte Lutisana nun bemerkt. Er nickte ihr anerkennend zu. »Sieh an, in der Löwin steckt also auch eine Wildrose.«

Baduar beobachtete die beiden genau. Lutisana errötete bei Rauls Worten, er vermutete aber, dass sie sich insgeheim noch etwas mehr Begeisterung von dem Tulamiden gewünscht hatte. Dieser wandte sich aber gleich wieder dem Gespräch mit Gerindor zu. Raul vermochte es sonst immerzu, jedes Detail zu erkennen, die kleineste Regung seines Gegners wahrzunehmen, wenn er im Kampf eine Schwachstelle suchte. Wieso er nicht in der Lage war, bei denen, die ihm am nächsten waren, auf solche Details zu achten, entzog sich Baduar vollkommen.

Lutisana wollte offenbar zu einer Entgegnung ansetzen, um Rauls Aufmerksamkeit wieder auf sich zu ziehen, doch in diesem Moment erscholl Fanfarenklang und übertönte alle Gespräche im Saal. Baduar sah, dass Ormanus gewichtigen Schrittes zu der großen Freitreppe hinüberging. Alle Anwesenden hatten sich umgewandt, das Stimmengewirr war verstummt.

Am oberen Ende der Treppe tauchten zunächst zwei Reihen Prätorianer auf, zwischen ihnen schritt, gefolgt von zahlreichen Dienerinnen und Höflingen, eine schlanke Gestalt in einem strahlend weißen Kleid. Ihre blonden Haare waren hochgesteckt, die Edelsteine darin blitzten im Licht der Fackeln und Kerzen, goldenes Geschmeide glänzte an ihrem Hals und an ihren Armen. Hoch erhobenen Hauptes schritt sie die Treppe herab zu den anwesenden Gästen und musterte die Menge kühl. Baduar war verblüfft, er hatte nicht erwartet, dass die Kaiserin tatsächlich …

»Ihre Kaiserliche Hoheit«, verkündete in diesem Moment ein Ausrufer am Ende der Treppe, »Prinzessin Vallusa von Bosparan!«

Baduar stutzte, er konnte sich nicht erinnern, diesen Namen schon einmal gehört zu haben. Doch ›von Bosparan‹ war der Name der kaiserlichen Familie, und darauf ließ auch ihre Anrede schließen. Aber eine Prinzessin?

Die Anwesenden sanken auf ein Knie und erhoben sich erst wieder auf einen huldvollen Wink Vallusas. Danach blickte Baduar wieder zu Raul, und ein kalter Schauder lief ihm den Rücken herunter. Der Tulamide starrte die stolze Prinzessin mit großen Augen an, sein Mund stand offen. Plötzlich packte Raul ihn am Arm, ohne dabei auch nur einen Moment lang den Blick von Vallusa abzuwenden. »Wer ist sie?«, raunte er hastig. »Die Tochter der Kaiserin?«

»Prinzessin Vallusa ist das Mündel der Horas«, warf Gerindor ein, ehe Baduar antworten konnte. »Es heißt, da die Kaiserin unvermählt ist und keine eigenen Kinder hat, wird die Prinzessin ihr eines Tages auf den Thron folgen. Entsprechend oft wird von den Adligen des Reichs um ihre Hand angehalten. Die Horas hat aber bislang noch nicht entschieden.«

Die Prinzessin verharrte am Fuß der Treppe, überragte von dort aber immer noch die Menge.

»Bürger von Gareth«, begann sie nun mit heller Stimme, »ich bringe Grüße von Hela-Horas, der Kaiserin und Heliodana, der Trägerin des Rechten Szepters auf dem goldenen Adlerthron zu Bosparan und Nachfahrin des göttlichen Horas.«

Der ganze Saal starrte gebannt die Prinzessin an und wartete auf das Kommende.

»Die Kaiserin ist hocherfreut, dass Gareth die schwierigen Zeiten gemeistert hat, die hinter der Stadt liegen«, fuhr sie fort. »Es hätte sie sehr geschmerzt, wenn die Stadt und ihre Bürger hätten Not leiden müssen, so wie die Horas stets mitfühlt, wenn einem ihrer Untertanen Leid zugefügt wird. Somit lässt die Kaiserin verkünden und macht es zum Gesetz, dass die Steuerabgaben der Stadt Gareth, der es weiterhin gut und wohl ergeht, verdoppelt werden.«

Sie gab einem der Diener einen Wink, woraufhin dieser Ormanus ein schweres gesiegeltes Pergament überreichte. Der Stadtmeister verneigte sich so tief, als würde ihn das Pergament zu Boden ziehen. »Wir danken Euch, Kaiserliche Hoheit, und danken Ihrer Kaiserlichen Majestät Hela-Horas für ihr Mitgefühl und ihre Sorge.« Wenn ihn die Steuererhöhung erschreckt hatte, ließ er es sich zumindest nicht anmerken.

»Wenn die Schwarzpelze uns nicht auspressen, dann eben die Kaiserin, was?«, murmelte Marsilia Groterian neben Baduar. Ihr Begleiter bedeutete ihr zu schweigen und wies in Richtung des am nächsten stehenden Prätorianers.

Die Prinzessin ließ sich von Ormanus Kurfeld zu dem Thron hinüber geleiten. Baduar hatte das Gefühl, dass Ormanus' Rückgrat brechen musste, wenn er noch mehr katzbuckelte als jetzt. Das Gefolge der Prinzessin baute sich hinter ihr auf, nur einen Schritt hinter ihr stand der Tribun der Garde, Salim al'Thona, und musterte die Menge mit seinen dunklen Augen. Baduar war neugierig darauf gewesen, den Stier vom Szinto aus der Nähe zu sehen. Er wusste nicht, wie ausgerechnet ein Tulamide es zum Anführer der Prätorianer gebracht hatte, der Tribun war aber eine beeindruckende Erscheinung: für einen Tulamiden war er sehr

groß, sein breiter Brustkorb und die muskelbepackten Oberarme sprengten fast die schwarze Rüstung. Den rotgefiederten Helm trug er unter dem Arm, seine schwarzen Haare waren kurzgeschoren und seine Haut hatte denselben dunklen Ton wie die Rauls. Salims linke Wange, bis hinunter zu seinem Hals, und sein Ohr waren mit einem dichten Narbengeflecht bedeckt. Vermutlich rührte dieses von einer schweren Verbrennung her.

Raul war inzwischen von einer fiebrigen Aufregung erfasst worden, doch es war nicht Salim al'Thona, dem sein Interesse galt. »Ich muss sie kennenlernen!«, verlangte er von Baduar.

Dieser schüttelte den Kopf und deutete er auf die Schlange von Gästen, die sich vor dem Podest aufbauten, um der Prinzessin ihre Aufwartung zu machen: »Du sollst deine Gelegenheit bekommen, scheint mir.«

Die beiden reihten sich ein, Baduar vor allem, um notfalls einschreiten zu können, sollte der Tulamide sich ungebührlich benehmen. Es dauerte eine Weile, bis sie vor dem Podest ankamen.

»Knie nieder oder verneige dich, aber nicht zu übertrieben«, erklärte Baduar dabei halblaut, »antworte auf ihre Fragen, kurz und höflich, halte dich aber dabei zurück. Oh, und nähere dich ihr nicht zu sehr.«

Raul antwortete nicht. Er wandte seine Augen nun nicht mehr von der Prinzessin ab, seine Hand spielte immer wieder mit einer der Ketten um seinen Hals, an dem ein kleiner Amethyst hing, der Stein Rahjas. Ab und an rückte er auch seinen Wappenrock zurecht, strich sich den Bart und die Haare glatt oder räusperte sich, als wolle er jeden Moment eine Rede halten. Schließlich war es an Baduar und Raul, die wenigen Stufen zum Podest und zur Prinzessin hinaufzusteigen.

»Baduar vom Eberstamm und Raul al'Ahjan«, kündigte ein Diener die beiden an.

Baduar verbeugte sich vor der Prinzessin: »Eure Kaiserliche Hoheit.«

Neben ihm verneigte sich Raul so tief, wie er es nur vermochte: »Eure Kaiserliche Hoheit, ich bin Euer zutiefst ergebener Diener.«

Vallusa von Bosparan schien in etwa in Lutisanas Alter zu sein oder sogar ein wenig jünger. Es war tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit zum Porträt der Kaiserin hinter ihr zu erkennen, auch wenn sie rehbraune Augen hatte und ihr Gesicht nicht so scharf geschnitten und runder war. Die Prinzessin sah den Tulamiden einen Moment lang reglos an. Salim al'Thona hatte Raul ebenfalls sehr genau ins Auge gefasst.

»Raul al'Ahjan?«, ergriff sie dann das Wort. »Seid Ihr jener Raul, der das Garether Heer anführte, das im letzten Herbst gegen die Schwarzpelze zog?«

Raul erwiderte den Blick der Prinzessin. »Der bin ich, Eure Kaiserliche Hoheit.«

»Natürlich ohne Erlaubnis des Stadtrats«, warf Kurfeld von der Seite hastig ein. »Der Rat hatte weder die Aufstellung des Heers noch diesen Kriegszug autorisiert.«

Die Prinzessin warf Kurfeld einen Blick zu, der ihn umgehend veranlasste zu schweigen und sich stattdessen ein weiteres Mal ehrerbietig zu verneigen. Dann wandte sie sich wieder dem Tulamiden zu: »In diesem Fall beglückwünsche ich Euch zu Eurer mutigen und rondragefälligen Tat, werter Herr.«

Baduar bemerkte, dass Rauls Gesicht vor Freude erstrahlte. *Sag bitte nichts, was du später bereuen wirst, Raul*, dachte er und korrigierte sich sofort selbst: *Sag bitte nichts, was* ich *später bereuen werde.*

Doch der Tulamide war offenbar viel zu erfreut darüber, dass die junge Frau seinen Namen kannte, um zu antworten, ihm fehlten die Worte – was nicht oft vorkam. Stattdessen verneigte er sich ein weiteres Mal und trat einen Schritt vor, er machte Anstalten, die Hand der Prinzessin zu ergreifen. Sofort schob sich eine breitschultrige, schwarzgerüstete Gestalt dazwischen, Baduar bemerkte aus den Augenwinkeln, wie die Prätorianer zu beiden Seiten des Podests sich anspannten, ihre Hände zuckten bereits zu ihren Schwertern.

Raul schaute langsam zu Salim al'Thona auf. Sein Lächeln war geschwunden. Der Tribun blickte auf den stämmigen Tulamiden herab, die dunklen Augen zusammengekniffen. Raul begegnete dem Blick des Prätorianers ohne Furcht, auch er schätzte sein

Gegenüber genau ab. Die beiden erschienen Baduar wie zwei Ringkämpfer, die einander vor dem Kampf einzuschüchtern versuchten. Baduar wandte ganz leicht den Kopf. Der nächste Prätorianer stand keine zwei Schritte hinter ihm, bereits sprungbereit, und wartete wohl nur noch den Befehl des Tribuns ab. Wenn es nötig werden würde, Raul den Rücken freizuhalten …

»Tribun!« Die helle Stimme der Prinzessin duldete keinen Widerspruch. Sie gab al'Thona einen Wink. Dieser funkelte Raul noch einmal von oben herab an und trat dann langsam wieder beiseite. Baduar atmete auf. Die Prätorianer hinter ihm entspannten sich. Die Prinzessin wandte sich an Kurfeld: »Es ist schon spät. Ich werde mich jetzt zurückziehen.«

Der Stadtmeister verbeugte sich. »Sicherlich, Eure Kaiserliche Hoheit. Ich darf doch hoffen, dass Ihr das bevorstehende Fest der Freuden in Gareth verbringen werdet?«

Die Angesprochene zögerte. Sofort ergriff Salim leise, aber bestimmt das Wort: »Der Reiseplan der Prinzessin sieht nicht vor …«

»Ich wäre hocherfreut, das Fest in Gareth verbringen zu dürfen«, unterbrach ihn die Prinzessin mit lauter Stimme, sodass alle Umstehenden sie gut hören konnten. Dabei warf sie dem Tribun einen langen Blick zu. Sie nickte dem Stadtmeister zu und wandte sich zum Gehen, gefolgt von ihren Dienerinnen und den Prätorianern.

Baduar zog Raul zurück zu Lutisana, die etwas abseits stand und den beiden reglos entgegenblickte. Raul strahlte noch immer über das ganze Gesicht, seine Augen leuchteten und hatten einen fiebrigen Glanz. »Hast du das gehört?«, rief er dann plötzlich aus. »Sie kennt mich!«

Baduar bemühte sich sofort, seinen Freund zu beruhigen: »Du weißt nicht, wovon du redest. Sie ist eine Prinzessin …«

»O ja, das ist sie«, seufzte Raul, als hätte Baduar gar nicht versucht, ihn zu beschwichtigen. Sein Blick wanderte in weite Ferne.

Baduar wollte sicher nicht Rauls Hoffnungen zunichte machen. Doch hätte er auch niemals erwartet, dass Rauls Traum

von seiner ›Prinzessin‹ sich eines Tages derartig Gestalt annehmen würde. »Und was hast du jetzt vor? Willst du sie entführen? Unter der Nase der Prätorianergarde, unter den Augen Salim al'Thonas, des Stiers vom Szinto persönlich?«

Rauls Lächeln wurde breiter, und Baduar bereute umgehend seine Worte wieder. »Nein«, protestierte er sofort, »so habe ich das nicht gemeint!« Er sah zu Lutisana, die den Wortwechsel der beiden mit großen Augen verfolgt hatte: »Bitte, sag etwas dazu …«

Die junge Kriegerin blickte ihn an, dann wandte sie sich wortlos ab und eilte aus dem Saal.

Baduar seufzte und wünschte sich, er hätte Raul niemals gezwungen, ihn zu begleiten. Er ahnte, dass das, was heute Abend geschehen war, ihn noch in große Schwierigkeiten bringen würde.

»Wir haben schon weitaus schwierigere Herausforderungen bewältigt, Habibi.«

»Nenn mir nur eine.«

»Der Drache, in Tobrien.«

»Das war nicht schwieriger.«

»Wieso sagst du das? Er hätte dir fast den Arm abgebissen.«

»Wir mussten nicht über eine Mauer klettern, die von den besten Legionären des Reichs bewacht wurde.«

Raul verdrehte in der Dunkelheit die Augen und sah wieder zu der Mauer hinauf. Die Feste von Gareth erhob sich stumm und schwarz vor ihnen. Sie hatten eine dunkle Ecke gefunden, wo niemand sie bemerken würde und an der auch keine Passanten vorbeikamen.

Das Fest der Freuden fand jährlich an den ersten sieben Tagen des Rahjamonds statt. Es war Anlass für ausgelassene Feiern in den Schänken, Tavernen und auf den Straßen. Die Menschen huldigten an diesen Tagen der Göttin des Weins, des Rauschs und der Liebe, und in Gareth war dies nicht anders. Die dritte Nacht der Feierlichkeiten hatte gerade begonnen, die Dämmerung brach bereits herein, und dennoch würden die Straßen, Plätze und Gassen der Stadt noch lange belebt sein.

Hoffentlich war dies der richtige Zeitpunkt für ihr Vorhaben, hoffentlich war ihm die Liebesgöttin in diesen Tagen besonders gewogen. Mehr noch hoffte Raul, dass Rahja seine Gebete nicht überhört hatte, immerhin wandten sich dieser Tage sehr viele Verliebte an die heitere Göttin und baten um ihre Gunst.

Baduar hatte darauf bestanden, ihn zu begleiten, obwohl er darauf hingewiesen hatte, dass dies eine Herausforderung war, der er sich bestens alleine stellen konnte. Zudem würde dieses Vorhaben unter dem Zeichen Feqzens und Rahjas stehen und Rondras Beistand – so hoffte er zumindest – nicht benötigen. Sein

Kamerad ließ sich aber nicht davon abbringen, auch wenn Raul ahnte, dass es ihm nicht behagte, bei Nacht und Nebel heimlich in die Feste einzusteigen. Er hatte den Eindruck, dass Baduar von seiner hehren Mission nicht sonderlich überzeugt war.

»Sie ist eine bosparanische Prinzessin, eine Adlige!«, hatte er zuletzt sogar laut ausgerufen, was er – um Rauls Gefühle zu schonen – die ganze Zeit behutsam auszusprechen vermieden hatte. »Du bist … du bist … naja, du bist das nicht.«

»Wie viele Geschichten muss ich dir denn noch erzählen?«, hatte Raul ihn daraufhin in aller Seelenruhe belehrt. »In eine derart schwer bewachte Festung einzudringen ist eine Herausforderung, die eines wahren Helden würdig ist. Sie wird überaus beeindruckt und geschmeichelt sein, wenn sie erkennt, welche Gefahren ich auf mich genommen habe, um zu ihr zu gelangen. Und ja, sie ist eine Prinzessin, da hast du ganz recht, Habibi. Es ist nicht leicht, die Gunst einer Prinzessin zu gewinnen – denk nur an die Märchen, die ich dir erzählt habe. Und hast du nicht gesehen, wie sie mich angesehen hat? Sie hat sogar von meinen Heldentaten gehört, von Raul dem Großen, Retter von Gareth!«

»Nun bist du also doch ›Raul der Große‹ …«

»Du musst mich nicht begleiten, wenn du nicht möchtest.«

»Natürlich muss ich das. Allein bringst du dich doch nur in noch viel größere Schwierigkeiten.«

Das war immer das beste Argument in Baduars Arsenal, und Raul musste zugeben, dass ihm darauf bis heute noch keine schlagfertige Antwort in den Sinn gekommen war. Dennoch standen sie nun hier, im Schatten der Feste.

Raul war sich nach einigen Momenten sicher, dass die Luft rein war. Er holte ein dünnes, aber starkes Lederseil unter seinem dunklen Umhang hervor. Prüfend wog er das Ende mit dem daran befestigten, mit dunklem Stoff umwickelten Wurfhaken in der Hand, ließ diesen mehrmals herumwirbeln, um Schwung zu holen, und dann nach oben zur Mauerkrone aufsteigen. Behutsam zog er an dem Seil, bis sich der Haken fest verkeilt hatte. Dann lächelte er Baduar noch einmal zu und erklomm rasch die hohe Mauer.

Auf dem offenen, zinnengekrönten Wehrgang war in beiden Richtungen keine Wache zu sehen. Raul schwang sich leise über die Mauer und duckte sich in die Schatten. Es dauerte eine Weile, bis auch Baduar den Wehrgang erklommen hatte. Raul hatte sich derweil umgesehen und bedeutete ihm, ebenfalls einen Blick über die Mauer in den Innenhof zu werfen. Der weitläufige Hof der Feste wurde durch vereinzelte Fackeln spärlich beleuchtet, ein nicht unwesentlicher Teil der Prätorianer war dort in zwei Reihen angetreten.

»Was machen die da?«, raunte Baduar neben ihm, aber Raul bedeutete seinem Kameraden abzuwarten. Die beiden mussten nicht lange ausharren, dann verließ eine Gruppe Menschen das Hauptgebäude der Feste, angeführt von der breitschultrigen Gestalt Salim al'Thonas.

»Sind das Zauberer und Priester in al'Thonas Begleitung?«

Baduar nickte. »Sie sind mit der Delegation gekommen, ich glaube, den ein oder anderen während des Empfangs gesehen zu haben.«

Die Kolonne setzte sich langsam in Bewegung und verließ den Hof. Zurück blieben nur zwei Wachen am Zugang zur Feste und zwei am Tor zur Stadt. Baduar spähte behutsam über die andere Seite der Mauer. »Sie sind auf dem Weg zum Stadttor, und sie scheinen sich Mühe zu geben, nicht allzu viel Aufsehen zu erregen.«

Raul grinste ihn breit an. »Die Götter sind mit uns, Habibi. Die holde Rahja hat meine Gebete erhört. Bist du jetzt überzeugt?«

Der unerwartete Aufbruch der Prätorianer beschäftige Baduar aber noch immer: »Meinst du, die Göttin hat al'Thona den plötzlichen Drang eingegeben, die Stadt für einen Nachtspaziergang mit seinen Leuten zu verlassen, damit der Weg zu deiner Prinzessin frei ist?«, brummte er.

Raul verzichtete auf eine Antwort und huschte im Schatten der Zinnen auf das Hauptgebäude zu. Am Ende des Wehrgangs ragte ein hoher Turm empor. Oben auf der offenen Wachplattform war selbst gegen den dunklen Himmel deutlich die Gestalt eines Soldaten in Schwarz zu erkennen.

»Auf der anderen Seite des Turms führt der Wehrgang direkt bis zum Hauptgebäude«, flüsterte er seinem Begleiter zu. »Wenn wir durch den Turm gelangen, sind wir schon fast da.«

»Durch den Turm?«, raunte Baduar zurück. »Die Wache wird uns hören.«

Er schenkte Baduar ein aufmunterndes Lächeln und schlich weiter. Am Turm angekommen, legte er ein Ohr an die schwere Holztür. Von drinnen waren gedämpfte Stimmen zu hören.

»Was meinst du, warum der Tribun mitten in der Nacht aufbricht?«

»Ich weiß es nicht und werde eher Kor eine lange Nase zeigen, als ihn zu fragen.«

Er wich leise wieder zurück und gab Baduar mit Handzeichen zu verstehen, dass ihnen der Weg versperrt war. Dann musterte er die Außenmauer des Turms. Das Gemäuer war alt und aus groben Steinen gefügt, die einigermaßen guten Halt boten. Zudem gab es einen schmalen Sims, der hier um den Turm herumführte und breit genug war, um darauf stehen zu können …

Baduar gestikulierte wild, als Raul behutsam auf die Zinnen der Wehrmauer hinaufstieg. Er ignorierte seinen Kameraden und trat vorsichtig auf den Sims, der sein Gewicht problemlos zu tragen schien. Nachdem er Baduar bedeutet hatte, ihm zu folgen, schob er sich, den Bauch gegen die Mauer gedrückt, Schritt für Schritt weiter, um die Außenmauer des Turms herum. Das grobe Mauerwerk fühlte sich kalt unter seinen Händen an und bot nur wenig Halt, es würde aber genügen, solange er keinen falschen Schritt machte.

Baduar folgte ihm tatsächlich, die beiden Männer klebten nun wie Fliegen an der Wand, gut drei Klafter hoch über dem Boden. Die andere Seite erschien ihm zum Greifen nahe, doch tief unten wartete der gepflasterte Hof der Festung auf ihn. Allerdings war da noch das Fenster, das sich jetzt vor ihnen in der Wand auftat. Von dort hörte Raul wieder die Stimmen von eben, diesmal ganz klar und deutlich, und das Klappern hölzerner Würfel.

»Dein Einsatz, Cessus.«

»Was ist mit der Cyclopäerin? Meinst du, die wird uns was sagen, wenn wir fragen?«

»Die steckt doch mit dem Tribun unter einer Decke – wortwörtlich, meine ich.«

Heiseres Gelächter folgte. Raul hoffte das Beste, hielt den Atem an und nutzte diesen Moment, um sich rasch an dem Fenster vorbeizuschieben. Das Gespräch im Inneren des Turms ging weiter. Er atmete auf und gab Baduar einen Wink. Der hünenhafte Krieger bot keine gute Figur, wie er sich an die Mauer drückte und krampfhaft versuchte, nicht in die Tiefe zu schauen. Sein Gesicht war kreidebleich, seine Augen weit aufgerissen. Raul hatte seinen Kameraden noch nie so in Panik gesehen.

»Ich weiß ja sowieso nicht, was die an ihm findet. Der mit seinem Stiergötzen.«

»Ruhig, Cessus. Der Letzte, der seinen Mund zu voll genommen hat, schaut nun dem Gras von unten beim Wachsen zu.«

Raul gestikulierte erneut in Baduars Richtung: *Komm schon!*

Baduar gestikulierte grimmig zurück: *Schon gut, ich komme ja.*

Behutsam drückte er sich bis an das Fenster heran, doch Raul wurde allmählich ungeduldig. Noch einmal winkte er, machte einen weiteren Schritt nach vorne – und trat ins Leere. Er versuchte Halt zu finden, seine Hände rutschten über das Mauerwerk, seine Fingernägel kratzen über den Stein, fanden aber keinen Vorsprung, keine Lücke … Er stürzte, unerbittlich wurde er nach unten gerissen – plötzlich ging ein Ruck durch seinen Leib, sein Fall wurde abrupt gebremst. Er schlug gegen die Mauer. Der Aufprall presste ihm die Luft aus den Lungen. Nun pendelte er an der Mauer des Turms, jemand hielt ihn mit festem Griff am Arm gepackt. Er schaute nach oben und sah in der Dunkelheit Baduar über sich, der sich geistesgegenwärtig nach vorne geworfen hatte, um nach ihm zu greifen. Doch um selbst Halt zu finden, hatte er mit der anderen Hand in die Fensteröffnung hineingreifen müssen …

Raul hielt den Atem an und konnte sehen, dass Baduar es ihm gleichtat. Aus dem Inneren des Turms war aber weiterhin nur Gemurmel und Würfelgeklapper zu hören.

Er sah die Anstrengung im Gesicht seines Kameraden, Schweiß rann über sein Gesicht. Langsam zog Baduar ihn wieder in die

Höhe. Raul griff mit der freien Hand nach dem Sims und bemerkte, dass dort ein Stück des Mauerwerks herausgebrochen war. Er zog sich mit Baduars Hilfe empor und fand Halt an der Mauer. Baduar konnte endlich seinen Arm aus der Fensteröffnung ziehen. Schließlich standen die beiden Männer wieder nebeneinander auf der Kante. Raul schob sich leise weiter und erreichte den Wehrgang, der zum Hauptgebäude der Feste hinüberführte. Er ließ sich in den Schatten hinabfallen und atmete erleichtert auf, Baduar folgte ihm wenige Augenblicke später. Er war noch immer bleich, zitterte am ganzen Leib und atmete hastig.

Raul blickte seinen Kameraden lange an und erlaubte ihm, zu Atem zu kommen. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Es war nicht unbedingt ungewöhnlich, dass die beiden Männer einander beistanden. Doch dieses Mal war anders, dieses Mal hatte sich Baduar nur Raul zuliebe in Gefahr gebracht. Wäre er nicht mitgekommen …

Schließlich fiel ihm doch etwas ein, was er in dieser Situation sagen konnte: »Du hast mir nicht gesagt, dass du Höhenangst hast, Habibi.«

»Du hast mir nicht gesagt, dass wir in schwindelnder Höhe auf einem schmalen Sims balancieren müssen!«, zischte Baduar entrüstet zurück. »Und überhaupt: Hast du nicht bemerkt, was gerade geschehen ist?«

Raul lächelte. Baduar war so verärgert, dass er wieder zu sich fand, sogar die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. Die beiden atmeten noch einmal tief durch und schlichen dann geduckt zu der Tür hinüber, die in das Gebäude führte. Raul lauschte, schob dann behutsam die Tür auf und fand sich auf einem finsteren Gang wieder, nur durch den Zugang hinter ihm fiel Licht herein. Baduar folgte ihm und schloss die Tür, Raul hörte ihn der Finsternis erleichtert seufzen. Er wartete, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, dann schlich er weiter.

Die Gemächer, die für allerhöchste Würdenträger vorgesehen waren, waren auf diesem Stockwerk zu finden. Wenn ihn sein Orientierungssinn nicht im Stich ließ, würden sie nicht allzu weit gehen müssen. Der dunkle Gang mündete in einen größeren, der

mit einem roten Läufer ausgelegt war und von Fackeln spärlich beleuchtet wurde.

Raul blickte um die nächste Ecke und zog sich dann schnell wieder zurück. »Prätorianer«, erläuterte er leise und lächelte zufrieden. »Gleich vier von ihnen. Wir sind richtig.«

Baduar nickte stumm, schaute aber nicht sehr glücklich drein. Raul deutete zurück zu der nächsten Tür. Wenn er richtig vermutete, musste dieser Raum direkt neben den Gemächern der Prinzessin liegen. Baduar behielt den Gang im Auge, während Raul an der Tür lauschte. Im Raum dahinter war es ruhig. Er griff nach dem Knauf: abgeschlossen. Leise zog er zwei dünne Drähte aus seiner Gürteltasche und schob sie in das Schlüsselloch. Es benötigte nur wenige Momente, dann sprang das Schloss auf.

»Hast du das auch bei einer Söldnereinheit gelernt?«, raunte Baduar ihm zu.

Raul lächelte in sich hinein. »Nein, das war zu einer anderen Zeit und an einem anderen Ort.«

Er öffnete langsam die Tür, spähte behutsam in den finsteren Raum dahinter und winkte Baduar, ihm zu folgen. Das Gemach, in dem sie standen, wurde offensichtlich nicht genutzt, die Stühle und Tische waren mit großen Leinentüchern abgedeckt. Er huschte zur Balkontür, während sich Baduar die Zeit nahm, durchzuatmen und sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Raul stellte zufrieden fest, dass der Abstand zum Nachbarbalkon nicht der Rede wert war, und durch die offene Tür dort fiel sogar noch schwach flackerndes Licht. Er sah sich zu Baduar um und lächelte ihm munter zu: »Wünsch mir Glück!«

Baduar nickte langsam und schwieg. Raul schwang sich auf das steinerne Geländer und setzte dann mit einem schwungvollen Schritt auf den Nachbarbalkon über. Er beugte sich langsam vor, um durch die offen stehende Tür in den dahinterliegenden Raum zu spähen. Es handelte sich tatsächlich um ein weitläufiges Schlafgemach, das nur von einer einzelnen Öllampe beleuchtet wurde. In der Mitte stand ein großes Himmelbett, die Decke war bereits aufgeschlagen. Sein Herz schlug schneller, als Vallusa in sein Blickfeld trat. Sie trug ein weites weißes Nachtgewand, die

goldblonden Haare fielen ihr offen auf den Rücken hinab. Und sie war alleine!

Raul zog sich wieder zurück. Er atmete tief durch, strich seine Kleidung glatt und bemerkte, dass seine Weste durch den Sturz gelitten hatte: Sie war aufgerissen und schmutzig. Er bezweifelte jedoch, dass Dalchim al'Fessir makellos ausgesehen hatte, nachdem er den Drachen bezwungen hatte und dann seiner Angebeteten gegenübergetreten war, um sie im Sturm zu erobern. Doch nun gab es ohnehin kein Zurück mehr. Rauls Herz wollte vor Vorfreude aus seiner Brust springen, er fühlte sich so berauscht wie noch nie. Er richtete den Blick hinauf zum Sternenzelt: *Herrin Rahja, ich danke dir!*

Er zögerte nicht länger, atmete tief durch, trat ins Licht und verneigte sich schwungvoll. »Liebste Prinzessin Vallusa …«, begann er. Als er sich ebenso schwungvoll wieder erhob, starrte er direkt auf die Spitze eines blanken Schwerts, das genau auf seine Kehle gerichtet war. Die sorgsam zurechtgelegten Worte blieben ihm im Hals stecken.

Vallusa funkelte ihn über die Klinge hinweg an: »Erklärt Euch schnell, oder ich schlitze Euch die Kehle auf!«

Der Plan der Kaiserin war aufgegangen: Die Garether glaubten, dass die Prätorianer allein der Prinzessin wegen die Delegation begleiteten. Das Fest der Freuden bot sich zudem ganz ausgezeichnet dazu an, unbemerkt die Stadt zu verlassen. Und nun waren sie hier, auf der Suche nach einem weiteren Paraphernalium, dem nächsten Bestandteil des Rituals des Fran-Horas.

Salim war überzeugt davon, dass die Märchen über die Dämonenbrache, jenen angeblich verfluchten Ort vor den Toren der Stadt, wo Fran-Horas der Blutige einst die Fürsten der Niederhöllen auf die Garether gehetzt hatte, stark übertrieben waren. Deshalb hatte er auch dann nicht gezögert, als Peri ihm von den Geschichten berichtet hatte. Er führte eine halbe Kohorte Prätorianer an, Peri an seiner Seite. Ein halbes Dutzend Hofmagier und Priester, die die Kaiserin ihm zur Verfügung gestellt hatte, schritt ihnen voraus. Angeführt wurden sie von einem kahlköpfigen Zauberer namens Vates, dessen dürrer Leib seine lange schwarze Robe kaum auszufüllen vermochte. Das feuchte Erdreich unter Salims Füßen schmatzte gierig mit jedem Schritt, den er tat. Sie wanderten durch düstere Moore, nur hier und da ragten verkrüppelte Baumriesen empor, deren schwarze, knotige Äste wie anklagende Finger auf die nächtlichen Eindringlinge deuteten. Der Himmel zog sich immer mehr zu, pechschwarze Wolken verdeckten bald das bleiche Madamal und die Sterne. Nur der Schein der Zauberstäbe und die Fackeln der Prätorianer erleuchteten die Umgebung noch mit ihrem fahlweißen Licht.

Die Hofmagier um Vates verharrten ein weiteres Mal, schauten sich um und begannen, komplizierte Formeln zu murmeln. Salim wandte sich zu seinen Leuten um, die reglos darauf warteten, dass der Marsch weiterging. Es entging ihm nicht, wie bisweilen einer der Prätorianer den Kopf wandte, als in der Nähe der Ruf eines Nachtvogels oder ein leises Klatschen zu hören war, wie von einem

großen Tier, das sich in den Sumpf sinken ließ. Doch sobald die Männer und Frauen bemerkten, dass ihr Tribun sie beobachtete, schauten sie sofort wieder geradeaus. Die Magier und Priester setzten sich wieder in Bewegung, und Peri gab den Prätorianern das Signal zum Weitermarsch. Salim hoffte, dass die Zauberer wussten, was sie taten, denn nun gelangten sie in widerspenstiges Dornicht. Er zog Ingrasîl und zerteilte mit mächtigen Hieben die Ranken vor ihm, die Prätorianer taten es ihm nach.

Ein Blitz zuckte in der Ferne über den Himmel und erhellte für den Bruchteil eines Augenblicks die Brache. Salim sah auf, zählte seine Herzschläge und wartete auf den Donner. Doch es war kein Laut zu hören. Stattdessen erhellte irgendwann ein weiterer Blitz den Himmel. Und wieder folgte kein Donner. Er bedeutete seinen Leuten mit energischen Handbewegungen weiterzugehen.

»Tribun.«

Er wandte sich um: »Was?«

Die Rufe kamen vom Ende des Zugs. »Tribun, wir haben zwei Leute verloren.«

»Was heißt ›verloren‹?« Er bedeutete Peri, an der Spitze der Formation zu bleiben, und marschierte an den Soldaten vorbei, die sich unruhig umsahen.

»Imola und Quintus«, erklärte ihm der Prätorianer am Ende des Zugs. »Sie gingen am Ende der Kolonne. Ich habe mich eben umgesehen, und da waren sie fort.«

»Unmöglich.« Salim entriss dem Mann seine Fackel und schaute sich um. Der Boden hier bestand aus festem, steinigem Erdreich und bot guten Halt, er konnte keine Sumpflöcher entdecken.

»Sollen wir ein Suchkommando entsenden?«

»Unsinn«, blaffte Salim den Soldaten an. Er spähte noch einmal in der Dunkelheit umher. Dann holte er tief Luft und wandte sich zu seinen Leuten um. »Ich dulde keine Deserteure«, rief er vernehmlich. »Ich dachte, ihr kennt mich inzwischen gut genug, um das zu wissen.« Er marschierte die Reihe ab. »Wenn ich Decurio Quintus und Decuria Imola in die Hände kriege, werden sie das zu spüren bekommen! Und nun weiter!«

Die Prätorianer nickten und setzten sich wieder in Bewegung. Salim erreichte wieder die Spitze der Truppe. Peri warf ihm einen langen Blick zu, schwieg aber.

Ihr Marsch durch die Nacht führte sie immer tiefer in die Brache hinein, Salim wusste aber nicht zu sagen, wie weit sie schon gekommen waren, und hatte noch größere Schwierigkeiten abzuschätzen, wie lange sie bereits durch die Dunkelheit wanderten. Irgendwann marschierten sie durch blattloses schwarzes Strauchwerk und unter borkigen Bäumen mit verdrehten Stämmen hindurch, die sich in ewiger stummer Agonie zu winden schienen.

»Tribun! Angriff!«

Er wirbelte herum. Die Prätorianer zogen sofort ihre Waffen und gingen in Kampfstellung. Salim bemerkte gerade noch die glühenden Augenpaare, die sich aus der Finsternis näherten, dann sprang ihn eine kalbsgroße schwarze Kreatur an. Scharfe Zähne bohrten sich in seinen Arm. Er schlug mit Ingrasîl zu, das Tier ging jaulend zu Boden. Vor ihm lag ein großer Wolf, dem weißer Schaum vor der Schnauze stand. Salim setzte sofort nach und stieß die Spitze seines Schwertes in den Leib des Tieres.

Die Meute hatte die Eindringlinge eingekreist und griff von allen Seiten zugleich an, gerade ging einer seiner Männer zu Boden, eine der schwarzen Bestien an der Kehle. Der Wolf schüttelte ihn knurrend und ließ erst von seinem Opfer ab, als ein anderer Prätorianer ihn erschlug. Salims Leute wehrten die Angriffe der Wölfe mit den Schilden ab und schlugen erbarmungslos zurück. Neben ihm stieß Vates eine Formel hervor: »Ignifaxius!« Wirbelnde, fauchende Flammen lösten sich aus seiner Hand, erhellten die Nacht und warfen einen der Wölfe jaulend zu Boden. Der Geruch von verbranntem Fleisch und Fell stieg Salim in die Nase. Die Prätorianer gewannen nun die Oberhand, doch die Wölfe ließen von ihrer Beute nicht ab, erst als das letzte Tier des Rudels erschlagen war, kehrte wieder Ruhe ein.

Die meisten Prätorianer hatten nur leichte Blessuren hinnehmen müssen, wie Salim feststellte, als er die Reihe abging. Einer seiner Männer und einer der Magier lagen jedoch mit herausgerissenen Kehlen im Morast. Er befahl den Weitermarsch.

Die Kolonne passierte dunkle Tümpel, verkrüppelte, blattlose Bäume und auch vereinzelte eingestürzte und überwucherte Ruinen. Ab und an stießen sie auf scharf gezackte Felsformationen, die in schiefen Winkeln aus dem Boden ragten, als hätte eine Gigantenhand sie durch die Oberfläche gedrückt. Es war unmöglich, sich auf herkömmliche Weise zu orientieren: Moos und Schimmel wuchsen rundum an allen Baumstämmen, der Blick auf die Sterne war ihnen schon lange verwehrt. So blieb Salim nur, auf die mitgeführten Magier und Priester zu hören, die aber mit jedem Schritt unruhiger wurden und immer häufiger untereinander in Streit darüber gerieten, in welche Richtung sie zu gehen hatten. Während einer dieser unfreiwilligen Pausen stellten sie fest, dass ein weiterer Mann spurlos verschwunden war.

Salim wandte sich umgehend noch einmal an seine Leute. »Dass ja niemand hier diese Garether Ammenmärchen ernst nimmt!«, presste er zornig hervor. »Ihr seid Prätorianer, die Besten der Besten, und nicht etwa die Soldaten irgendeiner Stadtgarde. Nehmt euch zusammen!«

Die Männer und Frauen nickten zögerlich. Salim musste sich aber selbst eingestehen, dass seine Stimme nicht allzu überzeugend geklungen hatte. Er wanderte zurück zur Spitze des Zugs, wo Peri an einen Felsen gelehnt wartete. Die Priester und Magier standen etwas entfernt im Schatten eines verfaulten Baumriesen beieinander. Der fahle Schein ihrer Zauberstäbe reichte nicht weiter als ein oder zwei Schritt in die dräuende Finsternis hinein. Sie gestikulierten in unterschiedliche Richtungen.

Peri nahm ihren Helm ab und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war inzwischen drückend schwül, auch wenn es mitten in der Nacht war, und jeder Schritt in den schweren Panzern war beschwerlicher gewesen als der vorherige. Auch Salim schwitzte in seiner Rüstung, wollte sich dies jedoch nicht anmerken lassen. Er richtete den Blick in den schwarzen Himmel. »Wie lange sind wir nun schon unterwegs?«, murmelte er, mehr an sich selbst als an seine Stellvertreterin gerichtet. »Es gefällt mir nicht, die Prinzessin so lange in Gareth allein zu lassen.«

Peri verzog spöttisch das Gesicht. »Was kümmert dich diese verzogene Göre …«

»Kein weiteres Wort«, unterbrach er sie, »ich dulde nicht, dass über Ihre Hoheit abfällig gesprochen wird. Auch nicht von dir.«

Die Cyclopäerin runzelte die Stirn. »Ich dachte, es wär allein die Kaiserin, der du …« Sie sprach nicht weiter, als sie Salims Gesichtsausdruck bemerkte. Er wandte sich ab und hob unwillkürlich die Hand und berührte das Narbengeflecht an seiner Wange. Er hatte Vallusa einst vor einem furchtbaren Schicksal bewahrt, und nun stand die Prinzessin erneut unter seinem Schutz. Ganz sicher wollte er nicht, dass seine Bemühungen vergebens waren. In diesem Moment winkte Vates ihnen zu.

»Wir können weiterziehen«, meinte Peri, »die Zauberer haben sich geeinigt.«

Salim nickte und atmete tief durch. »Gut. Befiehl den …« Ein unterdrückter Schrei vom Ende der Kolonne ließ ihn herumfahren. »Ich will nichts mehr davon …«, begann er. Dann sah er es auch.

Über den Sumpflöchern und Tümpeln waren fahle weiße Schemen aufgetaucht, vage menschenähnlich, und doch wie Nebelfetzen, die jeden Moment wieder verwehen konnten. Stumm starrten sie die Eindringlinge an. Salim blinzelte sich den Schweiß aus den Augen, doch die Schemen verschwanden nicht. Peri stieß einen Warnruf aus. Er wirbelte herum. Auch vor ihnen waren menschengroße Nebelfetzen zwischen den Bäumen und Klippen aufgetaucht, sie waren umzingelt.

Er zog seine Waffe. Seine Leute sicherten die Kolonne ein weiteres Mal nach außen hin, Schwert und Schild kampfbereit erhoben. Doch ihre Blicke wanderten mal hierhin, mal dahin. Peri trat neben ihn: »Was sollen wir tun?«

Er atmete tief durch und schaute zu den Magiern und Priestern, die ebenfalls erschrocken an Ort und Stelle verharrt hatten. »Fragen wir die …«, begann er, doch in diesem Moment kam Leben in die Schemen. Lautlos warfen sich die Nebelfetzen nach vorne. Einer stürzte genau auf ihn zu. Er glaubte, einen Mann zu erkennen, gekleidet in eine schwere Rüstung, nicht unähnlich

der, die er selbst trug. Finstere Augenhöhlen öffneten sich in seinem Gesicht. Einen stummen Schrei auf den Lippen, hob der schemenhafte Angreifer sein Schwert und griff an.

Er riss Ingrasîl empor, doch die Klinge seines Gegners ging glatt durch seine Waffe hindurch. Beißend kalter Schmerz raste durch seinen Arm, Blut spritzte. Salim wirbelte dennoch herum und hieb nach dem Schemen. Sein stummer Gegner verging wie Nebel im Sonnenlicht, als sein Zweihänder traf.

Neben ihm schrie Peri auf, ein weiter Angreifer war herangekommen und hatte sich auf die Cyclopäerin gestürzt. Diese Gestalt trug einen einfachen Wappenrock und einen langen Speer in den Händen. Peri schlug nach ihm, und er zerstob sofort. Doch im selben Moment stürzte aus den Schatten hinter ihr ein weiterer lautloser Angreifer hervor.

Die Prätorianer wurden von allen Seiten bedrängt, schon gingen die ersten, von Dutzenden Hieben getroffen, zu Boden. Ihre Schreie hallten durch die Nacht, während der morastige Boden gierig ihr Blut aufsaugte. Die Zauberer stießen Sprüche hervor, die wirkungslos verpufften, die Priester riefen ihre Götter um Beistand an, erhielten jedoch keine Antwort und wurden von einer Überzahl Gegner zu Boden gezwungen und gnadenlos niedergemacht. Einer der Prätorianer wurde umgerissen und von den bleichen Angreifern mit sich gezogen. Schreiend versank er in einem Sumpfloch. Ein anderer versuchte zu fliehen, wurde aber eingeholt und ging unter stummen Hieben zu Boden.

Salim hielt sich einen weiteren Angreifer mit weit ausholenden Schlägen seines Zweihänders vom Leib. Er lauschte auf das Pochen seines Herzens und hoffte, dass Ras'Ragh ihm beistehen würde. Doch statt dass sein Blut von der Hitze des Kampfes angefacht wurde und ihm Stärke und Zuversicht gab, spürte er nur Kälte, Verzweiflung und Leere in sich. Einer der Angreifer stieß ihm eine beißend kalte Klinge in den Rücken. Salim schrie auf und fiel auf die Knie.

»Wie seid Ihr so weit gekommen«, verlangte Vallusa zu wissen, »vorbei an den Prätorianern, und vorbei an al'Thona?«

Der Eindringling war erstarrt, als sie ihre Drohung ausgesprochen hatte, und sah sie nun mit dunklen Augen geradewegs an. Sie winkte ab. »Es spielt keine Rolle«, fuhr sie fort und holte Luft, um nach den Dienerinnen und Prätorianer zu rufen, doch dann ... »Seid Ihr nicht ... Raul? Raul al'Ahjan, habe ich recht?«

Zu ihrer Überraschung versetzten ihre Worte den Tulamiden in freudige Aufregung. Er setzte zu einer weiteren Verbeugung an, verharrte aber sogleich wieder, als sie ihn mit einer knappen Bewegung ihres Schwerts dazu ermahnte, besser keine allzu heftigen Bewegungen zu machen.

»Ich bin hocherfreut und geehrt, dass Ihr Euch an mich erinnert«, erklärte er dann mit tiefer, einnehmender Stimme, »liebste Prinzessin Vallusa.«

»Hütet Eure Zunge«, entgegnete sie scharf. »Wisst Ihr nicht, dass einem Mitglied der kaiserlichen Familie mit Respekt und Ehrerbietung zu begegnen ist?«

Doch die Dreistigkeit, mit der Raul in ihr Schlafgemach eingedrungen war, allein schon die Tatsache, dass er überhaupt so weit gekommen war, machte sie neugierig. Vallusa trat einen halben Schritt zurück, um Raul etwas Raum zu geben, hielt jedoch die Spitze von Adlerkralle weiter auf ihn gerichtet. »Ich habe gesagt, dass Ihr Euch erklären sollt. Wie habt Ihr es bis hierher geschafft? Was wollt Ihr von mir? Wenn die Garether mich tot sehen wollen, so kann ich Euch versichern, dass ich nicht kampflos aus dem Leben scheiden werde.«

Der Tulamide schüttelte hastig den Kopf. »Ganz und gar nicht, hochgeschätzte Prinzessin. Ich bin auf Feqzens Pfad gewandelt, dieser führte mich bis hierhin. Doch nun wandele ich auf Rahjas Pfad.« Raul sank auf die Knie.

»Liebste Prinzessin Vallusa«, begann er noch einmal von Neuem, »als meine unwürdigen Augen Eurer strahlenden Schönheit erstmals ansichtig wurden, wusste ich, dass Rahja mein Herz entflammt hatte. Als Eure liebreizende Stimme erstmals zu mir sprach, wusste ich, dass ich nie wieder süßere Laute hören würde …«

Vallusa schüttelte den Kopf. »Worauf wollt Ihr hinaus?«, unterbrach sie die offensichtlich einstudierte Rede Rauls. Dieser musste sich kurz sammeln, dann holte er aber wieder tief Luft. »Ich bin nur ein unwürdiger Diener, aber ich bin allein Euer Diener, und dies, solange ich lebe. Bitte, liebreizende Prinzessin, erhört mich und lasst mich Euch meine unsterblichen Liebe versichern. Nie wieder würde ich eine andere Frau so lieben wie Euch, darum erhört das Flehen meines Herzens und werdet meine Gemahlin.«

Vallusa war so überrascht, dass sie vergaß, Adlerkralle auf den Eindringling gerichtet zu halten. »Ich seid hier, um …«, begann sie, vermochte aber den Satz nicht zu beenden. »Niemand bei Hofe würde es wagen, so mit mir zu …«, setzte sie erneut an, verstummte aber. Rasch hob sie wieder das Schwert. »Dies ist eine unerhörte Anmaßung», begann sie und bemühte sich, mit fester Stimme zu sprechen. »Nennt mir einen Grund, nur einen einzigen, warum ich nicht Alarm schlagen und Euch den Prätorianern ausliefern soll?«

Rauls hoffnungsvolle Miene wurde ernster. Dann stand er wieder auf, ungeachtet der scharfen Klinge, die auf ihn gerichtet war. »Weil ich Euch dann nicht die Sterne über Gareth zeigen könnte.«

»Bitte?«

Raul trat wieder hinaus auf den Balkon. »Folgt mir, und ich zeige Euch, was ich meine.«

Die einzig richtige Handlung bestand natürlich darin, Alarm zu schlagen und Raul umgehend gefangen nehmen zu lassen. Sie blickte auf Adlerkralle herab, die Waffe, die Hela ihr vor neun Monaten geschenkt hatte. Der Adlerkopf starrte sie streng an, seine Augen funkelten im flackernden Licht der Öllampe.

Vallusa richtete den Blick wieder auf Raul. Der Tulamide stand noch immer da und wartete geduldig auf sie. Sie schaute wieder auf das Schwert in ihren Händen herab, schloss die Augen und atmete noch einmal tief durch. Dann legte sie die Waffe behutsam auf ihrem Bett ab.

Lächelnd trat der Tulamide hinaus auf den Balkon und schwang sich dann zu Vallusas Überraschung auf das Balkongeländer hinauf. Er reichte ihr die Hand. »Folgt mir.«

Vallusa sah ihn zweifelnd an. Ob sie wohl jemand sehen konnte? Sie spähte umher und entdeckte erst jetzt die breitschultrige Gestalt auf dem Nachbarbalkon.

»Eure Kaiserliche Hoheit.« Der Mann verbeugte sich tief. Vallusa sah wieder zu Raul, der ihr immer noch die Hand darbot und auf sie wartete. Sie schüttelte den Kopf. All das kam ihr seltsam unwirklich vor, als würde sie träumen. Einzig und allein in einem Traum konnten solche Dinge passieren, nur in einem Traum würde man von ihr, einer Prinzessin, erwarten, auf ein Balkongeländer zu steigen.

»Nun ja«, murmelte sie, »noch absurder kann die Situation ohnehin nicht mehr werden.«

Raul schaute sie fragend an. Ohne seine helfende Hand anzunehmen, schwang sie sich geschickt auf das Geländer.

» Ihr solltet wissen, dass Euch, allein dafür, dass Ihr mich berührt, bereits die Hand abgeschlagen werden könnte«, erklärte sie spitz und versuchte abzuschätzen, wie hoch über dem Boden sie waren.

Raul lächelte in der Dunkelheit. »Ihr solltet meine Hand dennoch annehmen, dies wäre weitaus sicherer.« Damit machte er einen weiteren Schritt und stand nun auf einem der steinernen Wasserspeier. Vallusa zögerte, dann erklomm auch sie die Figur, ein weiteres Mal, ohne sich helfen zu lassen. Sie spürte den warmen Stein unter ihren Füßen, der nach einem langen sonnigen Tag immer noch nicht erkaltet war. Erst jetzt kam es ihr in den Sinn, dass sie nur mit einem dünnen seidenen Nachtgewand bekleidet und mit bloßen Füßen an der Außenseite der Feste stand. Wenn Hela sie jetzt so sehen könnte ... Doch aus irgendeinem

Grunde fühlte sie sich gut dabei. Ihr Herz schlug schneller, sie sog die warme Nachtluft tief ein und atmete langsam wieder aus. Sie bemühte sich nach Leibeskräften, es sich ja nicht anmerken zu lassen, aber dies war wohl einer der aufregendsten Momente ihres Lebens.

Raul stieg auf einen weiteren Vorsprung hinauf, jetzt war er schon fast am Dach angekommen, und reichte ihr erneut die Hand. Sie versuchte in der Dunkelheit zu erkennen, wohin sie als nächstes treten könnte, ohne den Halt zu verlieren. Raul hatte noch immer die Hand ausgestreckt und wartete darauf, dass sie sich entscheiden würde. Sie sah in an, dann ergriff sie seine feste Hand und ließ sich von ihm leiten. Kurz darauf standen sie bereits auf dem Dach der Feste, und vor ihnen erstreckte sich Gareth, über ihnen dagegen das von zahllosen Sternen übersäte Himmelszelt.

Überall in der Stadt, in den Häusern, in den Straßen und auf den Plätzen glommen noch Lichter, die Feierlichkeiten gingen auch jetzt noch, tief in der Nacht, weiter. Muntere Musik und Gelächter schallten zu ihnen herauf, die Menschen feierten ausgelassen und waren fröhlich. Am Himmel darüber glänzten und funkelten die Sterne wie Tausende und Abertausende auf schwarzem Samt verteilte Diamanten.

Raul deutete in den Himmel hinauf: »Seht Ihr dort, das Sternbild Rahjas?«

Vallusa war von den besten Astronomen des Bosparanischen Reichs unterrichtet worden und wusste sicherlich mehr über die Sterne als Raul. Natürlich kannte sie das Sternbild.

»Die Stute«, erklärte sie. »Und dort, der helle Stern, das Auge der Stute, ist Sulvo.«

»Ah«, fuhr Raul unbeeindruckt fort und deutete in eine andere Richtung, »und dort drüben …«

»Aves«, ergänzte sie sofort, als sie den kleinen weißen Stern erkannte. »Der Stern der Abenteurer, der Freiheitsliebenden.«

Raul sah sie stumm an. Vallusa hatte plötzlich das Gefühl, als ob sie einen unverzeihlichen Fehler begangen hätte. Sie wusste nicht, wie sie sich in der Gesellschaft eines Mannes zu benehmen

hatte, jedenfalls wenn es sich bei diesem Mann weder um einen Lehrer, noch um einen Höfling oder Diener handelte. Hätte sie sich besser unwissend gegeben, damit er mit seinem Wissen vor ihr glänzen konnte? Rasch deutete sie auf das Sternbild des Helden: »Und dies, ist das nicht der Hund?«

»O nein«, erwiderte Raul eifrig, und Vallusa stellte erleichtert fest, dass seine Enttäuschung verflogen war. »Dies ist der Held. Sehr Ihr die beiden Sterne, die einem Säbel gleichen? In meinem Volk sagt man, dass dies Rashtul ist, der mutige Held, der einst die Tulamiden zum Sieg gegen die kaltblütigen Echslinge führte.«

»Wirklich?« Vallusa setzte sich auf das Dach. »In meinem Volk sagen wir, dass dies der Heilige Leomar ist, der größte unter den Helden der Rondra.«

Raul trat neben sie. »Seht doch: Der Held steht heute Nacht bei der Stute«, stellt er fest. »Vielleicht versucht er, die Stute einzufangen und zu zähmen?«

»Vielleicht ist er auch zu ungeschickt und zu langsam, und sie läuft ihm davon«, erwiderte Vallusa und musste unwillkürlich lächeln. Auch Raul lächelte, sie sah seine weißen Zähne im Dunkeln aufblitzen. Er setzte sich neben Vallusa auf das Dach, und sie schauten gemeinsam in den Himmel hinauf.

Nach einigen Momenten, in denen sie beide einfach nur schweigend den Anblick genossen hatten, deutete Raul erneut zum Sternenzelt: »Es scheint kaum fassbar, dass ein jeder dieser Sterne einmal ein Anhänger Feqzens war, der vom listigen Gott nach seinem Ableben an den Himmel gezaubert wurde.«

»Eine schöne Vorstellung.«Vallusa warf Raul einen Blick zu. »Findet Ihr dort oben geliebte Menschen wieder, die Ihr einst verloren habt?«

Der Tulamide nickte, ohne sie anzusehen. »Mein Vater, meine Mutter, meine Brüder. Sie sind alle irgendwo dort oben.«

Sie starrte in den Himmel. »Ich weiß nicht, wo meine Eltern nun sind, aber wenn sie nach ihrem Tode zu Sternen wurden, dann ist dies eine sehr tröstliche Vorstellung. Dann beobachten sie mich jede Nacht.«

»Ich glaube fest daran.« Raul wandte den Kopf. »Wie kam es, dass Ihr das Mündel der Kaiserin wurdet?«

»Hela hat mich aufgenommen, meine Eltern waren mit der kaiserlichen Familie verwandt«, erklärte Vallusa. »Ich war noch sehr klein damals, ich erinnere mich an nichts vor meiner Zeit im Palast. Doch manchmal, da kommt es mir nach dem Aufwachen so vor, als hätte ich von meinen Eltern geträumt.« Sie fröstelte, obwohl die Nacht mild war, und schlang die Arme um ihre Beine. »Manchmal sehe ich dann meine Mutter vor mir. Sie leidet Schmerzen, sie streckt ihre Hand nach mir aus und versucht mir etwas zu sagen. Doch dann nimmt mich jemand auf und trägt mich fort …«

Raul hörte ihr aufmerksam zu. »Euer Vater?«, fragte er sie dann leise.

Vallusa zuckte mit den Schultern. »Vielleicht. Ich weiß es nicht.« Sie senkte den Blick, dann musste sie unwillkürlich lächeln. »Dies habe ich noch niemandem anvertraut …«

Raul schaute sie lange schweigend an. Dann richtete er seinen Blick wieder zum Himmel. »Dies ist mein Leitstern, seht Ihr? Derjenige, der direkt unter Levthan steht?«

Vallusa blickte in die Richtung, die Raul ihr wies, und entdeckte einen kleinen, recht schwach rötlich leuchtenden Stern. »Woher wisst Ihr, dass dies Eurer Leitstern ist?«, erkundigte sie sich.

»Weil dieser Stern mir einst das Leben rettete«, erklärte der Tulamide ruhig. »Als die Legionäre kamen, um meine Eltern und alle ihre Söhne zu töten, schickte meine Mutter mich auf das Dach unseres Hauses hinauf, wo ich mich verstecken sollte. Der Himmel war bewölkt in dieser Nacht, doch dieser Stern dort schaute auf mich herab und spendete mir Trost. Selbst als ich meine Mutter schreien hörte und der Drang, ihr zu helfen, immer größer wurde, stand er mir bei. Es war so, als wollte er mir sagen, dass ich ausharren sollte.«

»Was ist geschehen? Was hatten Eure Eltern verbrochen?«, erkundigte Vallusa sich behutsam.

Raul schüttelte den Kopf: »Ihr Verbrechen bestand darin, einen bekannten Namen und Einfluss zu haben. Nach dem Untergang

des Sultanats töteten die Legionäre viele Würdenträger und andere, die im Reich etwas zu sagen hatten. Hunderte starben in diesen Tagen. Das Verbrechen meines Vaters bestand darin, diesen Menschen helfen zu wollen. Er versteckte sie in seinem Haus vor den Legionären, bis sie woanders neu anfangen konnten.«

Vallusa schwieg und senkte den Kopf.

»Doch das ist noch nicht alles. Mein Vater wurde von seiner eigenen Schwester verraten«, begann Raul wieder, als Vallusa keine Anstalten machte, zu antworten. »Sie verriet ihn an die Legionäre, und im Gegenzug wurde ihr Leben verschont. Ich habe das erst sehr viel später herausgefunden. Als ich die Wahrheit erfuhr, beschloss ich, mein Zuhause zu verlassen, meiner Familie den Rücken zu kehren und mein Glück in der Fremde zu suchen. Dies ist alles, was mir von meiner Familie geblieben ist«, er deutete auf die beiden Armreife an seinen Handgelenken, die im Sternenlicht zu leuchten schienen. »Ich beschloss, ein neues Zuhause und eine neue Familie zu finden.« Einen Moment lang starrte er nur stumm in den Himmel. Dann wandte er sich ihr wieder zu. »Dies habe ich noch niemandem anvertraut«, erklärte er leise und lächelte. Vallusa schwieg. Was bewegte Raul nur dazu, sich ihr derart zu öffnen?

»Euer Stern, hat er einen Namen?«, erkundigte sie sich leise.

»Nein, ich denke nicht«, erwiderte der Tulamide. »Vielleicht gebe ich ihm irgendwann einmal einen.«

»Er steht heute Nacht tatsächlich direkt bei Levthan«, erklärte sie. »Dann *muss* es Eurer Leitstern sein – Ihr scheint wahrlich von Levthans Leidenschaft erfüllt zu sein.«

Raul lachte und sie stellte fest, dass sie sein Lachen mochte. Es war tief und ehrlich, ganz anders als das Lachen der Diener und Höflinge im Palast. Sie konnte sich nicht einmal daran erinnern, wann Hela das letzte Mal so aufrichtig gelacht hatte. Sie musste lächeln und bemühte sich, nicht in sein einnehmendes Lachen einzustimmen. Dann wurde sie aber wieder ernst. Sie umfasste ihre Beine mit den Armen, auch wenn es nicht wirklich kühl war. Eine Frage brannte ihr auf der Seele, und sie zögerte, sie zu stellen. Aber sie musste es einfach tun: »Habt Ihr wirklich

gemeint, was Ihr gesagt habt? Dass Ihr mich liebt und zur Frau nehmen wollt?«

Raul sah sie lange mit seinen dunklen Augen an. »Ja«, erklärte er, und es lag so viel Überzeugung in seiner Stimme, dass es Vallusa schmerzte. Wenn es anders gewesen wäre, wäre es einfacher für sie.

»Und was dann?«

»Dann würden wir irgendwo leben, wo es uns gefällt«, erklärte Raul entschlossen. »Wir würden nur einander brauchen, um glücklich zu sein.«

»Aber wieso?«, verlangte sie zu wissen. »Ich gehöre zu den Menschen, die Euch Leid angetan haben. Und Ihr kennt mich doch gar nicht.«

»Ihr seid anders als diese Menschen, und ich kenne Euch gut genug«, beharrte Raul.

»Ihr wisst rein gar nichts über mich«, erwiderte sie, nun lauter werdend. »Ihr wisst nicht, wer ich bin, was ich bin. Wie könnt Ihr mich da lieben?«

»Ich weiß nun, dass Ihr eine Frau seid, die bereit ist, mit einem Fremden auf das Dach zu klettern, um die Sterne zu beobachten«, erklärte der Tulamide neben ihr. »Ich weiß, dass Ihr nicht nach den Prätorianern gerufen habt, als ich Euch gegenübergetreten bin.«

Vallusa starrte auf die von Lichtern erfüllte Stadt hinaus. Warum konnte er nicht einfach einsehen, dass er einen Fehler gemacht hatte, und sie wieder zu ihrem geordneten Leben zurückkehren lassen? Doch er erwartete nur ruhig ihre Antwort. »Ich kann nicht«, murmelte sie schließlich.

Raul schüttelte den Kopf. »Aber wieso?«

Sie bemühte sich, gefasst zu bleiben. »Diesmal muss ich Eure Hand ausschlagen, Raul al'Ahjan. Wenn ich Euch heute Nacht folgen würde, wenn morgen mein Bett leer aufgefunden wird, dann wird man annehmen, die Garether hätten mich entführt … oder Schlimmeres. Al'Thona würde nicht ruhen, bis er mich gefunden hat. Er würde jedes Haus durchsuchen, jeden Stein umdrehen, und die Bürger dieser Stadt würden leiden. Die Kaiserin

würde«, sie stockte, »sie würde ebenfalls nicht erbaut sein.« Sie stand auf und atmete tief durch. »Und so lautet meine Antwort ›Nein‹«, erklärte sie mit fester Stimme. Raul schwieg.

Vallusa wandte sich ab, damit Raul ihr Gesicht nicht sehen konnte. Sie hatte die richtige Entscheidung getroffen, auch wenn sie es von jetzt an für den Rest ihres Lebens bereuen würde.

Salim hastete durch das trügerische Moor, Vates eilte ihm voraus. Er hatte die Notwendigkeit erkannt, zumindest einen der Zauberer zu retten, und hoffte, dass ihm dieser noch nützlich werden würde. Außerdem war er nicht sicher, ob er das von der Horas begehrte Objekt erkennen würde, wenn er es sah. Peri folgte ihm auf den Fuße, das Schwert blank gezogen sicherte sie zu beiden Seiten. Fünf weitere Prätorianer, drei Männer und zwei Frauen, waren ihnen gefolgt, die letzten von fast vierzig Soldaten, die er in die Brache geführt hatte. Ihre Gesichter waren blutverkrustet, einer der Männer humpelte.

Es war das erste Mal, dass Salim aus einem Kampf geflohen war. Doch hätte er sich anders entschieden, wäre er sicher nicht mehr am Leben.

»Wohin?«, blaffte er Vates an.

Der Zauberer strich sich unruhig über seine Glatze und leckte sich die rissigen Lippen. Dann hob er seinen Stab und stieß eine seiner magischen Formeln hervor: »Oculus Astralis!«

Nachdem er sich orientiert hatte, deutete er in eine Richtung. Salim marschierte voraus und achtete dabei genau auf Sumpflöcher und Schlingpflanzen. Ingrasîl trug er locker mit einer Hand. Der feste Griff der mächtigen Waffe gab ihm Halt und Sicherheit.

Die Erde unter seinen Füßen war hier, tief im Inneren der Brache, schwarz wie die Nacht und schmatzte gierig mit jedem Schritt, den er tat. Die Prätorianer blieben dicht beieinander, nur der flackernde Schein der Fackeln, die sie mitführten, bot ihnen etwas Licht. Salim teilte das dichter werdende Gestrüpp vor sich mit heftigen Schlägen seiner Klinge, und dennoch rissen und zogen die Dornen an seiner Rüstung und seinem Umhang. Es erschien ihm, als dürstete es nach seinem Blut, reckte sich ihm entgegen und versuchte, ihn zu umschlingen und niederzureißen.

Zerkratzt und blutend arbeitete er sich durch das Gestrüpp. Vates folgte dicht hinter ihm, seine kostbare schwarze Seidenrobe war bereits zerrissen und verdreckt, er blutete aus zahllosen kleinen Wunden. Schließlich öffnete sich vor ihnen eine weite Lichtung. Schwarze Baumriesen, so finster wie auch der Boden und der Himmel, wuchsen rundum empor. Die Stämme warfen, auch wenn kein Mond- oder Sternenlicht vorhanden war, dunkle Schatten, die sich den Eindringlingen entgegenreckten und sich vom Fackellicht nicht verdrängen ließen.

Dann wurde Salim eines Schimmers unter den Bäumen gewahr. Wo sonst nur die Finsternis herrschte, verdrängte ein kranker, bleicher Schein die Dunkelheit und die pechschwarzen Schatten. Behutsam und vorsichtig in alle Richtungen spähend, trat er näher, Vates noch immer an der Seite, seine Prätorianer dicht hinter sich. Inmitten der Bäume, schwach beleuchtet von dem unnatürlichen Schimmer, erhob sich ein kleiner Hügel. Und dort, inmitten des fahlen Lichts, ragte ein schiefes Feldzeichen empor, eine Standarte, wie auch die Legionen Bosparans sie trugen. Diese jedoch war von einem bleichen Licht umgeben, das sich wie tastende Finger auf den Hügel ergoss und seine Krallen nach den umliegenden Bäumen und den sich nähernden Prätorianern ausstreckte. Diese Standarte trug kein Tier- und kein Götterbild, sondern Knochen. Mehrere weiße Knochen waren zu einem großen kruden Fünfstern zusammengebunden worden, darüber thronte ein bleicher Schädel. Doch der Schädel war sicherlich nicht der eines Menschen, die Stirn war zu flach und der Kiefer zu breit. Gewaltige spitze Zähne ragten kreuz und quer daraus hervor. Der Schädel grinste Salim höhnisch entgegen, als wüsste er bereits, was den Eindringlingen noch bevorstand.

»Da ist es, Tribun«, murmelte Vates. Er starrte das Feldzeichen mit großen Augen an und umklammerte seinen Stab mit beiden Händen. »Das haben wir gesucht.«

Salim warf dem Magus einen Seitenblick zu. »Das dachte ich mir«, grunzte er. Er machte einen Schritt nach vorne, auf den Hügel zu.

»Sei vorsichtig«, raunte Peri hinter ihm. Salim nickte langsam und machte einen weiteren Schritt. Vates zuckte zusammen und stieß einen erschrockenen Schrei aus, der die Stille durchbrach und von den Bäumen widerhallte. Dies und ein knapper Warnruf Peris veranlassten ihn, seinen Blick von der leuchtenden Standarte abzuwenden. Er hob kampfbereit das Schwert.

Eine hoch aufragende Gestalt trat unter den Bäumen hervor. Pechschwarze Schatten bereiteten ihr den Weg. Seine Rüstung und sein Schild waren so finster wie die Nacht. Salim wandte sich hierhin, dann dorthin, überall unter den Bäumen tauchten finstere Gestalten auf. Er erkannte Speere, kurze Schwerter und Rundschilde in ihren Händen, ähnlich denen, die sie trugen. Sie waren umzingelt.

Wer stört die Mission der I. Kohorte?

Die Stimme war schneidend und kalt wie das fahle Licht, das die Standarte abgab, und schien von überall her gleichzeitig zu kommen.

Wer ist gekommen, die Garde des Horas herauszufordern?

Salim spähte angestrengt in die Schatten. Die finsteren Gestalten trugen schwarze, rotgeränderte Rüstungen und Schilde mit dem Mantikor, so wie er und seine Leute – dies waren Prätorianer!

»Wer seid Ihr?« Salim erschrak beinahe vor dem lauten Klang seiner eigenen Stimme. »Welcher Einheit gehört Ihr an? Nennt Euren Rang, Prätorianer!«

I. Regiment, I. Kohorte der Prätorianergarde, ergeben allein dem Horas, ungeschlagen in der Schlacht. Der Kaiser nennt uns den ›Skorpionsstachel‹.

Die hoch aufragende Gestalt trat lautlos einen Schritt vor, und Salim spürte, wie ihm das Blut in den Adern gefror.

Mein Name ist Caio Castellus, Centurio der Prätorianergarde, ergeben allein dem Horas, ungeschlagen in der Schlacht.

Blanke Knochen schimmerten fahl unter dem schwarzen Helm. Bleiche, fleischlose Finger umfassten auch den Griff des schwarzen Morgensterns, den diese Ausgeburt der Niederhöllen in der Rechten wog.

»Welchem Herrscher dient Ihr?«, rief Salim hastig aus, um den Centurio zu beschäftigen.

Wir dienen alleine Fran-Horas, dem Kha'Sar und Heliodan, dem Träger des Linken und Rechten Szepters der Macht und Herrn über das Dererund, Gebieter über Mensch, Tier und Dämon.

Salim fuhr der Schreck in die Glieder. Er sprach mit einem der ersten Prätorianer!

»Was tut Ihr hier?«, stieß Vates mit rauer Stimme hervor, wich aber sogleich wieder einen Schritt vor dem Centurio zurück. Die leeren Augenhöhlen fixierten den Magus. »Irgendetwas bindet ihn immer noch an diese Welt«, raunte er Salim zu, als er keine Antwort erhielt.

Salim nickte. »Nennt Eure Mission, Centurio!«, befahl er mit lauter Stimme, und hoffte, dass der Prätorianer nach sechs Jahrhunderten noch genug Pflichtgefühl hatte, um Befehle zu befolgen.

Wir schützen die Standarte der Knochen, das Feldzeichen zweier Höllen, wie es uns vom Kaiser befohlen wurde, bis sie zurück ins hunderttürmige Bosparan getragen werden kann.

Salims Blick wanderte für einen Moment zurück zu dem nahen Hügel. Das Objekt, das zu bergen er ausgeschickt worden war, befand sich nun in Griffweite. Er hatte vierzig Menschenleben dafür geopfert. Er würde die Kaiserin nicht enttäuschen.

Vates nickte ihm aufgeregt zu. »Weiter so, Tribun, vergesst nicht, dass Ihr einen höheren Rang bekleidet.«

»Mein Name ist Salim ibn Hailif«, rief Salim aus und bemühte sich, so streng und entschlossen zu sprechen, wie er nur konnte. »Man nennt mich Salim al'Thona, den blutbefleckten Stier, Tribun der Prätorianer, allein der Horas untertan. Ich bin gekommen, um die Standarte zurück in das hunderttürmige Bosparan zu tragen!«

Der Angesprochene schwieg bange Momente lang.

Dem Tribun der Prätorianer steht es zu, die Standarte zu führen. Doch befahl der Horas, dass alleine die Stärksten seiner stärksten Truppen das Feldzeichen aus der Schlacht retten sollten, und er wählte den Skorpionsstachel. Wenn Ihr stärker seid, so beweist es.

Die dunklen Gestalten zogen den Kreis enger. Peri und die Soldaten bildeten ebenfalls einen Kreis und sicherten nach

außen hin, doch der Feind war in der Überzahl – und er war nicht einmal am Leben. Salim holte tief Luft: »Dann fordere ich Euch, Centurio. Wer sich von uns beiden als stärker erweist, dem gebührt freies Geleit und die Ehre, die Standarte zurück zum Adlerthron zu tragen.«

Wieder schwieg die Stimme, doch dann erklang ein heiseres, tonloses Lachen, das dumpf von den Bäumen rundherum widerhallte.

So sei es, Salim al'Thona. Der Stärkste erhält freies Geleit und die Ehre, die Standarte zu führen.

Die untoten Prätorianer hielten ein. Salims hünenhafter Gegner trat vor, seine Rüstung schabte mit jedem Schritt klappernd über blanke Knochen. Langsam hob er den schweren Morgenstern, und Salim erkannte erst jetzt, dass dieser nicht mit einer dornenbewehrten Kugel, sondern mit einer scharfen Kralle versehen war. Diese Kralle glich tatsächlich einem gewaltigen Skorpionsstachel, so wie ihn der Mantikor besaß, dessen Abbild sowohl er als auch der Centurio auf der Brust trugen.

»Gut, gut«, murmelte Vates, »bezwingt ihn, Tribun.« Sein Blick huschte zu dem nahen Hügel, von dem der bleiche Schädel des Feldzeichens auf sie herabschaute. »Danach gehört die Standarte uns.«

Salim wog Ingrasîl in der Rechten und trat näher an den Zauberer heran. »Ihr erweist Euch also doch noch als nützlich«, raunte er ihm zu. Vates nickte langsam und leckte sich erneut über die rissigen Lippen. Er räusperte sich und hob die Hand, wie um sich auf einen Zauber vorzubereiten.

Geradezu spielerisch hob der untote Centurio seine schwere Waffe, seine leeren schwarzen Augenhöhlen fixierten Salim unbewegt, das bleiche Grinsen unter dem Helm schien den Tulamiden zu verhöhnen. Als sein Gegner auf wenige Schritte heran war, packte Salim Vates und stieß ihn in die Richtung seines Gegners. Der Zauberer schrie überrascht auf und stolperte. Der Centurio wich gedankenschnell zur Seite aus und ließ mit einem mächtigen Hieb den Stachel seines Morgensterns im hohen Bogen herumwirbeln. Der Kopf des Magiers zerplatzte wie eine reife

Melone, als der Morgenstern ihn traf. Vates stürzte im schwarzen Morast. Salim nutzte den Moment der Ablenkung und führte einen mächtigen Schlag gegen seinen Gegner. Dieser reagierte nicht schnell genug, um auszuweichen oder den Hieb mit seinem Schild abzulenken. Der Schlag traf ihn an der Schulter. Er taumelte, wurde aber durch den Angriff, der einen wilden Stier hätte töten können, nicht zu Fall gebracht.

Der Skorpionsstachel hob sich pfeifend in die Luft, beschrieb einen Bogen und fuhr auf Salim herunter. Dieser versuchte, die herannahende Kugel mit einem Konterhieb Ingrasîls beiseite zu schlagen, war aber zu langsam. Sie traf ihn an der Seite, zerriss Kettenglieder und bohrte sich in sein Fleisch. Er taumelte, als der Centurio die Waffe zurückriss, ein heißer Schmerz jagte durch seinen Leib, Blut spritzte in den schwarzen Morast. Mühsam parierte er den nächsten Schlag, doch er wusste nun, dass er für seinen Gegner zu langsam war. Der Centurio würde ihn Schlag für Schlag schwächen, mit jedem Hieb das Leben aus ihm herausprügeln, bis Salim nicht mehr als Mensch erkennbar wäre. Und er schien sich Zeit lassen zu wollen.

Als der Stachel ihn am Bein traf, raste der Schmerz wie flüssiges Feuer durch seine Adern. Salim taumelte zurück. Er hielt sich nicht zurück, stieß einen langgezogenen Schrei aus, lauschte auf das Pochen seines Herzens. Er zwang sich, den Schmerz anzunehmen, ihn zu umarmen wie einen alten Freund, einen Bruder, um mit ihm seine Wut zu nähren. Sein Blut rauschte heiß durch seine Glieder, er schnaubte, hob den Kopf und fixierte seinen Gegner. Er würde ihm nun beweisen, wer von ihnen beiden wahrhaftig der Stärkere war. Er breitete ein wenig die Arme aus, als wolle er zu einem weiteren Schlag ausholen, und bot seinem Gegner damit seinen Brustpanzer dar. Das bleiche Grinsen unter dem Helm schien noch breiter zu werden, als sein Feind die Öffnung in Salims Deckung nutzte. Der Stachel sauste auf ihn herab und drang in seine Brust. Salim stöhnte auf und packte mit der Linken die Kette des Morgensterns. Beißender Schmerz fuhr durch seine Finger, als er in die daran angebrachten Dornen griff. Der Centurio riss mit unmenschlicher Gewalt an der Kette,

doch Salim ließ nicht nach, selbst als ihm das Fleisch von den Fingern gerissen wurde. Mit der Rechten hob er die wuchtige Klinge seines Zweihänders und richtete die Spitze auf seinen Gegner, der nun keine Möglichkeit hatte, auszuweichen, wollte er nicht seine Waffe aufgeben.

Blut sammelte sich in Salims Mund, als er mit heiserer Stimme die Wut aus sich herausschrie und gleichzeitig die Klinge in die Brust seines Gegners rammte. Sein Stoß war so gewaltig, dass er Rüstung und Leib des Prätorianers durchbohrte, den Centurio zu Boden stieß und am Boden festnagelte. Erst dann ließ Salim Ingrasîl los, das nun aus dem Leib seines Gegners emporragte. Stöhnend riss er den Stachel des Morgensterns aus seiner Brust, hob den Kopf und schrie seine Wut und seinen Triumph in den schwarzen Himmel hinauf. Dann schaute er atemlos auf den Centurio herab.

Ihr seid der Stärkere, Tribun. Euch gebührt die Standarte und freies Geleit.

Salim schwankte. Blut floss an seinem Körper herunter und nährte die schwarze Erde, doch der soeben errungene Sieg und der Zorn, der ihn noch immer fest umklammert hielt, erfüllten ihn auch mit einem ungeahnten Hochgefühl. Er stieg langsam die zwei, drei Schritte zu der Standarte empor, ergriff den kühlen Schaft des Feldzeichens mit beiden Händen und riss ihn aus dem schwarzen Boden, der die Standarte nur widerwillig freigab.

»Salim!«

Er wandte sich wieder um und sah, wie die dunklen Gestalten auf Peri und die anderen Prätorianer vorrückten. »Freies Geleit!«, grollte er und spürte, dass er Blut spuckte. »Ihr habt es versprochen! Ich bin der Stärkere, in Ras'Raghs Namen! Ich habe Euch bezwungen!«

Freies Geleit für den Stärksten. Nun klang die Stimme fast höhnisch. *So war es vereinbart, und Ihr seid der Stärkste. Wir dagegen fordern den Rest. Es dürstet uns nach frischem Blut.*

Salim zögerte, während die finsteren Gestalten ihre Waffen hoben. Mühsam parierten seine Leute den ersten Ansturm an

kraftvollen Hieben. Peri wehrte sich verzweifelt gegen zwei Gegner, die sie mit Schwert und Speer traktierten.

Er trat zu dem Centurio, zog seinen Zweihänder aus dessen Leib und sah noch einmal zu seinen Prätorianern. Schon gingen die ersten zu Boden, Peri wurde unter den Hieben ihrer Gegner fast umgeworfen, wehrte sich aber weiterhin verbissen. Langsam wandte er sich ab, die Standarte in der einen, Ingrasîl in der anderen Hand.

»Salim«, ertönte hinter ihm Peris helle Stimme. »Hilf mir!«

Salim verharrte.

»Salim!«

Er starrte das Feldzeichen in seiner Linken an, dann das Schwert in seiner Rechten. Der Schaft der Standarte war eiskalt, seine Haut schien an ihm festzukleben. Die Standarte war jedoch leichter, als sie aussah, und ließ sich problemlos mit einer Hand tragen. Der lederumwickelte Griff Ingrâsils war warm, die Waffe aber schwer. Sollte er wirklich alles, was er soeben mühsam errungen hatte, wieder auf das Spiel setzen? Hinter ihm hörte er die erstickten Schreie Peris. Sie hatte ihm immer beigestanden, auch wenn er bis heute nicht wirklich verstand, wieso. Peri hatte sich niemals von ihm abschrecken lassen, obwohl er sie nie an sich heranließ. Er musste aber auch an ihre bohrende Fragen denken – was hatte es sie zu interessieren, ob er die Kaiserin für eine Göttin hielt? –, und wie sie sich in Sylla angemaßt hatte, ihn zu belehren. War er auf sich allein gestellt nicht ohnehin besser dran? Wenn er jetzt Schwäche zeigte, würde er dies später nicht wieder bereuen?

»*Salim!*«

Er knurrte wütend und spuckte Blut in den Morast. Dann hob er die Standarte und stieß sie zurück in den schwarzen Boden. Sein Schwert mit beiden Händen fest gepackt, wandte er sich wieder um.

Baduar machte sich ernsthaft Sorgen um Raul. Fünf Tage waren seit dem Fest der Freuden vergangen, fünf Tage, seit die Delegation der Kaiserin Gareth wieder verlassen und sowohl die üppigen Steuereinnahmen als auch die Prinzessin mitgenommen hatte. Raul hatte kaum ein Wort gesprochen, nachdem sie von der Feste zurückgekehrt waren. Auch jetzt saß er regungslos am Tisch seiner Wohnung, einen Becher mit Wein vor sich, den er allerdings nicht angerührt hatte, und starrte ins Leere.

Baduar beobachtete, wie Lutisana an den Tisch trat. Sie trug ein Langschwert in der Hand. »Wenn du mich fragst«, begann sie behutsam, »kannst du es besser treffen als eine eitle, arrogante Prinzessin, die keinen Schritt ohne ihre Diener tun kann.«

Raul sah auf und blickte sie schweigend an.

»Wenn ich eine Ablenkung brauche«, fuhr Lutisana hastig fort, »mache ich einige Waffenübungen. Was meinst du? Nimm deinen Szimitar, und wir kreuzen die Klingen. Danach wird es dir sicher besser gehen.«

Raul schüttelte den Kopf. »Vielleicht später, Lutisana.« Er starrte weiter ins Leere. Die junge Frau setzte zu einer Erwiderung an, doch dann schüttelte sie nur resignierend den Kopf und verließ mit gesenktem Kopf den Raum.

Es war beileibe nicht das erste Mal, dass Raul sich in eine Frau verguckt hatte. Für gewöhnlich verstand es der liebenswürdige und wortgewandte Tulamide ausgezeichnet, Frauenherzen für sich zu gewinnen. Baduar hatte deshalb auch angenommen, dass seine Begeisterung für die schöne Prinzessin wieder abnahm, wenn nur etwas Zeit vergehen und Raul auf andere Gedanken kommen würde. Doch jetzt war er sich nicht mehr so sicher.

In Gareth dagegen ging alles wieder seinen normalen Gang. Die Stadt hatte nach dem Abzug der Bospraner aufgeatmet, und doch hatte die Delegation ihr Ziel erreicht: Gareth war

nachdrücklich daran erinnert worden, wer das Sagen hatte. Zwar murrte man über die drastische Erhöhung der Steuern, die meisten waren aber froh, dass es nicht schlimmer gekommen war. Einige schienen auch immer noch dem Gerücht Glauben zu schenken, die Kaiserin wäre persönlich anwesend gewesen. Raul war vermutlich der einzige Garether, der den Bosparanern ernsthaft nachtrauerte.

Baduar vertrat denselben Standpunkt wie Lutisana, was Vallusa anging. Er wollte sich ganz sicher nicht einmischen, inzwischen wünschte er sich aber wirklich, Raul würde Lutisana nur ein einziges Mal genauer ansehen. Er trat näher und räusperte sich: »Einige alte Kameraden aus der Garde wollen sich heute auf ein Bier in Labenkamps Taverne treffen. Schließt du dich uns an?«

Raul schüttelte stumm den Kopf.

»Dann also nicht.« Baduar nickte. »Ich wollte mich ohnehin zum Rondra-Tempel begeben und dem Göttinnendienst beiwohnen. Schwester Racalla wird heute die Andacht leiten. Sie ist etwas weniger engstirnig als Hochwürden Timus und hat eine mitreißende Stimme, ihre Predigten sind immer ein Erlebnis. Vielleicht möchtest du mitkommen?«

Raul schüttelte erneut den Kopf. Baduar wollte schon einen weiteren Versuch unternehmen, als ihm plötzlich etwas auffiel. »Einer deiner Armreife fehlt«, erkundigte er sich verwundert. »Sag nicht, du hast ihn verloren!«

Der Tulamide antwortete nicht. Er schaute auf seinen vollen Weinbecher hinunter, als würde er diesen erst jetzt bemerken, nahm einen Schluck und setzte den Becher dann langsam wieder ab. Danach wandte er den Kopf und blickte Baduar nun geradewegs an: »Erinnerst du dich noch an die Geschichte von Dalchim al'Fessir und Prinzessin Djadulea?«

Baduar nickte, er erinnerte sich gut, auch wenn bereits zwei Jahre vergangen waren, seit Raul ihm die Geschichte auf ihrer gemeinsamen Reise nach Gareth erzählt hatte.

»Und dass Dalchim viele Wochen und Monde unterwegs war, bis er den Turm erreichte, in dem Djadulea gefangen war? Dass er viele tödliche Fallen überwand, den Drachen überlistete und schließlich

die liebliche Prinzessin aus ihrem Gefängnis befreien konnte, ganz so, wie er es sich geschworen hatte, nachdem er sie das erste Mal gesehen hatte, bevor der Drache Djadulea wieder entführte?«

Baduar runzelte die Stirn. »Was willst du damit …« Dann verstand er. »*Nein*«, erklärte er mit fester Stimme.

Raul sah ihn amüsiert an. »Nein?«

»Nein«, bestätigte Baduar. »Ich gestatte es nicht.«

»Du *gestattest* es nicht?«

»Nein.«

»Und warum nicht?«

Baduar blickte Raul direkt an. »Weil die Zitadelle der Horaskaiser nicht die Feste von Gareth ist. Wir sprechen hier nicht von einer Handvoll Legionäre und einer einzelnen Mauer, die überwunden werden muss. Der Palast wird von Dutzenden, nein, Hunderten von Palastwachen und Prätorianern geschützt, von Fallen, Dämonen, und wer-weiß-was-noch. In der Götter Namen, die Kaiserin lebt dort! Glaubst du wirklich, dass jemand auch nur einen Fuß in den Palast setzen kann, ohne dass dies sofort bemerkt wird?«

»Dann hat es also schon einmal jemand versucht?«, erkundigte sich Raul.

»Was? Ich weiß nicht. Nein.«

»Nun, dann kannst du auch nicht mit vollkommener Gewissheit sagen, dass es nicht machbar ist«, erklärte Raul. Er stand auf, holte seinen Tuchbeutel aus dem Schrank und warf ihn auf den Tisch. Dann kramte er seinen Wasserschlauch hervor.

»Aber …«, begann Baduar auf der Suche nach einem neuen Argument und stockte wieder. Dann fiel ihm eines ein, das Raul nicht ignorieren konnte. »Sie hat dich abgewiesen! Sie wollte dich nicht!«

»Aber nur, um die Stadt zu schützen«, erwiderte der Tulamide ruhig. »Nicht, weil sie von mir nicht angetan war, sondern weil sie ein gutes Herz hat.«

Stumm beobachtete Baduar, wie Raul weiter seine Habseligkeiten zusammensuchte. »Ich komme nicht mit«, erklärte er dann nachdrücklich.

Raul nickte verständnisvoll. »Das ist wahrscheinlich auch besser so. Es ist viel zu gefährlich, und ich könnte niemals verlangen, dass du dich für mich in eine solch große Gefahr begibst.«

Baduar konnte es einfach nicht fassen. »Aber du warst noch nie in Bosparan!«, ereiferte er sich händeringend. »Ohne mich würdest du dich dort nicht zurechtfinden. In der Zwölfe Namen, du bist Tulamide!«

Raul zuckte mit den Schultern. »Es wird schon gehen. Bevor wir uns kennengelernt haben, habe ich mich auch ganz gut zurechtgefunden.«

»Und es ist mir bis heute ein Rätsel, wie.« Baduar schlug die Hände vor das Gesicht. »Du bist dir wirklich sicher? Eine Prinzessin? *Diese* Prinzessin?«

Raul klopfte ihm lächelnd auf die Schulter: »Ich bin mir so sicher wie noch nie zuvor in meinem Leben, Habibi.«

Baduar seufzte sehr lange und sehr tief. Dann stand er wortlos auf und suchte nach seinem Rucksack. Als er Hagrondriar von seinem Haken an der Wand nahm, bemerkte er, dass der Tulamide ihn lächelnd und offenbar ehrlich berührt ansah. Baduar zeigte drohend mit dem Finger auf ihn: »Kein Wort!«

Raul wehrte sofort ab. »Ich sage doch gar nichts.«

Lutisana trat durch die Hintertür herein und bemerkte, dass die beiden Männer ihre Sachen packten. Ihr Gesicht hellte sich auf: »Es geht wieder los? Wir brechen auf?«

Die beiden blickten sich kurz an. Dann wandte sich Baduar Lutisana zu. »Ja, aber diesmal ohne dich«, erklärte er vorsichtig.

Sie schaute von ihm zu Raul und wieder zurück. »Aber ihr nehmt mich immer mit. Wohin wollt ihr?«

Baduar seufzte. »Nach Bosparan. Um einen Drachen zu überlisten und Rauls Prinzessin aus ihrem Turm zu erretten.«

»Was?« Lutisana sah fassungslos zu Raul. Sie schien nach Worten zu suchen. Dann wandte sie sich wieder an Baduar. »Aber ihr müsst mich mitnehmen«, drängte sie erneut, »meine Ausbildung ist noch nicht abgeschlossen.«

Er legte ihr die Hand auf die Schulter. »Diesmal nicht. Außerdem kann ich dir schon lange nichts mehr beibringen.«

Er lächelte. »Es sieht so aus, als ob deine Ausbildung hiermit beendet ist.«

Verzweiflung zeigte sich auf ihrem Gesicht. »Das stimmt nicht, ich habe noch so viel zu lernen. Raul?« Sie wandte sich dem Tulamiden zu, der sogleich abwehrend die Hände hob. »Das ist ganz und gar Baduars Entscheidung, nicht meine«, erklärte er.

Lutisana wandte sich wieder an Baduar, der gerade Hagrondriar zur Hand nahm und die Schärfe der Klinge prüfte. »Bitte, Baduar«, versuchte sie es noch einmal.

Er lächelte sie an. »Jetzt erinnerst du mich wieder an das kleine Bauernmädchen aus Kullbach, das zu stur ist, um sich von einer Übermacht Goblins erschlagen zu lassen. Komm schon ...« Er hob sein Schwert und tippte ihr mit der Spitze auf die Schulter. »Du bist hiermit offiziell am Ende deiner Ausbildung angekommen und eine Kämpferin von eigenen Gnaden. Ich bin mir sicher, dass die Herrin Rondra sehr stolz auf dich ist.«

Lutisana senkte den Kopf.

»Du kannst natürlich weiter hier wohnen, solange wir fort sind«, warf Raul ein.

»Und sollten wir nicht zurückkehren«, ergänzte Baduar mit einem Seitenblick auf den Tulamiden, »gehört alles hier dir.«

Lutisana sah Raul lange an, der nun allerbester Laune war und in die Küche ging, um Proviant zusammenzusuchen. Dann drehte sie sich abrupt auf dem Absatz herum und eilte hinaus.

»Sie hat es ganz gefasst aufgenommen, oder?«, meinte Raul, während er einen Leib Brot einpackte. Baduar seufzte.

Vallusa wollte allein sein und suchte nach der Rückkehr in den Horaspalast gleich ihre Gemächer auf. Die Erlebnisse in Gareth ließen sie nicht mehr in Ruhe und verfolgten sie bis nach Bosparan. Sie scheuchte ihre Dienerinnen fort, und als sie endlich alleine war, trat sie ans Fenster. Ihre Gemächer lagen hoch oben im Horaspalast, vor ihr ragten die unbezwingbaren Mauerringe und Wehrtürme der Zitadelle empor. Sie schloss die Augen und atmete tief durch.

Die Tür öffnete sich. Vallusa wandte sich um. »Ich sagte doch, ich möchte …« Sie brach ab, als sie sah, wer eingetreten war.

Hela bedeutete ihrem Gefolge mit einem Wink, den Raum zu verlassen, dann ließ sie sich auf dem Bett nieder. Sie trug ein langes Kleid aus glänzender dunkelblauer Seide und strahlte über das ganze Gesicht. »Vallusa, Liebste«, begann sie, »warum hast du mich nicht gleich nach deiner Ankunft aufgesucht?« Sie winkte die Prinzessin herbei. Vallusa setzte sich zu Hela, die die Jüngere sofort umarmte und an sich drückte.

»Ich bin noch sehr müde von der Reise«, erwiderte Vallusa leise, »und ich brauche etwas Ruhe.«

Hela ging gar nicht darauf ein. »Ich muss alles über deine Reise erfahren! Ich habe auch ganz wunderbare Neuigkeiten, ganz große Dinge stehen bevor, du wirst begeistert sein und dich für mich freuen …«

Vallusa hatte die Paraden und Feiern in der Stadt bemerkt, als ihre Sänfte zum Palast hinaufgetragen wurde, ihnen aber kaum Beachtung geschenkt.

Hela schüttelte den Kopf. »Aber was rede ich denn da? Heute ist dein Tag, der Tag, an dem meine Vallusa von ihrer ersten großen Reise zurückgekehrt ist. Haben sie dich respektiert? Du hast dir hoffentlich keine Blöße gegeben?«

Vallusa musste daran denken, wie sie im Nachtgewand und mit nackten Füßen auf dem Dach der Feste von Gareth stand.

»Aber natürlich hast du das nicht«, fuhr Hela fort, ohne eine Antwort abzuwarten. »Al'Thona hat mir bereits Bericht erstattet. Du hast beschlossen, einige Tage länger zu bleiben, nicht war, Liebste? Der Tribun war nicht erfreut.«

Vallusa nickte schicksalsergeben, doch Hela schlang lachend die Arme um sie und drückte sie ein weiteres Mal fest an sich. »Ganz wunderbar!«, rief sie aus. »Du weißt schon jetzt, wie man mit Untergebenen zu reden hat, wie es einer wahren Kaiserin würdig ist.«

Hela musterte Vallusas Gesicht und strich ihr eine blonde Strähne aus dem Gesicht. »Wir waren noch nie so lange Zeit getrennt, nicht wahr? Du bist wirklich nicht mehr das kleine Mädchen, das ich damals aufgenommen habe, Vallusa.«

Die Prinzessin musste unwillkürlich lächeln und senkte den Blick. Wieder einmal kam ihr Raul in den Sinn. Das Gespräch, das sie auf dem Dach der Feste geführt hatten, über das Schicksal ihrer Familien, beherrschte noch immer ihre Gedanken. Raul hatte seine Eltern auf Helas Anordnung hin verloren. Und sie …

Vallusa wandte sich an Hela: »Ich bin dir sehr dankbar, dass du mich nach Gareth geschickt hast …«

»Ich wusste, dass du so weit bist.« Die Ältere lachte und ergriff ihre Hand. »Wusstest du, dass in Gareth das Gerücht umgeht, ich selbst wäre in der Delegation gewesen?«

Sie nickte. »Ja, aber das ist nicht das, was ich …«

»All die Jahre an meiner Seite haben sich bewährt«, fuhr Hela fort, »du hast wahrlich all meine Erwartungen erfüllt. Ich bin sehr stolz auf dich, Vallusa.«

»Ich danke dir. Nur …«

»Vielleicht sollten wir es die Luminifacti verkünden lassen?«, überlegte Hela. »Der 7. Praios würde so noch glanzvoller werden. Ich stelle es mir überaus glanzvoll vor: wir beide, Seite an Seite …«

»Ich bin in Gareth jemandem begegnet«, stieß Vallusa hervor.

»Was?« Hela runzelte die Stirn, dann schüttelte sie den Kopf, ihre Mundwinkel zuckten. »Du meinst den Stadmeister? Einen der Stadträte?«

»Nein«, Vallusa sah Hela fest in die Augen, »einen Mann, ich meine: einen Verehrer.«

Hela lächelte. »Sicher doch, deren gibt es viele. Mich wundert es eher, dass sich dir nur ein einziger genähert hat. Was ist er? Ein Baron? Nein, warte, meine schöne Vallusa wird sicherlich von Herzogen und Praefecten umworben. Du hast ihn hoffentlich in die Schranken gewiesen, Liebes? Seltsam, al'Thona hat ihn mit keinem Wort erwähnt ...«

»Richtig, denn er weiß nichts davon.« Sie spürte, dass ihre Wangen heiß wurden. »Er ist jedoch kein Baron, kein Adliger, sondern ein Krieger, ein großer Abenteurer.«

»Ein ...« Helas Lächeln erstarrte auf ihrem Gesicht. »Wer ist er? Wie lautet sein Name?«

»Sein Name ist unwichtig.«

»Ein dahergelaufener ...«

»Er ist kein ›Dahergelaufener‹«, unterbrach Vallusa die Ältere mit lauter Stimme. Sie verstummte wieder, als ihr bewusst wurde, was sie gerade getan hatte.

Hela starrte die Prinzessin mit großen Augen an. Als sie wieder sprach, war jede Wärme aus ihrer Stimme gewichen: »Nun gut. Was deine neuen Pflichten hier angeht, wenn du mein Erbe antrittst ...«

»Wer sagt, dass ich das möchte?«, unterbrach Vallusa Hela zum zweiten Mal in ihrem Leben. »Du hast mich nie gefragt.«

Hela öffnete den Mund, es kam aber kein Laut über ihre Lippen.

Vallusa spürte, dass ihre Hände zitterten. »Er hat mich dazu gebracht, über meine Eltern nachzudenken. Warum willst du mir nicht sagen, wie meine Mutter und mein Vater gestorben sind? Was verschweigst du mir?«

Hela schloss die Augen und rang sich ein Lächeln ab. »Ich sagte dir doch, es war ein Unfall. Aber es spielt keine Rolle, wie ...«

Diesmal schrie Vallusa die Worte heraus: »Für mich spielt es ein Rolle! Niemand will mir eine Antwort geben, nicht meine Lehrer, und du ebenfalls nicht. Warum verschweigst du mir die Wahrheit? Warum belügst du mich?«

Helas Augen weiteten sich. Hastig sprang sie vom Bett auf, sie rang die Hände, ging einmal auf und ab und setzte dabei mehrfach an zu sprechen, brachte aber kein Wort hervor. Dann wandte sie sich wieder Vallusa zu.

»Du dummes Ding«, zischte sie plötzlich, »wie kannst du es nur wagen, dich deiner Kaiserin gegenüber so ungebührlich zu verhalten? Weißt du nicht, wen du vor dir hast?« Sie zitterte, bebte geradezu am ganzen Körper: »Ich gebe dir ein Zuhause, schenke dir meine Freundschaft, mein Vertrauen, und so dankst du es mir?«

Vallusa starrte die Kaiserin an, die bedrohlich über ihr aufragte. Sie spürte den heftigen Drang, sich zu verteidigen – Hela selbst hatte ihr schließlich beigebracht, stark zu sein und niemals ihren Stolz zu vergessen. Doch dieses Gefühl verschwand sofort wieder und wurde von einem anderen, noch nachdrücklicheren ersetzt: Angst. Ein stechender Geruch drang in ihre Nase, wie eine ferne, längst vergangene Erinnerung, ein Geruch, der unmissverständlich war. Hela ragte immer noch vor ihr auf, das schöne Gesicht zu einer Maske des Zorns verzogen. Sie wurde noch wütender, als Vallusa keinerlei Anstalten machte zu antworten. Sie hob die Hände zum Gesicht, und dann …

Der Schlag war so heftig, dass Vallusa auf das Bett zurückgeworfen wurde. Ihre Wange brannte, doch schlimmer als der Schmerz war die Überraschung, der Schock, als ihr bewusst wurde, was gerade geschehen war. Ängstlich sah sie zu der Kaiserin auf, die sie von oben herab anfunkelte, sich dann aber abrupt abwandte. Auf halbem Weg zur Tür drehte sie sich noch einmal um. Einen Augenblick lang sah es so aus, als wollte Hela noch etwas sagen, als würde sie nach den passenden Worten suchen. Doch sie wirbelte wieder herum und verließ den Raum.

Vallusa ließ sich kraftlos auf das Bett sinken. Ihre Wange brannte wie Feuer, und sie hatte noch immer jenen stechenden Geruch in der Nase, den Gestank von Brand und Tod. Ein Bild zog vor ihren Augen vorbei, das schöne Gesicht der Kaiserin, von Wut verzerrt, hoch über ihr aufragend und von flackerndem Flammenschein in ein rotes Licht getaucht. Ferne Geräusche, so schwach und leise,

dass sie sie kaum vernahm, stahlen sich in ihre Erinnerung: das Rauschen von Flammen, verzweifelte Schreie …

Sie tastete nach dem gravierten silbernen Armreif, den sie versteckt unter ihrem Kleid am Handgelenk trug. Sie nahm ihn ab und betrachtete ihn lange. Nun kämpfte sie nicht mehr gegen den Schmerz an, ihre Augen begannen sich mit Tränen zu füllen.

Raul hob sein Schwert: »Fürchtet euch nicht, brave Bürger von Gareth! Der Gegner mag uns weit überlegen sein, doch die Götter sind mit uns!«

Er wandte sich ab. »Aha!«, rief er dann aus. »Dort kommen sie!« Mit großer Geste deutete er in die Richtung, die er meinte. »Die götzendienenden, blutsaufenden, schwarzbepelzten Bestien!«

Er nahm Kampfhaltung an, und tatsächlich trat ihm nun ein furchtbar anzuschauender Ork entgegen. Dieser gab ein kehliges Grunzen von sich und schüttelte wütend sein gezacktes Schwert. »Raul der Große!«, stieß er hervor. »Ich werde Euer Blut trinken und die Bürger der Stadt Gareth erschlagen!«

Schon entbrannte ein wilder Kampf zwischen den beiden Kontrahenten. Baduar verschluckte sich an seinem Wein und schlug sich auf die Schenkel. Prustend brach er in Lachen aus, sein ganzer Körper schüttelte sich, und er wäre beinahe vom Stuhl gefallen.

Raul konnte die Erheiterung seines Kameraden ja durchaus nachfühlen, ihm war aber nicht so sehr nach Lachen zumute. Um dennoch gute Miene zum bösen Spiel zu machen, stieß er Baduar an. »Ein wenig mehr Ernsthaftigkeit, bitte«, erklärte er. »Ich kämpfe um mein Leben!«

Er deutete wieder auf die Bühne, die die reisende Theatertruppe auf dem Markt des kleinen almadanischen Örtchens errichtet hatte. Die Bretter, auf denen die Schauspieler herumsprangen, bogen sich zwar bedenklich, und der Hintergrund, ein großes, bemaltes Leinentuch, verriet nur dank der hauptsächlich verwendeten Farbe – es war Grün –, dass die derzeitige Szene in einem Wald spielte, dennoch musste Raul eingestehen, dass die Truppe sich außerordentlich viel Mühe gab.

›Raul‹ war auf der Bühne inzwischen in ein heftiges Gefecht mit gleich zwei ›Orks‹ verstrickt. Der Zweite hatte sich unter den

empörten Rufen der Menge von hinten an ihn herangeschlichen. Aber natürlich hatte ›Raul‹ ihn noch rechtzeitig bemerkt – der echte Raul wäre ansonsten auch beleidigt gewesen. Die ›Orks‹ waren als solche erkenntlich, weil sie schwarze Fellfetzen am Leib trugen, geduckt umherliefen und bisweilen wild in die Zuschauermenge stierten. ›Raul‹ trug einen Wappenrock in den Farben Gareths und war natürlich gleich als Held des Stücks zu erkennen, weil er stets mit hoch erhobenem Haupt zu den Zuschauern sprach. Baduar johlte, als der Bühnen-Raul einen seiner Gegner mit großer Geste niederstreckte. Die kleine Menschenmenge war fast genauso begeistert wie er.

Es war Mittag´, und die Sonne brannte heiß vom wolkenlosen Himmel herab. Raul und Baduar hatten Zuflucht in einer kleinen Taverne am Marktplatz des Ortes gefunden, der den Namen Brig-Lo trug. Das idyllische Städtchen lag direkt am Yaquir, den Raul sogar von der Taverne aus zwischen den Häusern hindurch sehen konnte. Die blauen Fluten des Stroms glitzerten in der Sonne, ab und an zog ein flinker Flusssegler vorbei, oder ein schwerer Treidelkahn wurde von einem Ochsengespann stromaufwärts gezogen.

Raul und Baduar waren nicht die Einzigen, die die unerträglich heiße Mittagszeit lieber im Schatten verbrachten, und als Raul die Bühne bemerkt hatte, war er sogleich neugierig geworden. Als die Schauspieler dann den Namen ihres Stücks ausriefen, war seine Begeisterung jedoch genauso schnell wieder geschwunden.

›Raul‹ bezwang nun endlich seinen letzten Gegner. Als der Applaus der Zuschauer verstummt war, wandte er sich erhobenen Hauptes an die Zuschauer: »Zwei mal tausend Schwarzbepelzte rangen wir nieder, ich und mein tapferes Heer von hundert. Doch Gareth – stolzes Gareth! – ist nun frei! Hier stehe ich als Sieger, ich – Raul der Große! Nun ist es vollbracht, doch die Götter haben mich bereits zu neuen, größeren Taten ausersehen.«

Raul starrte den Schauspieler zweifelnd an, dieser fuhr jedoch unbeirrt fort.

»Ich ziehe nun weiter, streite mit dem Schwert in der Hand gegen Tyrannei und Unterdrückung, um für diejenigen zu kämp-

fen, die zu schwach sind. Um für diejenigen einzustehen, die sich nicht alleine wehren können. Gepriesen seien die Zwölfe, das Reich und Ihre Kaiserliche Majestät, Hela-Horas!« Er verneigte sich schwungvoll.

Die Menge jubelte, und Baduar sprang so abrupt auf, dass er dabei seinen Stuhl zu Boden stieß: »Bravo! Bravo!« Baduar klatschte wild und bedeutete Raul, sich ihm anzuschliessen. Er stand auf, zwang sich zu lächeln und applaudierte.

In der vergangenen halben Stunde hatte er miterleben müssen, wie sich Raul der Große in Gareth aus ärmlichsten Verhältnissen hochgearbeitet, dann die Liebe einer schönen Maid errungen, sein altes Mütterchen durch den Überfall einiger grausamer Orks verloren und schließlich einen genauso beeindruckenden wie langatmigen Racheeid geschworen hatte.

Baduar ließ sich wieder auf seinen Stuhl fallen und wischte sich das tränenfeuchte Gesicht ab. »Ich bin wirklich überwältigt. Und als ›Raul‹ heimlich in das Lager der Schwarzpelze schlich, um seine Geliebte zu erretten, ich schwöre es dir, mein Herz ist fast stehen geblieben vor Aufregung.«

Er wandte sich an einen Gast, der am Nebentisch saß und das Schauspiel interessiert verfolgt hatte. Offenbar handelte es sich um einen Reisenden aus dem Lieblichen Feld: »Sagt, guter Mann, hattet Ihr vorher schon von diesem Heroen gehört, Raul dem Großen?«

Der Angesprochene nickte. »O ja, er ist ein großer Held in Gareth und im Norden, nicht wahr?«

»Und wisst Ihr, wie er aussieht?«

Der Liebfelder deutete auf die Bühne, wo sich die Schauspieler immer noch verbeugten. »Ihr seht es doch: ein wahrer Recke, groß, mit blondem Haar, wie Garether eben ausschauen.«

»Ich danke Euch.« Baduar wandte sich wieder zu Raul und grinste ihn breit an.

»Sieh es halt so«, meinte Raul ungerührt, »ich muss zumindest nicht befürchten, in Bosparan erkannt zu werden.« Er wandte sich nun ebenfalls an den Reisenden: »Verzeiht, Effendi. Seid Ihr aus dem Lieblichen Feld angereist?«

»Allerdings«, erwiderte dieser. »Seid Ihr auf dem Weg nach Bosparan? Für die Feierlichkeiten?«

»Feierlichkeiten?«, wiederholte Raul. »Welche Feiern?«

Die Begeisterung des Liebfelders war nun offenkundig: »Die Schöne Kaiserin hat Feiern angeordnet, die drei Monde andauern sollen. Ich bedaure es, dass mich meine Geschäfte nach Almada führen, gerne hätte ich den Festlichkeiten weiterbeigewohnt. Es gibt Paraden, Rennen und Gladiatorenspiele …«

»Gibt es denn einen Anlass für die Feiern?«

»Keinen, von dem ich wüsste«, erwiderte der Liebfelder, »das wird Euch wohl nur die Horas beantworten können. Die Festlichkeiten werden aber noch bis zum 7. Praios andauern. Wenn Ihr auf dem Weg nach Bosparan seid, steht Euch also etwas ganz Großes bevor.«

»Habt Dank, Effendi.« Er nickte dem Mann zu und warf Baduar einen vielsagenden Blick zu.

Salim marschierte, seinen Helm unter den Arm geklemmt, durch den lichtdurchfluteten Säulengang, der zum Ratssaal führte. Das große, doppelflügelige Tor war geschlossen, zwei Palastwachen warteten dort auf ihn. Peri stand nahebei.

»Sind alle da?«

»Ja.« Die Centurja wich seinem Blick aus. »Ist sie nun unterwegs?«

Er nickte langsam. »Ihre *Besprechung* mit Rashid hat länger gedauert als üblich …«

Salim wandte sich um. Am Ende des Ganges bogen bereits seine Prätorianer um die Ecke, ihre Schritte hallten von den Wänden wider. Mit einem Seitenblick auf die reglosen Palastwachen beugte er sich zu Peri vor: »Sind deine Wunden inzwischen verheilt?«

Sie warf ihm unter ihrem Helm einen kurzen Blick zu. »Es ist nicht der Rede wert.«

»Du hast kaum mit mir gesprochen, seit wir Gareth verlassen haben.«

Peri schaute an ihm vorbei, die Prätorianer waren aber noch immer nicht bei ihnen angekommen. »Du sagtest es doch gerade selbst: Ich war schwer verletzt«, erwiderte sie dann knapp.

Salim nickte. »Du musst nicht glauben, dass mein Zögern in jener Nacht, in der Brache, irgendetwas damit zu tun hat, dass ich dich nicht zu schätzen …«

»Sie sind hier, Tribun«, unterbrach ihn Peri und nahm Haltung an. Die Prätorianer verharrten und erwarteten seinen Befehl. Er warf Peri einen langen Blick zu, dann setzte er seinen Helm auf und nickte den Wachen zu. Die beiden zogen das Tor auf, und Salim führte die Prätorianer in den Saal. Seine Leute, zwei Dutzend an der Zahl, begannen rundum Aufstellung zu nehmen, er selbst blieb gleich neben der Tür stehen. Die Anwesenden hatten sich erhoben, als das Tor geöffnet worden war, und sahen nun

erstaunt zu den Prätorianern, die sie mit unbewegten Gesichtern passierten.

Salim hatte auf den Überraschungsmoment gehofft, und sein Wunsch sollte sich nun erfüllen. Die Kaiserin hatte ihn beauftragt, Abweichler unter den Priestern und Offizieren, die mit ihren Plänen möglicherweise nicht einverstanden waren, zu identifizieren und ihr nach der Sitzung Bericht zu erstatten.

Er beobachtete die Anwesenden genau. Die noch recht junge Legatin der Legion *Triumphalis*, Arvilla von Silas, die einer alteingesessenen Adelsfamilie des Lieblichen Felds entstammte, hatte lediglich die Augenbrauen hochgezogen und verfolgte den Einmarsch mit unbewegtem Gesicht. Der kahlköpfige Rondricus Zertoba, Legat der *Murak-Horas*-Legion, war ein Veteran alter Schule und ließ sich von den Prätorianern ebenfalls nicht beeindrucken. Salim bemerkte allerdings, dass er einen kurzen Blick mit Arvilla wechselte. Leonore vom Berg, die hünenhafte Tribunin des II. Regiments der Legion *Victrix*, die alle anderen Anwesenden überragte, hatte die Stirn gerunzelt und verfolgte mit ihren Blicken die einmarschierenden Prätorianer. Wie alle rondragläubigen Krieger hielt sie nicht viel davon, ihre Meinung zu verhehlen, was es einfacher machte, ihre Missbilligung zu erkennen. Schließlich warf sie Salim einen langen Blick zu, den dieser ungerührt erwiderte.

Die meisten anderen Offiziere sahen mit großen Augen den Soldaten zu. Zwei weitere Tribune wechselten leise Worte miteinander und schauten immer wieder aus den Augenwinkeln in seine Richtung. Rubellus dagegen, der derzeitige Geliebte der Göttin und somit höchster Geweihter der Rahja, schwitzte merklich, was ihm nicht gut zu Gesicht stand. Salim ignorierte ihn. Der blonde Priester mit den weichen Gesichtszügen war erst zu Beginn des Monats gewählt worden und würde, wie es in seiner Kirche üblich war, sein Amt nur ein Jahr lang ausüben. Seine Anwesenheit war eher symbolischer Natur, er besaß in diesem Rat keinen echten Einfluss. Auch der grauhaarige Viscio von Bethana, der Magister der Magister und höchster derischer Stellvertreter der weisen Göttin Hesinde, bereitete ihm keine Sorgen. Der alte

Mann mischte sich in der Regel nicht in Belange des Reichs ein, auch wenn er von allen respektiert und geachtet wurde.

Salim richtete sein Augenmerk nun aber auf die acht Männer und Frauen, die besonders exponierte Sitzplätze in der vordersten Reihe hatten. Sie alle trugen kostbares Ornat aus goldenem Brokat, hohe Tiaren und fünf glänzende Sphärenkugeln am Gürtel, auch diese aus dem praiosgefälligen Gold. Dies waren die Luminifacti, die Wahrer der Ordnung von Bosparan, die acht höchsten Geweihten des Götterfürsten Praios, die gemeinsam das Linke Szepter der Macht und damit die geistliche Herrschaft über Dere in ihren Händen hielten. Areus, der älteste von ihnen, musste wie immer von einem Novizen gestützt werden. Tiefe Falten durchzogen sein altersfleckiges Gesicht, sein dürrer Körper war gebeugt, doch die grauen Augen unter den buschigen weißen Brauen leuchteten noch immer wach und lebendig.

Quadan Karsidian und Lisetta von Sewamund, zwei Luminifacti, die erst vor wenigen Jahren von der Kaiserin in ihrem Amt bestätigt worden waren, blickten verunsichert drein. Doch dies war ihm nur recht. Es hätte ihn eher beunruhigt, wenn sie keine Angst gezeigt hätten. Ulana Corfaia dagegen war ein ganz anderer Fall: Die gebürtige Albernierin mit den langen rotblonden Locken, in denen sich vereinzelte graue Strähnen zeigten, sah den Prätorianern ungerührt entgegen und schien nicht im Mindesten beeindruckt zu sein. Sie war die einzige Wahrerin, die nicht aus dem Lieblichen Feld stammte. Priester aus den äußeren Provinzen hatten normalerweise kaum Aussicht, in ein derart hohes Kirchenamt berufen zu werden. Er versuchte, die Luminifacta einzuschätzen, konnte ihre Miene aber nicht deuten. Wie immer strahlte sie eine solch unerschütterliche Selbstsicherheit aus, wie sie nur die treusten Diener des Praios besaßen. Doch Corfaia war auch integer und für seinen Geschmack viel zu selbstbewusst im Angesicht der Kaiserin.

Als sich die Prätorianer auf den Saal verteilt hatten und wieder Ruhe einkehrte, trat der Haushofmeister der Horas ein. Der dumpfe Klang seines Zeremonienstabs hallte durch den Saal. »Ihre Horaskaiserliche Majestät Hela-Horas, Heliodana, Herrscherin

über das Dererund, Königin des Lieblichen Felds ...« Während der Haushofmeister die Titel der Kaiserin aufzählte, sanken die Anwesenden auf die Knie. Areus musste sich auch dabei helfen lassen. Salim, der wie seine Prätorianer diese Geste der Ehrerbietung nicht ausführen musste, beobachtete genau, wer wie schnell niedersank und wie bereitwillig den Kopf senkte. Ulana war unter den Letzten, die sich beugten.

Dann trat die Kaiserin ein. Sie trug ein fließendes, leuchtend goldenes Kleid, die hohe Horaskrone mit den blitzenden Edelsteinen auf dem Haupt und aufwendiges goldenes Geschmeide sowie goldene Reife an Hals, Armen und Handgelenken. Hinter ihr betrat eine Heerschar von Dienerinnen, Sklaven und Höflingen den Saal. Die Horas ließ sich Zeit auf dem Weg zu dem erhöht stehenden marmornen Thron, sodass die Anwesenden mit gebeugten Knien warten mussten, der greise Areus begann sogar merklich zu zittern. Schließlich ließ sich die Kaiserin nieder und bedeutete den Anwesenden, dass sie ihre Plätze einnehmen konnten.

Der Saal, in dem der Priesterrat zusammentraf, um die Horaskaiser zu beraten, wurde von einer hohen Kuppel gekrönt. Durch zahlreiche schmale Fenster fiel Licht in den hell erleuchteten Raum. Hinter dem Thron erhob sich eine gewaltige Marmorstatue der Kaiserin, die mit der Horaskrone dargestellt war und beinahe bis zur Decke reichte. In einem großen Halbrund um die Statue herum waren, geordnet nach ihrer Autorität, die Sitze der Hochgeweihten angeordnet, in der vordersten Reihe die Luminifacti. Die einflussreichsten und wichtigsten Heerführer des Reichs, vor allem Legaten, aber auch einige Tribune, nahmen auf einfachen Stühlen weit hinter den Geweihten Platz. Sie waren nur zu besonderen Anlässen geladen, wenn die Kaiserin Dinge zu besprechen hatte, die auch ihre bedeutendsten Generäle betraf. Heute gab es so einen Anlass.

Die Kaiserin bedeutete den Anwesenden mit einem kaum wahrnehmbaren Wink, dass die Sitzung beginnen konnte. Viscio von Bethana, der Magister der Magister, erhob sich, räusperte sich und brachte ein Anliegen seiner Kirche vor. Salim hörte kaum zu, es

drehte sich aber ohnehin nur darum, wertvolle Buchbestände aus Tempeln der Nordprovinzen in den Haupttempel der Kirche in Cuslicum zu überführen, da sie dort besser aufgehoben wären.

Er konnte von seinem Platz schräg hinter dem Thron alle Anwesenden gut ins Auge fassen. So sah er auch Peri, die auf der anderen Seite stand. Sie regte sich kaum, erwiderte auch seinen Blick nicht und schaute starr geradeaus.

Der monotone Redefluss des Hesinde-Priesters, der einfach nicht enden wollte, erfüllte den ganzen Raum, und selbst die anwesenden Hochgeweihten wirkten schon nach kurzer Zeit schläfrig. Die Kaiserin schaute den Magister der Magister nicht einmal an. Sie hatte den Kopf mit der schweren Horaskrone auf eine Hand gestützt und starrte auf einen großen funkelnden Rubin, den sie in der anderen Hand wog. Salim runzelte unwillkürlich die Stirn. Seine erste Begegnung mit der Kaiserin – vor einer Ewigkeit, so schien es ihm – kam ihm wieder in den Sinn. War dies etwa der Stern von Elem, jenes Kleinod aus dem Besitz des letzten Sultans der Tulamiden?

In diesem Moment unterbrach die Horas Viscos Rede mit einer unwilligen Geste. Der Geweihte verstummte sofort und sah die Kaiserin verwirrt an.

»Erhabene, Eminenzen«, erschallte ihre Stimme laut vernehmlich im Raum, »ich hoffe doch, Ihr habt über mein großes Anliegen nachgedacht?«

Betretenes Schweigen breitete sich im Raum aus. Viscio sank langsam auf seinen Sessel nieder, Rubellus bemühte sich, so auszusehen, als sei er nur zufällig hier und wisse gar nicht, was ihn hierher verschlagen hatte. Andere starrten auf die Pergamente vor ihnen, rutschten auf ihren Stühlen hin und her oder bemühten sich, möglichst wenig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Schließlich räusperte sich Ulana Corfaia und erhob sich. Sie blickte der Kaiserin ruhig entgegen.

»Die Konklave der Wahrer der Ordnung hat Euer Anliegen eingehendst beraten, Eure Kaiserliche Majestät«, begann Corfaia mit fester Stimme, »doch die Vorschriften und Gesetze sind eindeutig. Das Gesetz, das Euer Anliegen verbietet …«

»Ein so altes Gesetz kann unmöglich heute noch Geltung haben«, unterbrach die Kaiserin die Luminifacta und winkte unwirsch ab.

»Das Gesetz besteht«, mischte sich da eine andere Stimme ein, »und es ist ewig vor den Augen des Götterfürsten, es darf nicht missachtet werden.«

Salim sah überrascht zu Areus hinüber, der es gewagt hatte, der Horas so nachdrücklich zu widersprechen. Die Stimme des alten Mannes war so heiser, dass sie kaum weit genug trug, um alle Reihen zu erreichen, doch sie duldete keinen Widerspruch.

»Bedenkt die Konsequenzen«, fuhr er fort, »bedenkt, was letztes Mal geschah. Das Reich stand damals kurz vor dem Untergang, auf der Schwelle zur Vernichtung. Die Strafen Alverans kommen schnell, hart und gnadenlos auf die Menschen herab – auch auf ihre Herrscher. Das Gesetz besteht, es darf nicht gebrochen werden, um das Wohl des Reiches, das Wohl aller seiner Bürger willen.«

Die Horas fixierte den Luminifactus einige Momente lang mit zusammengekniffenen Augen. Der Alte begegnete ihrem Blick ohne Furcht. Die Anwesenden hielten gespannt den Atem an.

»Was ist mit meinem anderen Anliegen?«, wandte sie sich dann wieder an den Saal. »Habt Ihr Euch darüber beraten, wessen Hände die Szepter der Macht fortan tragen werden, Eminenzen?«

Nun wurden die Wahrer der Ordnung sichtbar unruhiger. Die acht Männer und Frauen wechselten Blicke miteinander. Immer wieder huschten ihre Augen auch zu den Prätorianern, die rundum Aufstellung genommen hatten. Selbst Areus und Ulana rangen mit sich.

»Eure Kaiserliche Majestät«, ergriff schließlich wieder Ulana Corfaia für die Gruppe das Wort, »der Beschluss, die Szepter zu trennen, wurde damals, in den Dunklen Zeiten, sicher nicht leichtfertig gefällt. Der blutige Fran war …«

»Nennt ihn bei seinem Namen, Eminenz«, unterbrach die Kaiserin scharf die Rede der Geweihten, ihre Augen richteten sich auf Corfaia, »Ihr sprecht von einem Horas. Ich will diesen Beinamen nie wieder hören!«

Die Angesprochene verneigte sich tief, und ihre Stimme war nun wesentlich leiser und zögerlicher: »Ich erbitte Eure Verzeihung, Eure Kaiserliche Majestät.«

Die Horas bedeutete ihr fortzufahren.

»Als nach dem Hinscheiden Seiner Kaiserlichen Majestät Fran-Horas beschlossen wurde, das Linke und das Rechte Szepter zu trennen«, nahm Corfaia ihre Rede wieder auf, »geschah dies aus gutem Grund. Eine derartige Machtfülle in den Händen eines einzelnen Menschen zu vereinen, sollte nach dem Willen Eurer Vorfahren nie wieder geschehen. Seitdem hat niemand mehr danach gestrebt, die Szepter wieder zu vereinen. Selbst der erleuchtete Silem-Horas war Heliodan allein dem Titel nach. Selbst er hat niemals nach der Weihe gestrebt.«

»Die Zeiten haben sich geändert«, erwiderte die Kaiserin sofort. »Schaut nur, was jenseits der Mauern Eures Tempels geschieht, Eminenz: Dies sind nicht die Dunklen Zeiten, dies ist das neue, strahlende Zeitalter der Ordnung, das ich, Hela-Horas, Kaiserin von göttlichem Blute, den Menschen Aventuriens gebracht habe. Doch glaubt nicht, dass ich Euch aus reinem Machtstreben darum gebeten habe, meine Anliegen zu erwägen.« Die Horas hatte sich auf ihrem Thron vorgebeugt, sie redete nun immer schneller. »Ich habe die Stimme der Bürger dieses Reich gehört, die ihre Herrscherin lieben und verehren, wie sie sonst nur die Zwölfe lieben und verehren, vielleicht sogar noch mehr ...« Salim bemerkte einen fiebrigen Glanz in den Augen der Kaiserin, die Hand hatte sie fest um den Rubin geballt. »Die Menschen haben erkannt, dass wieder Verhältnisse herrschen wie zur Zeit des glorreichen göttlichen Horas, meines Ahns, unser aller Heilsbringer. Sie begrüßen die neue Ära des Friedens, die ich ihnen geschenkt habe. Nun ist die Zeit gekommen, den Menschen ein mächtiges Zeichen zu senden, dass ihre Gebete erhört wurden und die Zwölfe ihrer Herrscherin wohlgesinnt sind. Oder glaubt Ihr etwa, dass ich nur aus Eigennutz so handele, Eminenz?«

Ulana Corfaia hatte die Rede der Kaiserin mit ausdruckslosem Gesicht verfolgt. Nun senkte sie den Kopf. »Natürlich nicht, Eure

Horaskaiserliche Majestät«, erwiderte sie ungewöhnlich leise, blieb aber gefasst.

»Und glaubt Ihr, dass ich meine Ohren vor den Stimmen der Menschen, meinen geliebten Untertanen, deren Wohlbefinden und Glück mir über alles geht, verschließen soll?«

»Natürlich nicht, Eure Horaskaiserliche Majestät, wie könntet Ihr.«

Salim spürte aber, dass die Albernierin ihren Entschluss hier und jetzt nicht ändern würde, und der greise Areus war sicherlich noch sturer. Zertoba und Arvilla von Silas wechselten einen Blick, Leonore vom Berg hatte die Stirn gerunzelt und starrte die Kaiserin stumm an.

Die Horas war offenbar ebenfalls zu dem Schluss gekommen, dass sie heute keine ihr gefällige Antwort erhalten würde. Sie erhob sich abrupt. Die Anwesenden sprangen hastig auf. »Es bleibt noch Zeit, bis Ihr eine endgültige Entscheidung zu treffen habt«, verkündete die Kaiserin mit klarer Stimme. »Vor dem 7. Praios, dem Tag, an dem mein göttlicher Urahn Horas zu den Menschen kam, werde ich noch einmal Euren Rat einholen.« Sie schaute in die Runde. »Ein *letztes* Mal.«

Ihren Hofstaat hinter sich, verließ die Kaiserin den Raum. Salim bedeutete den Prätorianern abzurücken. Bevor er selbst den Saal verließ, blickte er noch einmal zurück. Die Wahrer der Ordnung standen noch immer in einer Reihe an ihren Plätzen, keiner von ihnen hatte sich gerührt. Was nun wohl in ihren Köpfen vorging? Er hoffte, dass sie die richtige Entscheidung treffen würden.

Raul wusste inzwischen, woher das Liebliche Feld, die Kernprovinz des Bosparanischen Reichs, seinen Namen hatte: Abseits der Straße wechselten sich weite, von der Sonne verwöhnte hügelige Landschaften, auf denen Ziegen und Milchkühe grasten, mit schattigen Hainen ab. Hier und da erhob sich der Gutshof eines reichen Freibauern oder die weißgekalkte und weithin gut sichtbare Villa eines Adligen auf einem Hügel zwischen den Feldern und Obsthainen. Weite Teile des Landes waren bewirtschaftet. Felder und Äcker, Weiden und Weinberge reihten sich aneinander, und immer wieder passierten Baduar und er entlang der Reichsstraße kleine, kaum befestigte Weiler oder Herbergen und sogar den ein oder anderen Schrein der Zwölfgötter. Er konnte sich nicht vorstellen, dass irgendwo in dieser Idylle Räuberbanden, wilde Tiere oder Wegelagerer umherzogen. Sie hätten einfach das Gesamtbild gestört, das ihm wie ein lebendig gewordenes Gemälde erschien.

Irgendwann waren die Felder und Äcker, Obsthaine, Weinberge und Weiden immer zahlreicher geworden und lagen so dicht beieinander, dass zwischen ihnen schon gar kein unbewirtschaftetes Land mehr auszumachen war. Die Nähe Bosparans kündigte sich auf diese Weise an, lange bevor er auch nur den ersten Turm der größten Stadt Aventuriens zu Gesicht bekommen hatte: Scheinbar endloses Kulturland, bewirtschaftet von zahllosen Bauern und Sklaven, erstreckte sich bis weit in das Umland hinein, einzig und allein dazu gedacht, die vielen Bewohner der Metropole zu ernähren.

Der Strom der Wagen und Reisenden war immer dichter geworden. Hoch beladene Wagen und Karren mit Gütern aus dem ganzen Reich, herrschaftliche Kutschen und von Sklaven getragene Sänften schlossen sich Raul und Baduar auf ihrer Reise an. Ab und an rollte ein von rassigen Pferden gezogener Streitwagen

vorbei, oder eine Kohorte Legionäre mit ihren blauen Umhängen und Schilden marschierte die Straße entlang.

Dann tauchte vor ihnen am Horizont die Hauptstadt auf, die vor eintausend Jahren vom Halbgott Horas selbst gegründet worden war. Hohe Mauern umgaben die Stadt, und mehrere Hügel erhoben sich innerhalb dieser Einfassungen. Auf den Hügeln standen prächtige Paläste, von goldenen Kuppeln gekrönte Tempel und weitläufige Villen. Darüber ragten zahlreiche schlanke Türme in den Himmel, von denen der stolze goldene Adler Bosparans auf die Stadt und auf das ganze Reich hinabschaute.

Raul und Baduar hatten ein mächtiges, etliche Klafter hohes Tor passiert, über dem in zwei Klafter hohen goldenen Lettern die Buchstaben B.E.I.O.U. in der Sonne glänzten, und das Stadtviertel nördlich des Yaquir betreten. Baduar hatte Raul erklärt, dass dieser Teil Bosparans der wesentlich kleinere war. Aber selbst hier lebten bereits so viele Menschen wie innerhalb der Mauern Gareths. Dann hatten sie die gewaltige Yaquirbrücke erreicht, die sich hoch über den azurblauen Fluss spannte. Sie war breit genug, dass mehrere Fuhrwerke sie nebeneinander passieren konnten, und wurde von erhabenen steinernen Götterfiguren gesäumt. Im endlosen Strom der Reisenden überquerten die beiden die Brücke und beobachten die flinken Flusssegler, schweren Lastenkähne und vor Rudern starrenden Kriegsgaleeren auf dem Yaquir unter ihnen.

Die Straßen, in die sie eintauchten, waren breit und sauber und von hoch emporragenden Häusern gesäumt, an denen blaue und goldene Banner befestigt waren. Blumenkränze hingen von den Balkonen oder spannten sich über die Straße. Immer wieder passierten sie auch marmorne, mit Blumen geschmückte Statuen der Schönen Kaiserin, die auf Plätzen, an Straßenecken oder vor Palästen und Verwaltungsbauten standen. An vielen Statuen hatten die Menschen Blumen oder geflochtene Kränze niedergelegt und Räucherwerk angezündet. Die beiden Männer waren nun innerhalb der Jelianischen Mauern, des unbezwingbaren inneren Mauerrings, der den Stadtkern schützte.

Raul erschien es, als wollten ihn die dichtgedrängten Menschenmengen, die mit ihnen durch die Straßen zogen, erdrücken. Er hatte die uralte Tulamidenstadt Fasar besucht und Khunchom, die ehrwürdige Stadt der Diamantenen Sultane, das Zentrum des einstigen tulamidischen Großreichs, und natürlich kannte er Gareth. Doch Bosparan stellte all dies in den Schatten, hier lebten mehr Bürger und Sklaven, als in den drei anderen Städten zusammen. Raul und Baduar kamen auf ihren Pferden nur langsam voran, in den Straßen drängten sich die Menschen, die offenbar auch noch alle in dieselbe Richtung unterwegs waren. Die Häuser, Plätze und Straßen waren festlich geschmückt, blitzten und blinkten. Bosparan hatte sich wahrlich für sie herausgeputzt und bemühte sich, einen guten Eindruck zu erwecken, um seine Stellung als Hauptstadt des Reichs vor den beiden Gästen aus Gareth zu rechtfertigen.

Schließlich öffnete sich vor ihnen ein weitläufiger Platz, der vor Menschen nur so überquoll. In einem weiten Rund erhoben sich gewaltige, von goldenen Kuppeln und Dächern gekrönte Tempelbauten mit hohen Säulenvorbauten, mächtige, mit bunten Mosaiken verkleidete Paläste und vor Fenstern starrende Verwaltungsgebäude. Alles war auf einen vergoldeten Obelisken ausgerichtet, der im Licht der Sonne glänzte und sich genau im Zentrum des Platzes erhob.

Der Lärm war ohrenbetäubend. Die Menschen jubelten Legionären zu, die in enger Formation über das Pflaster marschierten, Reihe um Reihe zog im Gleichschritt an ihnen vorbei. Raul hatte noch nie so viele Soldaten auf einmal gesehen. Der Knall ihrer Schritte, der Anblick der Legionärsrüstungen weckten unschöne Erinnerungen und ließen ihn trotz der hochsommerlichen Temperaturen unwillkürlich frösteln. Hohe Standarten mit dem goldenen Adler und blaugoldene Banner wurden den einzelnen Regimentern vorangetragen. Dahinter folgten von Pferden gezogene Karren, auf denen in Ketten gelegte Standbilder und Götterbildnisse standen.

»Die Götzen aller bezwungenen Völker und Länder«, erläuterte Baduar. Raul erkannte aber bereits einige der dargestellten Götter

– Gottheiten, die von den Tulamiden verehrt worden waren, bevor die Bosparaner gekommen waren und im Land der Ersten Sonne nur noch der Glaube an die zwölf wahren Herrscher Alverans geduldet wurde.

»Das Centrum Avenuricum«, erklärte Baduar, als er keine Anstalten machte zu antworten, und deutete auf den Platz hinaus, »der Mittelpunkt des ganzen Reichs. Es hat aber den Anschein, als wäre hier kein Durchkommen. Folg' mir.«

Baduar führte ihn fort vom Platz und durch einige Seitengassen. Sie passierten weitere hoch aufragende Bauten, die oft von Säulenvorhängen umgeben und mit aufwendigen Malereien und Mosaiken verziert waren.

»Welcher davon ist der Horaspalast?«, erkundigte sich Raul, sah zu den Steinmassen zu beiden Seiten der Straße hinauf und duckte sich ganz unwillkürlich in seinem Sattel. Baduar lachte nur. Schließlich umrundeten sie ein gewaltiges Theater, das sich zu Füßen eines Hügels erhob und sicherlich Tausende von Menschen aufnehmen konnte. Raul erstarrte, als der hohe Bau endlich den Blick auf den Hügel freigab.

Vor ihnen wuchs eine steinerne, von marmornen Statuen gesäumte Hochstraße über die Stadt empor, die auf einen Hügel hinaufführte. Dort oben erhoben sich die Mauern und Tore eines Palastes. Hinter diesen ragten weitere Mauermassen und Gebäude auf, noch höher als die vorherigen. Und dahinter, bereits weit oben über der Stadt, wuchsen hinter weiteren hohen Mauerringen noch gewaltigere Kuppeln, noch höhere und schlankere Türme und noch steilere Dächer in den Himmel. Die weißgekalkten Bauten glänzten hell im Licht der Sonne, Gold strahlte von den Dächern, der Adler Bosparans und die blaugoldenen Banner des Reichs reckten sich von den Türmen aus dem Himmel entgegen, es schien ihm so, als würden sie bereits an das Himmelszelt stoßen.

Die Zitadelle der Horaskaiser war kein Palast, sie war keine Festung. Sie war eine Stadt für sich, umgeben von zahllosen Wachtürmen und mehreren Mauerringen, die dazu gedacht zu sein schienen, dem Ansturm von Giganten standzuhalten.

»Du wolltest eine Herausforderung, die eines wahren Helden würdig ist«, hörte er wie aus weiter Ferne Baduars Stimme an sein Ohr dringen. »Nun, hier ist sie.«

Gegen Ende des Rahjamonds wanderten Baduar und Raul zu Fuß durch die heißen und staubigen Straßen Bosparans. Dies war unauffälliger als zu reiten, und es war auch einfacher, in den Menschenmassen voranzukommen. Sie überquerten das belebte Silem-Horas-Forum und passierten die weitläufigen Isiz-Horas-Thermen im Süden der Innenstadt. Dann hielten sie auf das Murakeum zu, ein gewaltiges Amphitheater für Gladiatorenkämpfe, das die umliegenden Gebäude überragte und von der Kaiserin zu Ehren ihres Vaters Murak-Horas errichtet worden war. Wieder einmal schaute sich Raul behutsam um.

»Warum sollte uns jemand folgen?«, raunte Baduar. »Es gibt keinen Grund dafür.«

Dies war nicht die ganze Wahrheit, er wollte jedoch nicht offen aussprechen, was er dachte. Raul war in den vergangenen Tagen so manches Mal aufgrund seines Aussehens schief angesehen worden. Der Wirt ihrer Herberge hatte ihn gar für Baduars Sklaven gehalten.

»Ich bin mir auch nicht ganz sicher«, erwiderte Raul ebenso leise, »dennoch habe ich den Eindruck, als ob wir schon seit Tagen immer wieder verfolgt werden.«

Sie bogen um eine Straßenecke, was Baduar die Gelegenheit bot, sich unauffällig umzusehen. Ihm fiel jedoch keine Person ins Auge, die ihm irgendwie verdächtig erschien.

»Und du bist dir sicher, dass deine Freunde uns helfen können?«, erkundigte sich Raul.

»Sicher bin ich mir nicht«, erwiderte Baduar. »Als Tribunin hat Leonore vom Berg Zutritt zur Zitadelle. Befreundet bin ich jedoch nicht mit ihr, Leonore war meine Tribunin in der Legion.«

Die beiden Männer hatten sich nach ihrer Ankunft in einer drittklassigen Herberge einquartiert. Wegen der Feiern war es schwer gewesen, noch eine Unterkunft zu finden. Aus dem gan-

zen Lieblichen Feld und darüber hinaus waren Gäste angereist, und die Stadt quoll nur so über vor Menschen. Schließlich waren sie in einer Herberge in einem weit weniger beschaulichen Viertel südlich des Stadtkerns untergekommen. Ihr Zimmer war nicht sonderlich sauber, aber es interessierte dort auch niemanden, woher sie kamen und was sie vorhatten – und wieso sie immer wieder nachts die Herberge verließen.

Raul und Baduar hatten die Horaszitadelle bei Tag und bei Nacht ausgespäht und waren schnell zu dem Schluss gekommen, dass sie Hilfe brauchen würden. Es gab zwar mehrere Zugänge zur Zitadelle, diese wurden aber alle von der Palastwache bewacht. Hochstraßen und Brücken führten hinunter zum Centrum Aventuricum, zur benachbarten Magierakademie, zum Großen Stadion und zum Palasthügel der Adligen und Reichen Bosparans nördlich der Zitadelle. Eines der riesiges Aquädukte, die aus dem Umland in die Stadt führten, lieferte allein für die Zitadelle Wasser.

Die hoch aufragenden Mauern ließen sich mit denen der Feste von Gareth nicht vergleichen. Sie schienen nahezu fugenlos und machten den Eindruck, als seien sie einfach aus dem Boden herausgewachsen und nicht von Menschen aufgeschichtet worden. Doch selbst wenn es gelingen würde, irgendwie die gewaltigen Mauern zu erklettern oder aber heimlich durch eines der Tore in die Zitadelle zu gelangen, stand ihnen noch immer ein wahres Labyrinth aus Gebäuden, Höfen, Gärten und Brücken bevor, dessen Aufbau sie erst erfahren würden, wenn sie in der Zitadelle waren. Neben den zahllosen menschlichen Wachen, vor allem den unheimlichen Palastwachen in ihren goldenen Rüstungen, die regungslos an jedem Zugang standen, wurden die Mauern, Brücken und Tore sicherlich noch anders geschützt: durch Fallen und Schutzzauber, von denen sie nichts bemerken würden, ehe es zu spät war. Einige naheliegende Möglichkeiten, in den Palast zu gelangen, schlossen die beiden rasch aus: Lieferanten wurden ebenso wie ihre Wagen und Waren sorgfältig kontrolliert, Gäste nur mit Einladung vorgelassen und dann offenbar auf Schritt und Tritt eskortiert. Es verbot sich ebenfalls, als Wachen oder Diener

verkleidet in die Zitadelle eindringen zu wollen – sie konnten das Risiko nicht eingehen, dabei ertappt zu werden, wenn ihre Tarnung nicht gut genug war. Man würde sie sofort in den Kerker werfen und ohne viel Federlesens hinrichten.

Nachdem sich so nach und nach ihre Möglichkeiten verringerten, hatte er Raul schließlich eine Idee unterbreitet, die er schon seit Tagen mit sich herumtrug. Er hatte sich lange davor gescheut, Leonore um Hilfe zu bitten, doch war es nun vielleicht ihre einzige Aussicht auf Erfolg.

In dem Viertel, in dem sie nun unterwegs waren, standen viele Stadtvillen, die von reichen Bürgern oder Adligen bewohnt wurden, die sich auch ein Haus in der Hauptstadt leisten konnten. Die meisten Villen waren nur ein oder zwei Stockwerke hoch und nach außen zur Straße hin schmucklos und geschlossen, mit schmalen Fenstern, die wie Schießscharten anmuteten.

Baduar klopfte an, während sich Raul noch einmal aufmerksam umsah und die Passanten musterte. Ein glatzköpfiger ältlicher Sklave öffnete ihnen die Tür.

»Rondra zum Gruße«, begrüßte er den Mann. »Mein Name ist Baduar vom Eberstamm. Deine Herrin erwartet uns.«

Der Sklave nickte stumm und bedeutet den beiden einzutreten. Das Innere der Villa wirkte sehr viel einladender als das Äußere: Aufwendige Wandmalereien und Mosaike auf dem Boden und an den Wänden sorgten für Farbe. Die Räume waren um einen lichtdurchfluteten offenen Innenhof angeordnet, der von einem schattigen Säulengang umgeben war. Rund um ein großes Wasserbecken in der Mitte waren im Schatten Sitzgelegenheiten angeordnet. Es war angenehm kühl im Inneren, und das muntere Zwitschern einiger Singvögel, deren Käfige zwischen den Säulen hingen, wirkte beruhigend. Es schien ihm so, als seien sie in eine andere Welt hinübergetreten, als der Lärm und die Menschen hinter ihnen zurückblieben, eine kleine Oase des Friedens und der Ruhe innerhalb einer Metropole, die zu jeder Zeit von fiebriger Lebendigkeit und atemloser Hektik erfüllt war.

Der Sklave bat die Männer zu warten und verschwand durch eine Seitentür. Baduar trat zu einer nahen Wandnische hinüber,

vor der in einer kleinen kupfernen Schale ein flackerndes Feuer brannte. Es handelte sich um einen Hausaltar, in dem eine Statue Rondras stand. Das Mosaik dahinter bildete einen roten Löwinnenkopf auf weißem Grund ab, das Wappen der von Bergs, einem alten Rittergeschlecht.

Die Hausherrin betrat den Hof und eilte ihnen unbeirrt und mit langen Schritten entgegen. Baduar bemerkte Rauls Überraschung, aber das wunderte ihn kaum. Leonore vom Berg war eine beeindruckende Erscheinung, sie überragte selbst ihn. Ihre Schultern waren so breit wie ein Schrank, ihre Arme kräftig und ihr Gesicht kantig, aber dennoch gleich sympathisch. Sie trug eine einfache weiße Leinentunika, ihr dichtes schwarzes Haar fiel ihr offen auf die Schultern hinab. Baduar bemerkte aber, dass seit ihrer letzten Begegnung einige neue Falten in ihrem Gesicht aufgetaucht waren.

Er ergriff die ihm dargebotene Hand. Leonores Griff war fest und ihre Haut rau, es war der einer Kriegerin und ganz sicher nicht der einer verzärtelten Adligen. Sie hatte eine zupackende und direkte Art, die nicht zu der idyllischen Umgebung der Stadtvilla passte, sondern eher auf ein Schlachtfeld gehörte.

»Rondra zum Gruße, Optio«, begrüßte sie ihn. »Willkommen in meinem Hause.«

»Rondra zum Gruße, Tribunin«, erwiderte Baduar, erfreut über die herzliche Begrüßung. »Aber es heißt schon lange nicht mehr ›Optio‹.«

»Dann heißt es nun auch nicht mehr ›Tribunin‹, sondern ›Leonore‹«, entgegnete sie. Es ehrte ihn, dass sie ihm diesen vertraulichen Umgang anbot, allerdings würde es ihm nun umso schwerer fallen, seine Bitte vorzubringen.

»Ich habe Euren Abschied bedauert«, fuhr Leonore fort. »Porlas von Bethana ist an Eurer statt befördert worden. Ich würde aber nicht zwei seiner Sorte gegen Euch eintauschen, Baduar. Ihr hättet es in der Legion noch weit bringen können.«

»Mein Weg hat mich in meine Heimat zurückgeführt«, entgegnete Baduar knapp, ohne auf das Lob einzugehen. Er deutete auf Raul. »Darf ich Euch Raul al'Ahjan vorstellen?«

Leonore gab auch Raul, den sie um Haupteslänge überragte, die Hand. Sie zögerte, als habe sie jemand anderen erwartet. Ihr offenes Lächeln schwand sichtbar. »Ihr seid also Raul? Ich habe von Eurer Schlacht gegen die Schwarzpelze gehört. Ihr steht wahrhaftig in Rondras Gunst.« Sie musterte ihn mit einem zweifelnden Ausdruck, den Baduar in den vergangenen Tagen schon mehrfach in den Augen von Bosparanern gesehen hatte.

Raul verneigte sich. »Ihr tut mir zu viel des Guten, Sahib. Es war beileibe nicht nur mein Verdienst. Baduar hier gebührt mindestens genauso viel Ehre, und wenn Ihr mich fragt, sogar weit mehr, wohl schon allein dank Eurer überragenden und rondragefälligen Ausbildung und Führung.«

Leonore nickte langsam, dann lachte sie plötzlich laut auf, was ihren ganzen Körper zum Erbeben brachte: »Ihr gefallt mir, Raul.« Sie winkte einer Sklavin, die mit einem Tablett im Hintergrund gewartet hatte, und nahm ihr zwei Weinbecher ab, die sie Raul und Baduar in die Hand drückte. Dann griff sie selbst nach einem Becher und wandte sich dem Hausaltar zu: »Für Rondra, Adlerthron und Legion.«

»Für Rondra, Adlerthron und Legion«, wiederholte Baduar und beide schütteten einen Teil des Weins in das Feuer, wo er zischend verdampfte. Leonore führte ihre Gäste zu einer Sitzgruppe im Schatten, nahe dem Wasserbecken, und die drei machten es sich bequem.

»Ist Euer Gemahl nicht anwesend?«, erkundigte sich Baduar.

»Bedauerlicherweise nicht, seine Kohorte ist für die heutigen Paraden eingeteilt. Aber sagt: Was führt Euch nach Bosparan? Die Feierlichkeiten?«

»Nein«, antwortete er. »Uns führen andere Dinge hierher.«

»Es verwundert uns aber schon, dass niemand zu wissen scheint, warum die Schöne Kaiserin diese Feiern angeordnet hat«, fügte Raul hinzu.

Leonore zuckte mit den Schultern. »Nun, ich weiß nicht mehr als ihr. Es mag eine Laune der Horas gewesen sein – es wäre weder das erste Mal, noch wäre es ungewöhnlich –, doch Einige bei Hofe munkeln, dass die Kaiserin etwas Großes plant. Die

Feierlichkeiten werden noch bis zum Tage von Horas' Erscheinen andauern. Vielleicht wissen wir bis dahin ja mehr.«

Baduar fiel auf, dass die Tribunin den Blicken ihrer Gäste auswich und stattdessen zu dem Wasserbecken in der Mitte des Hofes schaute. Das Sonnenlicht, das sich in den Wellen brach, warf ein flackerndes Licht auf die drei. Doch dann bemerkte sie seinen fragenden Gesichtsausdruck. »Eure Nachricht sprach davon, dass Ihr mich um einen Gefallen bitten wollt«, wechselte sie rasch das Gesprächsthema.

Er räusperte sich, es war ihm peinlich, die Offizierin um einen Gefallen zu bitten – erst recht diesen. Sie war eine ehrenwerte Frau, die er dazu noch aufrichtig bewunderte, eine rondragefällige Kriegerin, die der Göttin ihr Leben lang gedient hatte. Seine Bitte war alles andere als rondragefällig, aber noch schrieb man den Rahjamond, und die Liebesgöttin hatte einen starken Willen.

»Mein Kamerad und ich suchen nach einem sicheren Weg in die Horaszitadelle hinein und auch wieder hinaus«, erklärte er. »Einen phexgefälligen Weg, um genau zu sein. Da Ihr als geschätzte Tribunin und Ritterin Zugang zur Zitadelle habt, hatte ich gehofft, dass Ihr uns bei unserem Vorhaben möglicherweise helfen könnt.«

Leonore richtete sich etwas in ihrem Stuhl auf. Sie sah ihn geradeheraus mit ausdruckslosem Gesicht an, und er ahnte, was ihr gerade durch den Kopf ging. Er war aber auch erleichtert, dass sie nicht sofort aufgesprungen war und nach ihrem Schwert verlangt hatte, um die beiden Gäste in ihrem Hause festzusetzen – oder direkt niederzustrecken.

»Ich versichere Euch, dass wir nicht planen, die Kaiserin zu meucheln oder ihr ein Leid zuzufügen, noch irgendeinem anderen Bewohner der Zitadelle«, fuhr er schnell fort. »Ich würde mich auch nicht an Euch wenden, wenn wir nicht schon jede andere Möglichkeit bedacht und wieder verworfen hätten.« Er schwieg und hoffte das Beste. Die Tribunin rührte sich bange Momente lang nicht, ihre Augen wanderten zwischen Raul und Baduar hin und her.

»Ich kann Euch nur raten, Bosparan wieder zu verlassen«, erklärte sie dann mit gesenkter Stimme und schaute sich nach den Sklaven um, die außer Hörweite warteten. »Gebt Euer Vorhaben auf, welches Ziel es auch haben mag. Ich werde Euch nicht ausliefern, weil ich weiß, dass Ihr ein Ehrenmann seid, und weil ich hoffe, dass Ihr meinen Rat beherzigen werdet.« Sie stand auf. »Ich muss Euch nun bitten zu gehen.«

Baduar nickte und stand sofort auf. »Ich danke Euch für Eure Gastfreundschaft und Euren Rat. Es war falsch, Euch um Hilfe zu bitten, und es war falsch, Euch zu bitten, Euren Eid zu verraten.«

Leonore führte ihre Gäste zum Ausgang. Dort ergriff sie plötzlich noch einmal das Wort.

»Ich habe lange Jahre unter Murak-Horas gedient», erklärte sie behutsam, »ich verdanke ihm alles, er war ein großer Mann. Meine Loyalität gilt dem Adlerthron, Baduar vom Eberstamm, aber nicht zwingend der Person, die darauf sitzt.« Sie öffnete selbst die Tür für die beiden Männer. »Ich hoffe inständig, dass Ihr Eurer Vorhaben aufgeben werdet, denn es ist unmöglich, in die Zitadelle zu gelangen, selbst wenn jemand in meiner Position Euch behilflich wäre. Es geht etwas vor auf dem Palasthügel, die Sicherheit um die Kaiserin wurde verstärkt, und den Augen Salim al'Thonas entgeht nichts.« Sie zögerte und schaute die Straße hinab. »Ich kann Euch nicht mehr sagen, aber ich warne Euch: Gebt gut Acht!«

Baduar und Raul traten auf die heiße und staubige Straße hinaus, wo sie sofort wieder von der Hitze, der Unruhe und dem Lärm der Metropole begrüßt wurden. Leonore gab den beiden Männern zum Abschied die Hand: »Rondra mit Euch.«

Baduar bedankte sich erneut, dann schloss die Tribunin die Tür. Er wandte sich an Raul: »Was hat Leonore wohl mit ihrer Warnung gemeint?«

Raul schwieg und starrte regungslos ins Leere.

»Hast du nun ein Einsehen und ...«, begann Baduar, wurde dann aber unterbrochen.

»Herr?« Ein schmächtiges Mädchen von vielleicht sechs oder sieben Jahren trat auf die beiden zu. »Seid Ihr Raul?«

Baduar schüttelte den Kopf. Womit hatte er dies nur verdient? Nun war es sogar schon so weit gekommen, dass selbst Straßenkinder in Bosparan Raul erkannten.

»Das bin ich«, erwiderte der Angesprochene und schenkte dem Mädchen ein Lächeln.

»Ein Mann hat mir gesagt, dass ich von Euch einen Zehnt erhalte, wenn ich Euch eine Nachricht überbringe.«

Baduar horchte auf. Er sah sich um und musterte die Passanten, konnte aber in der Straße niemanden sehen, der ihm verdächtig erschien. Raul suchte in seinem Geldbeutel nach einem Silberzehnt, der wie alle bosparanischen Münzen das Gesicht der Schönen Kaiserin trug, drückte dem Kind die Münze in die Hand und erhielt im Austausch einen kleinen Beutel aus grobem Leinen. Er strich kurz mit dem Finger über ein darin eingesticktes Symbol, ein Dreieck vor einem Kreis. Dann öffnete er den Beutel und schüttelte zwei metallene Plättchen heraus. In beide war auf einer Seite das Bild eines Streitwagens eingraviert. Er wog die Plättchen stirnrunzelnd in der Hand, ballte dann die Faust und lächelte.

»Eintrittskarten für ein Wagenrennen«, stellte Baduar fest. »Was bedeutet das wohl?«

Raul sah auf. »Das bedeutet – hoffe ich zumindest –, dass wir einen Weg in die Zitadelle der Horaskaiser gefunden haben.«

Vallusa hatte Hela seit ihrer Rückkehr nach Bosparan vor fast drei Wochen nicht mehr zu Gesicht bekommen. Als ein Diener der Kaiserin sie am Abend des 5. Praios aufsuchte und ihr mitteilte, dass die Horas sie im Thronsaal zu sehen wünsche, wusste sie nicht, ob sie hoffen oder bangen sollte. Sie machte sich umgehend auf dem Weg, wie immer folgte ihr ein Schwarm Dienerinnen wie Entenkinder der Mutter. Dass Hela sie im Thronsaal erwartete, war allerdings ungewöhnlich. Wenn die Horas sie sehen wollte, dann suchte sie Vallusa meist in ihren Gemächern, bei ihren Studien oder Übungen auf oder bat sie zu einem gemeinsamen Spaziergang in den Gärten der Zitadelle.

Vallusa hatte nicht vergessen können, was zwischen ihnen vorgefallen war. Sie hatte in den Augen Helas eine Wut gesehen, die sie schaudern ließ, wann immer sie daran zurückdachte. Schließlich erreichten sie und ihr Gefolge den Thronsaal. Sie atmete noch einmal tief durch, wischte die schweißfeuchten Hände an ihrem Kleid ab und bemühte sich um einen gefassten Gesichtsausdruck. Die Palastwachen zogen die gewaltigen Türflügel auf.

»Ihre Kaiserliche Hoheit, Prinzessin Vallusa von Bosparan!«, kündigte der Haushofmeister sie an, das dumpfe Klopfen seines Zeremonienstabs auf dem Marmorboden hallte laut durch den Raum.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, jenseits der großen Fenster zu beiden Seiten war es finster. Wärme schlug Vallusa entgegen, als sie die ersten Schritte in den Saal hineintrat, vor den überlebensgroßen Statuen der Kaiser von einst standen große goldene Fackelhalter. Die ganze Halle war in flackernden Lichtschein getaucht.

Der Weg zum Adlerthron war weit. Der gewaltige goldene Adler Bosparans, der sich über dem Haupt der Kaiserin schwebte, wurde immer größer, sein Blick immer strenger. Er leuchtete im Licht

der Feuer, rotes Flackern tanzte über sein goldenes Gefieder und ließ ihn beinahe lebendig erscheinen. Es waren mehr Bewaffnete als üblich anwesend, alle paar Schritte stand eine regungslose Palastwache, und auch diese trugen lodernde Fackeln. Zahlreiche Diener und Höflinge warteten auf den Stufen, die zum Adlerthron hinaufführten. Einige lagen auf Kissen und schauten der Prinzessin gelangweilt entgegen, während ihnen dunkelhäutige Sklaven mit großen Wedeln Luft zufächerten. Dort saßen auch einige Musikanten und entlockten ihren Instrumenten leise Klänge. Auf einer goldenen Stange hockte ein großer Adler, der unruhig mit den Flügeln schlug. Amara und Salim al'Thona standen rechts und links der Kaiserin, allerdings beide so, dass sie Hela nicht überragten.

Der lange Weg durch den Saal brachte Vallusa nicht aus der Fassung, der ungewöhnlich große Hofstaat, der anwesend war, verwunderte sie aber doch. Sie war es gewohnt, mit Hela im kleinsten Kreis zu verkehren, und oft waren die beiden auch alleine, was sich eigentlich selbst für Mitglieder der Kaiserfamilie im Umgang mit der Horas verbot. Zudem schien die Hitze der Fackeln mit jedem Schritt stärker auf sie einzudringen. Immer wieder huschten ihre Augen ganz unwillkürlich zu den flackernden Feuern entlang ihres Wegs. Ihre Kehle zog sich zusammen, ihr Mund wurde trocken, ihr Herz schlug schneller.

Ihr Blick fiel auf Hela, die ihr regungslos entgegensah. Sie trug ein langes, blaugoldenes Kleid, das bis auf die Stufen vor dem Thron herunterfloss, auf dem Haupt die Horaskrone mit den blitzenden Edelsteinen, die die Herrschaft über die verschiedenen Länder und Provinzen des Reichs symbolisierten. Vallusa suchte nach einer Regung im Gesicht der Kaiserin, vielleicht der Anflug eines Lächelns, ein leichtes Nicken, ein Hinweis darauf, dass hinter der versteinerten Miene immer noch die vertraute Hela zu finden war. Doch der Blick der Horas blieb starr.

In der Vergangenheit hatte Vallusa oft neben dem Thron gestanden, wenn Botschafter, Bittsteller oder Delegierte den Saal durchquerten, um vor die Horas zu treten, schon als kleines Mädchen. Manchmal hatte Hela sich zu ihr umgewandt, ihr

zugezwinkert und eine Bemerkung gemacht wie: »Siehst du, so musst du mit ihnen sprechen.«

Sie hatte dies früher immer als sehr aufregend empfunden, und Hela hatte oft gelacht und musste die kleine Prinzessin bisweilen daran erinnern, gefasst zu bleiben und würdevoll zu schauen. Heute jedoch empfand Vallusa weder Aufregung noch Begeisterung. Sie versuchte, ihre Gedanken in Ordnung zu halten, doch die Wärme, die immer intensiver werdende Hitze, machte sie unruhig.

Hela wartete, bis die Prinzessin die Stufen, die zum Thron hinaufführten, erreicht und mit gesenktem Kopf geknickst hatte.

»Ihr habt nach mir rufen lassen, Eure Kaiserliche Majestät?«, fragte Vallusa. Auch vor den Stufen standen Wachen mit Fackeln. Wenn sie doch nur das Protokoll ignorieren und wieder zwei Schritte zurücktreten könnte …

Die Horas verzog keine Miene. »Das Protectorat Almada dient dem Reich schon lange als Puffer zwischen Bosparan und den Provinzen des Nordens und Ostens«, begann sie ohne jede Einleitung. »Dies war dem Reich vor allem während der Befriedung der Tulamiden zu Nutzen. Wie Ihr sicherlich wisst, Prinzessin Vallusa, ist der Praefect von Almada derzeit ohne Gemahlin. Zuletzt erwählte sich Seine Exzellenz eine Tochter des darpatischen Herzogs zur Frau. Ihr seid in der Staatskunde geschult, Prinzessin, Euch wurden auf Unser Geheiß hin die besten Lehrer gegeben. Gibt es vielleicht Anregungen von Eurer Seite, welche Gemahlin dem Praefecten nun gut zu Gesicht stünde? Eine Tochter des nordmärkischen Fürstenhauses vielleicht? Die jüngste Schwester des Herzogs von Weiden ist aber auch recht ansehnlich, wenn Wir uns recht erinnern …«

Die Worte Helas hallten in Vallusas Kopf wider. Sie wusste nun, welche Strafe die Horas für sie ersonnen hatte. Ihre Hände wurden feucht, Schweiß trat ihr auf die Stirn.

»Das heißt«, ergriff die Kaiserin wieder das Wort, als sie nur ein wenig zu lange zögerte, »vielleicht liegt die Lösung ja sehr viel näher? Eine Vermählung mit einem Mitglied der kaiserlichen Familie würde Almada noch enger an den Adlerthron binden und

Uns der ewigen Loyalität seines Volkes versichern. Der Praefect ist immerhin selbst ein Almadaner. Was meint Ihr, Vallusa? Vielleicht Prinzessin Andiya von Silas? Sie ist mit Unserer Mutter verwandt, wenn auch nur weitläufig.«

Vallusa bemühte sich, ihre wachsende Verzweiflung nicht zu zeigen. Ihr Blick huschte wieder zu den Fackelträgern, die nur zwei, drei Schritte entfernt standen. »Prinzessin Andiya ist sicherlich eine ausgezeichnete Wahl, Eure Kaiserliche Majestät«, erklärte sie rasch.

»Seid Ihr Euch sicher?«, hakte Hela nach. »Bevor Ihr Uns Eure Empfehlung mitteilt, solltet Ihr vielleicht noch wissen, dass Wir ein sehr anregendes Gespräch mit Seiner Exzellenz hatten, als dieser das letzte Mal in Bosparan weilte. Er teilte Uns seine Enttäuschung darüber mit, dass seine Gemahlin ihm keinen Erben schenken konnte. Der Praefect hofft, dass Wir nun eine junge Frau für ihn finden, deren Lenden fruchtbar sind. Wenn Wir Uns recht entsinnen, war Seine Exzellenz sogar recht erbost über den ausbleibenden Nachwuchs. Er regiert Almada ganz in Unserem Sinne und genießt Unsere ungeteilte Unterstützung, doch sein Temperament ist legendär ...«

Einige der Höflinge grinsten unverhohlen. Vallusas Hände zitterten. Es erschien ihr so, als würde die heiße Luft im Thronsaal sie von innen ausdörren. Sie sehnte sich nach einem kalten Glas Wasser.

»Ihr solltet wirklich zunächst alle Fakten genau kennen, Prinzessin«, fuhr Hela fort. »Wusstet Ihr eigentlich, dass Seine Exzellenz ein wahrer Pferdenarr ist? Er empfindet große Befriedigung darin, junge Pferde einzureiten, sie das rechte Maß an Demut und Fügsamkeit zu lehren. Vielleicht finden Wir für den Praefecten ja eine Gemahlin, die ebenfalls Gefallen an der Reiterei findet. Was sagt Ihr, Hoheit, nun, da Ihr die Wünsche des Praefecten kennt? Sollen Wir Seiner Exzellenz Andiya von Silas zur Gemahlin geben?«

Ein Sklave warf dem Adler ein Stück rohes Fleisch zu, das dieser geschickt aus der Luft auffing und gierig verschlang. Vallusa schluckte. Bot Hela ihr hier eine Gelegenheit, ihren Kopf aus der

Schlinge zu ziehen? Doch im gleichen Moment regte sich etwas anderes in ihr. Vielleicht war es die wachsende Panik, vielleicht war es die erdrückende Hitze der Fackeln, doch nun kam ihr wieder Helas vor Zorn entstelltes Gesicht vor Augen. Ein Gesicht, das sie schon einmal gesehen hatte, vor sehr langer Zeit …

Ihre Finger streiften unwillkürlich über ihr Handgelenk und spürten dort etwas Hartes. Ihr Stolz würde für immer gebrochen sein, wenn sie sich der Kaiserin jetzt beugte. Sie würde vermutlich weiterhin im Palast leben und ihr Leben so führen wie bisher. Doch wenn sie jetzt nachgab, dann hätte Hela – die Hela, die voller Wut auf sie herabsah, nicht diejenige, die einem kleinen Mädchen zuzwinkerte, das Freude daran hatte, neben der Kaiserin zu stehen und sich wie eine Hofdame aufzuführen – wahrhaftig gewonnen.

Sie schaute auf und sah der Horas fest in die Augen. »Wie immer seid Ihr im Recht, Eure Majestät, Prinzessin Andiya von Silas wäre keine kluge Wahl und würde den überaus hohen Ansprüchen Seiner Exzellenz nicht genügen. Tatsächlich denke ich, dass ich selbst die beste Gemahlin für den Praefecten wäre. Unsere Vermählung wird ein starkes Bündnis zwischen Almada und dem Adlerthron schmieden.«

Vallusas Blick fiel auf Salim al'Thona. Der Tribun hatte die Lippen aufeinandergepresst und den Kopf gesenkt. Fast kam es ihr so vor, als würde sich Mitgefühl in dem vernarbten Tulamiden regen.

Die Kaiserin hob fast unmerklich eine Augenbraue. »Wenn es Euer Wunsch ist, dann soll es so geschehen. Die Begeisterung Seiner Exzellenz wird sicherlich grenzenlos sein, wenn er von Unserer Entscheidung erfährt.« Sie lehnte sich zurück. »Es werden umgehend Unterhändler nach Punin geschickt, um die Formalitäten Eurer Vermählung zu klären. Zudem ist Eure Anwesenheit für einen weiteren offiziellen Anlass am 7. Praios unabdingbar. Der Haushofmeister wird Euch über die Einzelheiten unterrichten.«

Mit einer Handbewegung gab die Horas ihr zu verstehen, dass die Audienz beendet war. Vallusa machte einen tiefen Knicks und wandte sich rasch ab. Sie hatte das Gefühl, nicht mehr atmen zu

können, als zöge sich ihr Kleid um ihre Brust zusammen. Sie musste aus dem Saal hinaus.

»Noch etwas«, vernahm sie hinter sich die Stimme der Kaiserin. Die Prinzessin verharrte und drehte sich langsam wieder um. »Um sicherzugehen, dass Euch bis zu Eurer Vermählung nichts zustößt«, fuhr die Horas fort, »wird Eure Bewachung verstärkt.«

Sie nickte fast unmerklich Salim al'Thona zu, der seinen Prätorianern einen Wink gab. Vier von ihnen schlossen sich sofort Vallusas Tross an.

Die Prinzessin hielt gemessenen Schrittes auf den Ausgang zu und widerstand dem Drang, einfach loszurennen, um die Hitze hinter sich zu lassen und wieder kühle Luft atmen zu können. Auf dem Weg durch den Saal, nun nicht nur ihre Dienerinnen, sondern auch die Prätorianer hinter sich, spürte sie immer noch den auf ihren Hinterkopf gerichteten Blick der Kaiserin. Sie kämpfte gegen die Tränen an, die ihr in die Augen stiegen. Mit aller Kraft ballte sie die Faust und bohrte ihre Fingernägel in ihre Handfläche. Der Schmerz half. Den Kopf erhoben, hörte sie das Tuscheln ihrer Dienerinnen, die sich bereits aufgeregt über die bevorstehende Trauung austauschten. Ihre Worte gingen jedoch im Knallen der Sandalen der Prätorianer auf dem Marmorboden unter.

Raul überließ es lieber dem breitschultrigen Baduar, ihnen einen Weg durch die Menschenmassen zu suchen. Er selbst hatte in der Menge ohnehin schon das Gefühl, dass ihm keine Luft zum Atmen mehr blieb. Das Praiosmal brannte heute ganz besonders heiß vom Himmel und kannte kein Erbarmen mit den Menschen, dennoch strebte ganz Bosparan, so erschien es ihm jedenfalls, ein und demselben Ziel zu.

Inzwischen waren sie seit über zwei Wochen in der Metropole am Yaquir, und noch immer konnte er die Größe und die schiere Masse an Menschen, die hier lebten, nicht richtig fassen. Vor ihnen wuchs nun das Große Stadion empor, gleich nach der Horaszitadelle das größte Bauwerk der Stadt. Der Bau war kolossal, eine unendliche Abfolge von Bögen hinter Bögen und Bögen übereinander, die sich in die Luft erhoben und die gewaltigen Ränge des Hippodroms trugen. Raul fragte sich, wie es Menschen überhaupt möglich gewesen war, ein solches Bauwerk zu errichten. Es wäre ihm leichter gefallen zu glauben, dass die Rennbahn durch das Eingreifen Alverans, durch ein göttliches Wunder entstanden war. Das Hippodrom begann zu Füßen des Palasthügels, mit dem es auch durch eine Brücke verbunden war, und reckte sich von dort in die Südstadt hinein. Zwischen den Bögen, hinter denen mehrere Tore Zugang zum Stadion boten, priesen Händler an kleinen Ständen oder Bauchläden ihre Waren an. Dort wurden kleine Amphoren mit Wein und Bier, verlockend duftende Fleischspieße und getrocknetes Obst feilgeboten, aber auch Strohhüte zum Schutz vor der Sonne und Fächer, um sich Linderung bei der Hitze zu verschaffen. Etwas abseits wurden unter lauten Rufen und sehr viel Händeringen Wetten angenommen, und zahlreiche Beutel mit klingenden Münzen wechselten die Besitzer.

Raul und Baduar zeigten die gravierten Eisenplättchen vor, die ihnen das Straßenmädchen überreicht hatte. Die Eintrittskärt-

chen wiesen das heutige Datum auf, den 5. Praios 1491 Horas, und gestatteten Zugang zu einem der höheren Ränge auf der Ostseite des Hippodroms. In einem Strom schwatzender und lachender Menschen, meist einfach gekleidete Bürger, die sich auf die bevorstehenden Rennen freuten, stiegen sie ein sich immer höher windendes Treppenhaus hinauf und traten schließlich ins Freie.

Der Anblick war atemberaubend. Die Ränge des langgezogenen Stadions erhoben sich rundherum in die Höhe, und jeder Platz war gefüllt. Es mussten Tausende sein, die gekommen waren, um sich die heutigen Rennen anzusehen. In der Mitte der mit Sand ausgestreuten Bahn standen große Götterstatuen. Im Zentrum ragte ein gigantisches Standbild Rondras empor, zu deren Ehren die Wagenlenker fahren würden. Der vergoldete Helm der Statue reichte bis an die oberen Ränge heran, das im Sonnenlicht gleißende Schwert in ihrer ausgestreckten Rechten überragte sogar das Hippodrom.

Auch wenn er und Baduar nicht gekommen waren, um dem Rennen beizuwohnen – jedenfalls hoffte er, dass jemand mit diesem Geschenk mehr bezweckt hatte, als ihnen eine Freude zu machen –, war er doch sehr aufgeregt. Die Begeisterung der Menge, die dem Start der Rennen entgegenfieberte, riss ihn mit. Baduar, der für ein göttinnengefälliges Streitwagenrennen natürlich viel übrig hatte, war ebenfalls nicht teilnahmslos. Über ihnen boten große Planen aus Leinentuch, jede so groß wie das Segel einer Galeere, Schutz vor dem Licht des Praiosmals. Ihr Gönner hatte gute Plätze ausgewählt.

Raul sah sich um: Weit zu seiner Linken, am Ende der Rennbahn, konnte er die hohen Torbögen erkennen, durch die die Streitwagen bald schon auf die Strecke hinausfahren würden. Zu seiner Rechten erhob sich die von flatternden Bannern umgebene Horasloge über die Ränge.

Er stieß Baduar an. »Siehst du, dort, am Ende der Bahn?«, raunte er ihm zu. »Die Hochstraße, die zum Palast hinaufführt?«

Baduar schaute zum Ende des Hippodroms. »Glaubst du, wir sind deswegen hier?«

»Vielleicht bietet sich ja heute, während des Rennens, eine Gelegenheit.« Raul runzelte die Stirn. »Von hier sieht es jedenfalls sehr einfach aus, auf den Palasthügel zu gelangen …«

Es dauerte noch eine halbe Stunde, bis sich endlich etwas tat. Das Hippodrom war nun bis zum Bersten gefüllt. Er vermutete, dass inzwischen dreimal so viele Zuschauer anwesend waren, wie Menschen in Gareth lebten. Lauter Fanfarenhall erklang, hallte von den Rängen wider und erfüllte das ganze Stadion. Die Zuschauer in seiner Nähe blickten alle gespannt nach rechts, hinüber zu der Horasloge. Raul bemerkte dort Bewegung, dann brandete plötzlich Jubel auf und rollte wie eine Welle durch das ganze Hippodrom. Die Menschen sprangen auf, winkten und schwenkten Banner, viele reckten sich und versuchten, besser zu erkennen, was in der Loge vor sich ging. Jetzt sah auch er die schlanke Gestalt in Blau und Gold, die inmitten von zahlreichen Prätorianern, Dienern und prachtvoll gekleideten Höflingen nach vorne trat.

Raul kniff die Augen zusammen, um die ferne Gestalt etwas besser ins Auge zu fassen. Dies war also Hela-Horas, deren Abbilder und Statuen allgegenwärtig waren, die Herrscherin des Bosparanischen Reichs, von der es hieß, dass sie von den Zwölfen gesegnet war, die Schöne Kaiserin, deren Anmut die jeder anderen Frau übertreffen sollte. Doch auch wenn er und Baduar von ihren Plätzen einen recht guten Blick in die Loge hatten, war die Kaiserin immer noch zu weit entfernt, als dass er sie genau hätte erkennen können. Er war so sehr in den Anblick versunken, dass er zuerst gar nicht bemerkte, dass die Streitwagen auf den Sand hinausgefahren kamen. Er zählte sechs Wagen, als diese ihren Rang passierten. Vor jeden waren vier Rösser gespannt, rassige Rennpferde, von der Art, wie sie vor allem von seinem Volk gezüchtet wurden. Jede Quadriga wurde von einem Wagenlenker gefahren, der jeweils eine andere Farbe trug.

Er stieß Baduar an, der den Einzug der Wagen mit Begeisterung verfolgte: »Ich wette mit dir um eine goldglänzende Krone, dass der rote Fahrer den Sieg davontragen wird, Habibi.«

Baduar schüttelte energisch den Kopf. »Siehst du die Schimmel des blauen Fahrers? Ihre Fesseln, und wie sie die Köpfe halten?

Die überrunden einmal die Füchse des roten Wagens, ehe dieser ins Ziel gelangt.«

Raul lächelte und strecke die Hand aus: »Dann sind wir uns einig?«

»Ich würde auf Euren Freund hören, wenn Ihr mich fragt«, mischte sich eine gelassene Stimme hinter ihnen ein. Raul wandte sich um und sah sich einem untersetzten Mann mittleren Alters gegenüber, der eine einfache Leinentunika trug. Seine Augen waren im Schatten seines Strohhuts kaum zu erkennen. Er hielt einen Fleischspieß in der Rechten und wischte sich mit einem Taschentuch das Fett vom Mund.

»Euer Freund versteht etwas von Pferden, werter Herr«, fuhr er ruhig fort. »Astrakon züchtet die besten Pferde diesseits des Raschtulswalls. Ihr solltet nicht gegen ihn setzen, vertraut mir.«

Raul musterte den Fremden lange, der nicht einmal seinen Blick erwiderte, dafür aber mit den Zähnen ein weiteres Stück Fleisch von seinem Spieß abriss und seine Augen auf die Bahn gerichtet hielt. Er nickte ihm höflich zu. »Ich vertraue lieber auf mein eigenes Glück, Effendi.« Mit diesen Worten bot er Baduar erneut die Hand, dieser schlug bereitwillig ein.

Die Wagen hatten die Startlinie vor der Horasloge erreicht. Die Menge wurde ruhiger, und Raul sah nun, dass die Kaiserin ein blaues Tuch emporgehoben hatte. Dann verließ das Tuch ihre Hand. Peitschten knallten, Pferde wieherten. Die Wagen setzten sich in Bewegung, Jubel brandete auf.

»Und da fahren sie!«, rief Baduar aus. »Vorwärts! Vorwärts!«, feuerte er die blaue Astrakon-Quadriga an.

Raul hatte den Start nur aus den Augenwinkeln verfolgt, er beobachtete noch immer die Horasloge. Die Kaiserin ließ sich auf einen hohen Sessel nieder, von dem aus sie das ganze Hippodrom gut überblicken konnte. Doch sein Interesse galt nun einer schlanken Gestalt in Weiß, die gleich hinter der Horas saß. »Dort ist sie!«, raunte er hastig Baduar zu und deutete zur Loge. »Siehst du sie?«

Baduar hatte die Augen nicht von der Rennbahn abgelassen, auf der die Wagen nun nach der ersten Wende in die lange Gerade

gingen. Zwei Gespanne waren bereits zurückgefallen, weiter vorne lieferten sich der blaue und der rote Fahrer ein erbittertes Duell um die Führung.

»Was?« Baduar sah zur Loge hinüber und kniff die Augen zusammen. »Das kann jede sein, vielleicht eine Dienerin«, meinte er dann, seine Aufmerksamkeit wurde aber bereits wieder von den Vorgängen auf der Bahn unter ihnen gefesselt, wo die Wagen jetzt mit irrwitziger Geschwindigkeit die lange Gerade hinunterjagten.

»Nein, ich bin mir sicher«, meinte Raul. »Vielleicht wurden wir deshalb heute hierher bestellt.«

»Ich verstehe immer noch nicht, warum du so zuversichtlich bist«, erwiderte Baduar, ohne den Blick von der Fahrbahn zu nehmen. Raul hielt den Beutel hoch, der ihm zusammen mit den Eintrittskarten überreicht worden war. Baduar warf einen Blick darauf und seufzte. »Sei nur bitte nicht enttäuscht, wenn sich deine Hoffnungen heute nicht erfüllen sollten.«

Raul reckte sich, um über die Köpfe der Menge hinweg zur Loge zu schauen, in der Vallusa auf ihn wartete. Dann vernahm er ein leises Lachen hinter sich, das über die Rufe der Menge kaum zu hören war. Er wandte sich wieder zu dem Mann hinter ihm um: »Kann ich Euch irgendwie behilflich sein?«

»Ich dachte, Ihr seid hier, weil *Ihr* Hilfe braucht, Raul al'Ahjan«, erklärte der Mann. Er hob noch einmal sein Taschentuch empor, und nun bemerkte der Tulamide das darauf eingestickte Symbol. Es handelte sich um dasselbe Zeichen, das auf dem Beutel in Rauls Händen zu sehen war: ein auf der Spitze stehendes Dreieck vor einem Kreis.

Der Mann trat vor und neben Raul. Er sprach leise weiter, sah dabei aber immer noch auf die Rennbahn hinab. »Dies ist also der Schatz, den Ihr aus dem Palast entwenden wollt.« Ein feines Lächeln umspielte seine Lippen. »Mir scheint, Ihr habt Euch den wertvollsten von allen ausgesucht – bedenkt aber, dass dies auch ein Kleinod ist, das sich nicht leicht stehlen lässt.«

Raul musterte den Mann an seiner Seite. Dessen Miene war im Schatten des Strohhuts jedoch nicht zu erkennen. »Habt Ihr einen Namen?«, erkundigte er sich behutsam.

»Natürlich habe ich einen Namen«, entgegnete der Fremde, ohne ihn anzusehen. »Ihr dagegen könnt mich ›Lunaris‹ nennen.« Er knabberte an seinem Spieß und deutete dabei auf Rauls Handgelenk: »Darf ich ihn sehen?«

Raul zögerte, dann schob er seinen Ärmel zurück und zeigte Lunaris den glänzenden silbernen Reif. Dieser trug dasselbe Symbol, das der Fremde als Erkennungszeichen vorgewiesen hatte: Dreieck vor Kreis, der Fuchskopf vor dem Mond, das Zeichen des listigen Gottes Feqz. Lunaris nickte und reckte sich etwas, um zum Ende der Bahn schauen zu können, wo die vordersten Wagen kurz vor Erreichen des Wendepunkts um die beste Position für die nächste Runde kämpften. »Die Kaiserin hat bereits zum zweiten Mal innerhalb weniger Monde die Erhabenen der zwölf Kirchen zusammengerufen«, fuhr Lunaris so ruhig fort, als würde er ihn über die Vorzüge eines Rennpferds der Astrakon-Züchtung informieren.

Raul schwieg. Er verstand nicht, worauf Lunaris hinauswollte oder wieso er ihm von Angelegenheiten der Kirchen erzählte. Wenn ihn dies jedoch näher an seine Prinzessin heranbrachte, würde er geduldig sein.

»Zum einen«, begann Lunaris und unterbrach sich dann, um in die Rufe der Menge einzustimmen, als die Räder des roten Fahrers die Begrenzung der Innenbahn streiften. »Zum einen heißt es, dass sie die Szepter der Herrschaft in den Händen der Horaskaiser – und damit in ihren eigenen – wieder vereinen möchte.«

Raul schaute ihn weiter fragend an.

»Die Szepter stehen für die weltliche und die geistliche Herrschaft über Dere«, erklärte Lunaris ruhig, »doch nach dem Tod des Fran-Horas, der das Reich ins Verderben riss, wurden sie geteilt, da nie wieder so große Macht in den Händen einer einzelnen Person vereint sein sollte. Seitdem ist der Horas nicht mehr ein geweihter Diener des Praios, sondern nur noch vom Titel nach Heliodan. Die Macht des Linken, des himmlischen Szepters, ruht seit den Zeiten Silem-Horas' in den Händen der Luminifacti, der Wahrer der Ordnung von Bosparan.«

Auch dies erzählte der Fremde im Plauderton und ohne die Augen von der Bahn abzuwenden.

»Aber das ist nur der Anfang. Etwas noch Größeres steht uns bevor, wenn die alten Zausel an den Spitzen der Kirchen es nicht schaffen, ihren Mut zusammenzunehmen und sich der Kaiserin entgegenzustellen. Etwas, das nicht einmal der blutige Fran gewagt hat, das sich nicht nur gegen die Gesetze der Menschen, sondern auch die der Götter richtet.« Lunaris hatte den letzten Bissen Fleisch verzehrt und wischte sich erneut das glänzende Fett von den Lippen. »Was auch immer geschehen wird, es wird am 7. Praios geschehen, am Jahrestag von Horas' Erscheinen«, raunte er Raul dann zu. »Die Nacht vor diesem Tage ist die beste, vielleicht sogar einzige Gelegenheit, die sich Euch bieten wird. Wenn Ihr Euer Vorhaben wahrhaftig in die Tat umsetzen wollt, dann findet Euch morgen Abend in der Herberge *Via Balirii* ein, wenn der Stundengong neunmal geschlagen hat.« Nun wandte Lunaris sich zu ihm um und sah Raul zum ersten Mal direkt an. »Ich muss Euch aber warnen: Euer Vorhaben ist mit größter Gefahr für Leib und Leben verbunden. Ihr solltet Euch sicher sein, dass Euer Schatz dieses Risiko auch wert ist.«

Raul schwieg. Lunaris hob zum Abschied leicht den Strohhut an, sodass der Tulamide erstmals die Augen des Fremden sehen konnten, die schwarz waren wie die Nacht. Als er sich zum Gehen wandte, hielt Raul ihn zurück: »Ich nehme doch an, dass Ihr von mir eine angemessene Gegenleistung für Eure Hilfe erwartet?«

Der Fremde lachte. »Ihr liegt durchaus richtig, werter Herr. Doch wenn ich mich nicht gänzlich irre, ist mein – vielleicht sogar unser aller – Verdienst hoch genug, wenn ich Raul dem Großen dabei helfe, in den Palast zu gelangen.«

Raul runzelte verständnislos die Stirn, doch plötzlich schrie die Menge laut auf, und er wandte sich wieder der Bahn zu. Während einer Wende hatte der schwarze Fahrer die Kontrolle über sein Gespann verloren und war gegen die Außenmauer geprallt, Pferde und Wagen hatten sich überschlagen. Raul wandte sich wieder um, doch der Fremde war spurlos verschwunden. Er konnte ihn weder auf der Treppe noch zwischen den Zuschauern entdecken.

Raul sah noch einmal zu der Horasloge hinüber und zu der schlanken weißen Gestalt, die regungslos hinter der Kaiserin saß. Keine Gefahr war ihm zu groß, wenn er seine Prinzessin nur noch einmal wiedersehen könnte. Er würde jede Festung erobern, jede Falle umgehen, jeder Gefahr ins Auge sehen, jedes Hindernis überwinden, das ihm die Götter in den Weg legten. Dennoch hoffte Raul, dass er sein Glück mit diesem tollkühnen Unterfangen nicht zu sehr strapazieren würde.

Die Menge johlte laut auf. Raul sah, wie die Füchse des roten Fahrers vom Gespann des blauen Wagens abgedrängt wurden und stürzten. Die rote Quadriga überschlug sich und prallte mit lauten Krachen gegen die Außenmauer des Hippodroms.

Nacht war über die Stadt der hundert Türme hereingebrochen, und sowohl die Geräusche als auch die Lichter Bosparans erschienen nun gedämpfter, als würde die Stadt gespannt den Atem anhalten und auf die beiden Männer blicken, die in diesem Moment durch das Osttor traten. Baduar und Raul wanderten im Schatten des gewaltigen Aquädukts, das auf dünnen Beinen durch die Landschaft stakte, die Straße entlang. Zu beiden Seiten standen hier Wechselstuben, Mietställe und einige kleinere Herbergen für Gäste, die es vorzogen, außerhalb der Stadt zu nächtigen, oder die nach Torschluss in Bosparan eintrafen. Es war noch immer sehr warm. Dunkle Wolken hingen am Himmel und verdeckten immer wieder das bleiche Madamal und die funkelnden Sterne über Bosparan.

Bei der *Via Balirii* handelte es sich um eine kleine Herberge mit einem zur Straße offenen Schankraum, ähnlich der Taverne, die sie in Brig-Lo aufgesucht hatten, davor standen unter freiem Himmel mehrere Tische. In diesem Moment schlug hinter ihnen in der Stadt der Gong des Praios-Tempels zur vollen Stunde. Baduar zählte neun Schläge, sie waren pünktlich. Die Taverne war recht belebt, er konnte sich gut vorstellen, dass aufgrund der Feierlichkeiten in Bosparan auch die *Via Balirii* ausgebucht war. Die Gäste, die zu dieser Zeit noch an den Tischen saßen oder sich an der Theke festhielten, wirkten alle nicht sehr respektabel.

»Warum du diesem Lunaris so blind vertraust, kann ich einfach nicht verstehen«, murmelte er Raul zu und behielt dabei die Hand am Schwertknauf. »Vermutlich will er uns lediglich in eine Falle locken und ausrauben.«

»Und allein dafür dieser ganze Aufwand?«, entgegnete Raul. »Nein, sicherlich nicht.« Er schaute sich aufmerksam um. »Außerdem habe ich doch dich an meiner Seite, Habibi. Du bist argwöhnisch genug für uns beide.«

»Ich wünschte mir nur, dass du etwas vorsichtiger wärst«, entgegnete Baduar. »Dasselbe habe ich dir auch damals nach unserem Besuch in Beilunk gepredigt, erinnerst du dich? Eine dunkle Gasse? Vier Bewaffnete? Und wir zwei viel zu betrunken, um aufrecht zu stehen?«

Raul deutete zum Ausschank: »Ich gebe dir einen Becher Wein aus, während wir warten.«

»Hast du mir überhaupt zugehört?« Baduar seufzte und folgte Raul zur Theke. Dabei achtete er genau auf die Anwesenden. Keines der Gesichter hier kam ihm bekannt vor. »Und du weißt nicht, wann Lunaris hier eintrifft?«

»Nein«, erwiderte Raul seelenruhig, »aber er wird schon auftauchen.«

Die beiden ließen sich Becher mit Wein geben und hielten dann auf einen freien Tisch nahe der Straße zu. Eine junge Frau mit auffallend kurzen Haaren kam ihnen entgegen, lächelte Baduar im Vorbeigehen zu und …

»He, Vorsicht!«, rief sie plötzlich aus. Baduar wirbelte herum, Hagrondriar bereits einige Finger weit aus der Scheide gezogen.

Raul hatte die junge Frau fest am Arm gepackt. »Gib ihn wieder zurück«, forderte er nachdrücklich. Die Frau mochte nur wenig mehr als zwanzig Sommer zählen, die Fransen ihrer kurzen dunkelblonden Haare hingen ihr in die braunen Augen hinunter. Sie trug ein einfaches Kleid, das an mehreren Stellen geflickt war, und aus ihrem schmalen, blassen Gesicht ragte eine vorwitzige, von Sommersprossen umgebene Stupsnase hervor. Plötzlich lächelte sie breit und hob Rauls Armreif empor. Er nahm ihn ihr ab und steckte ihn wieder an.

»Phex ist mit dir, Raul al'Ahjan«, erklärte sie dann. »Es ist lange her, dass mich jemand ertappt hat.«

Raul wechselte einen Blick mit Baduar, dann erst ließ er ihren Arm los. »Ich nehme an, Lunaris hat dich geschickt? Wo ist er?«

Die Diebin grinste: »Meinst du wirklich, Lunaris mit seinem dicken Bauch wird euch bei eurem Vorhaben persönlich helfen? Er ist mehr die Sorte Mensch, die, sagen wir mal, Leute mit gemeinsamen Interessen zusammenbringt.«

Sie winkte die beiden Männer zu einem freien Tisch, nebenan sprachen einige Fuhrknechte dem Wein zu. »Mein Name ist Raneola«, erklärte sie mit gedämpfter Stimme, kaum dass sie sich gesetzt hatten, »und ich bringe euch heute Nacht in den …« Ihr Blick huschte zu den Fuhrleuten. »… in den Horst des Adlers, sozusagen.« Sie zwinkerte Baduar zu, ihr Lächeln reichte dabei von einem Ohr zum anderen.

»Dir ist ein Weg bekannt?«, erkundigte sich Raul eifrig. Baduar warf einen Seitenblick zum Nachbartisch, doch keiner der Trinkenden dort schien sich für ihr Gespräch zu interessieren.

»Aber ja«, erwiderte die junge Diebin. Dabei spielte sie mit einem schmalen Dolch und ließ diesen immer wieder geschickt um ihre Hand gleiten.

»Dann warst du schon einmal im … ›Adlerhorst‹?«, erkundigte sich Raul, nun auch etwas zurückhaltender.

Sie lachte auf, als habe er keine dümmere Frage stellen können. »Nein, natürlich nicht.«

»Woher weißt du dann, dass dein Weg gangbar ist?«, hakte Baduar sofort nach.

»Weil ich ihn schon einmal benutzt habe, aber kurz vor dem Ziel wieder umgekehrt bin, schöner Mann«, erklärte Raneola ihm. Baduar runzelte die Stirn, während die junge Frau amüsiert kicherte. »Ich hänge schließlich an meinem Leben«, fuhr sie fort und senkte ihre Stimme wieder. »Wenn wir erst mal drin sind, werde ich Hilfe brauchen, und da kommt ihr beide ins Spiel.«

»Und was hast du davon?«, fragte Baduar misstrauisch nach, fest entschlossen, sich von Raneolas Schmeicheleien nicht ablenken zu lassen.

»Was glaubst du?«, raunte sie zurück. »Wenn dieses Vorhaben gelingt, wäre ich die erste Diebin seit tausend Jahren, die in die Zitadelle eindringt und auch davon berichten kann. Wenn ich beweisen kann, dass ich das großartigste Phexensstück von allen vollbracht habe, was meinst du, wie mein Ansehen **steigen** würde?«

»Wie möchtest du es denn beweisen?«

»Nun – irgendein Gegenstand aus dem Palast würde genügen«, erklärte Raneola lächelnd. »Nicht unbedingt etwas Wertvolles. In den Augen Phexens richtet sich der Wert danach, wie schwierig es ist, einen Gegenstand zu erringen.«

Raul beugte sich vor: »Wie willst du uns hineinbringen?«

Ein weiteres, noch breiteres Lächeln erhellte ihr Gesicht. Sie hob die Hand – und deutete dann mit dem Daumen über ihre Schulter auf das Aquädukt, das hinter ihr stumm und schwarz aus der Nacht aufragte und über die Stadtmauern hinweg direkt zum Horaspalast führte. Raneola lachte, als sie Baduars Gesichtsausdruck bemerkte.

Die beiden folgten der flinken Diebin durch die Dunkelheit, vorbei an hüfthohem Strauchwerk und einigen vereinzelten Bosparanien mit breiten Baumkronen. Die Häuser und die Lichter blieben hinter ihnen zurück. Schließlich erreichten sie das Aquädukt. Baduars Blick fiel auf die gewaltigen Stützen vor ihnen, die großen Bögen, die sich dazwischen spannten, etliche Klafter über dem Boden, und wanderte dann höher: Eine weitere Reihe Bögen erhob sich darüber, dann noch eine und noch eine. Der obere Rand des Bauwerks verlor sich bereits in der Dunkelheit. Er verharrte, ein kalter Schauder lief ihm langsam den Rücken hinab, sein Kopf fühlte sich beim Anblick des Aquädukts plötzlich sehr viel leichter an. Das Konstrukt kam ihm wie eine Himmelsleiter vor– eine sehr fragile Himmelsleiter. Er bemerkte, dass Raul ihn stirnrunzelnd ansah. Rasch versuchte er sich wieder zu fassen: »Was ist?«

»Du musst uns wirklich nicht begleiten, wenn du es nicht wünschst. Ich benötige deine Unterstützung nicht zwingend, Raneola wird mich schon führen. Und es wäre bestimmt nicht schlecht, jemanden zu haben, der hierbleibt und auf Passanten acht gibt.«

Baduar schaute sich um. Die nächsten Straßen und Häuser waren weit entfernt, sogar außer Hörweite. »Aus welchem Grunde

sollte ich dich nicht begleiten wollen?«, erwiderte er schnippisch. Raul deutete mit dem Kopf hinauf zum Aquädukt.

Baduar nickte. »Ja. Und?«

»Es ist *wirklich* hoch«, erwiderte Raul behutsam.

»Warum sollte mir das etwas ausmachen?«

»Als wir in die Garether Feste eingestiegen sind, na ja«, Raul suchte nach den richtigen Worten, »da schienst du etwas *abgelenkt* zu sein von der Höhe.«

»Höhen machen mir nichts aus«, log Baduar mit einem Seitenblick auf Raneola. »Glaub also nicht, dass du jetzt nach Vorwänden suchen kannst, ohne mich zu gehen, nur um nachher den Ruhm alleine zu ernten.« Dann fügte er noch betont aggressiv hinzu: »Mal wieder!«

»Verzeih mir, Habibi. Ich wollte dich wahrlich nicht beleidigen«, erklärte Raul ernsthaft und verneigte sich entschuldigend. Baduar folgte ihm hinüber zu der Stütze, wo Raneola bereits auf sie wartete. Plötzlich blieb Raul noch einmal stehen. »Schau besser nicht nach unten oder oben«, raunte er Baduar zu, »immer nur auf das Mauerwerk vor dir.«

»Ich schwöre dir«, erwiderte Baduar ebenso leise, »ich werde nicht für einen Moment lang die Augen von der Wand abwenden, selbst wenn Famerlor höchstselbst an uns vorbeifliegen sollte.«

Die beiden schlossen zu Raneola auf.

»Warum können wir nicht näher am Palasthügel auf das Aquädukt steigen?«, erkundigte sich Baduar und bemühte sich, gelassen zu klingen. Dies erschien ihm viel naheliegender, ihr Weg wäre dann nicht so weit, und das Bauwerk war schließlich abschüssig und so nahe an der Zitadelle weniger hoch.

»Weil man uns entdecken würde, wenn wir innerhalb der Stadt auf das Aquädukt steigen«, erklärte die Einbrecherin. »Dort gibt es zu viele Lichtquellen, und innerhalb der Jelianischen Mauern sind auf den unteren Ebenen des Aquädukts sogar Palastwachen postiert. Nur ganz obenauf stehen keine Wachen – ist zu gefährlich … Dies ist die einzige Möglichkeit, und wenn wir erst mal oben sind, sieht uns dort niemand, nur der listige Gott.«

Raneola streifte ihr geflicktes Kleid ab, unter dem sie eine Tunika mit aufgenähten Taschen trug. Sie drehte das Kleid auf die Innenseite, die aus feinem schwarzen Stoff bestand, der so dunkel wie die Nacht selbst war, und zog es wieder über. Raul und Baduar hatten, in Erwartung irgendeines Phexensstücks, vorsorglich bereits dunkle Kleidung gewählt. Die junge Einbrecherin streifte feste schwarze Handschuhe über und griff dann nach einem vorstehenden Stein über ihrem Kopf. »Wir sehen uns oben – Phex mit euch!«, wünschte sie und begann, gewandt wie eine Katze, den Stützpfeiler zu erklimmen.

Raul und Baduar begutachteten das Mauerwerk vor ihnen. Das Aquädukt war aus groben Steinen gemauert, es war sicherlich schon Jahrzehnte alt, wenn nicht älter – was Baduar nicht gerade beruhigte –, und es fanden sich hier und da Spalten und Vorsprünge in der Mauer, die ihren Händen und Füßen einigermaßen Halt bieten würden. Raul ließ Baduar den Vortritt, dann begann ihr Aufstieg.

Die ersten zwei oder drei Bogenreihen waren erstaunlich einfach zu bewältigen. Das Mauerwerk, das Baduar nie aus den Augen ließ, war noch immer warm von der Sonne, es bot tatsächlich recht guten Halt und war fest gemauert. Auf die bosparanischen Ingenieure und Handwerker war offenbar Verlass. Doch dann begann der Wind immer stärker an seiner Kleidung und an seinen Haaren zu zerren, und Baduars Zuversicht war das Erste, was vom Wind fortgerissen wurde. Sein Herz schlug schneller, und der Drang, vielleicht doch einmal nachzusehen, wie hoch sie sich befanden und wie weit sie bereits gekommen waren, wurde immer stärker.

»Wir sind schon fast oben«, hörte er von unten Rauls beruhigende Stimme. Baduar fragte sich, ob dies eine gute oder eine schlechte Nachricht sein sollte. Er zwang sich, auf die Mauer zu starren, und atmete tief durch. Dann tastete er nach dem nächsten Vorsprung und zog sich weiter hinauf, nach dem nächsten, und immer so weiter.

Schließlich griff er ins Leere. Er erschrak, als er keinen Halt fand, dann packte jemand seine Hand und half ihm weiter hinauf.

Als er sich nach oben gezogen hatte, fand er sich auf der Oberseite des Bauwerks wieder. Zunächst wagte er es nur, auf die Steine unter sich zu starren, und versuchte, seinen Herzschlag und seinen Atem zu beruhigen, dann hob er ein wenig den Kopf.

Raneola hockte in der Finsternis vor ihm auf dem Aquädukt. »Nicht schlecht«, meinte sie ehrlich anerkennend, »ich hätte nicht gedacht, dass du so gut durchhalten würdest.«

Er bemühte sich um ein Lächeln, das von ihr erwidert wurde, und diesmal war es nicht spöttisch gemeint. Hinter ihm schwang sich Raul geschickt auf die Oberseite des Aquädukts.

»Bleibt dicht hinter mir und achtet immer darauf, wohin ihr tretet«, befahl Raneola leise. »Ein Fehltritt, und es ist aus mit euch. Und glaubt mir, auf dem Weg nach unten bleibt euch noch genug Zeit, um euren Frieden mit den Göttern zu schließen.«

Sie richtete sich auf und setzte sich wieder in Bewegung. Baduar spürte Rauls Hand, die ihm aufmunternd auf die Schulter klopfte. Er holte tief Luft und stand dann vorsichtig auf. Die begehbare Oberseite des Aquädukts war schmal, gerade einmal zwei Ellen breit, und es erschien ihm, als würde sie vor seinen Augen langsam zusammenschrumpfen. Er zwang sich, auf das Mauerwerk unter sich zu starren und nicht nach oben oder nach vorne und erst recht nicht über den Rand. Langsam setzte er sich in Bewegung, doch seine Beine schienen nun aus weichem Wachs zu bestehen und wollten ihn nicht so sicher tragen, wie er es gewohnt war.

Langsam folgte er Raneola und hoffte, dass Raul immer noch dicht hinter ihm war. Der Wind pfiff hier oben beständig um seine Ohren. Schritt für Schritt ging er weiter, den Blick immer auf das letzte bisschen festen Stein vor seinen Füßen gerichtet. Weiter, immer weiter …

Plötzlich brach unter seinem Fuß ein Stein weg, er verlor er den Halt. Er rutschte zur Seite, ruderte mit den Armen, fand sein Gleichgewicht wieder … und schaute dabei ganz unwillkürlich auf.

Ein weites Lichtermeer erstreckte sich vor ihm – und tief unter ihm. Sehr, sehr tief unter ihm. Er spürte den Wind, der ihm

höhnisch ins Ohr flüsterte, an ihm zog, mit kalten Fingern an ihm zerrte und ihn mitreißen wollte. Die Lichter verschwammen vor seinen Augen zu einem undefinierbaren Ganzen, der Boden unter seinen Füßen schwankte. Er wollte um Hilfe schreien, stieß einen heiseren, erstickten Schrei aus, fiel ... und dann zog ihn jemand zu Boden, etwas Schweres auf seiner Brust drückte ihn gegen das Mauerwerk.

»Tief durchatmen«, hörte er Raneolas leise, aber bestimmte Stimme über sich.

Alles um ihn herum drehte sich, die Sterne über ihm vollführten einen wilden Tanz. Das Aquädukt schwankte, jeden Moment würde es kippen. Es würde einstürzen und ihn mit in die Tiefe reißen ...

»Es ist alles in Ordnung! Hörst du mich? Alles steht fest und sicher«, fuhr Raneola nahe an seinem Ohr fort. »Atme tief durch, erst ein ... und dann aus!«

Er tat, wie ihm geheißen wurde, er atmete, wie es ihm befohlen wurde. Der Steinbau unter ihm hörte auf zu schwanken, die Sterne über ihm drehten sich nicht mehr, sondern kehrten zu ihren angestammten Plätzen zurück. Erst jetzt bemerkte er, dass Raneola auf ihm saß und seine Hände heruntergedrückt hielt. »Geht es wieder?«, fragte sie leise.

Baduar nickte und spürte im gleichen Moment, wie ihm die Schamesröte ins Gesicht stieg. Hoffentlich würde dies im Dunkeln nicht auffallen ...

»Mir geht es gut«, antwortete er und vermochte es sogar, dies mit einigermaßen fester Stimme zu sagen. Die Einbrecherin nickte und stand auf. Raul kroch näher heran und gab ihm die Hand. Baduar ließ sich aufhelfen, hielt den Blick nun aber wieder auf den festen Stein unter sich gerichtet.

»Wir sind fast da«, hörte er Raneola sagen, »nur noch ein kurzes Stück.«

Baduar konnte später nicht mehr sagen, wie er es vollbracht hatte, jenes ›kurze Stück‹ zurückzulegen. Es erschien ihm allerdings wie eine Ewigkeit, bis vor ihnen endlich die Bauten der Horaszitadelle emporragten. Nun waren sie auch endlich nicht mehr so hoch über dem Boden, die Mauern und Dächer der Palastgebäude schienen bereits zum Greifen nahe.

Raul drängte sich näher an ihn heran und deutete nach vorne: »Schau!«

Er schüttelte den Kopf, verharrte aber sofort wieder, als ihn dabei erneut Schwindel befiel. »Mir ist wirklich nicht danach …«

»Nein, nein«, unterbrach Raul ihn, »du musst wirklich hinsehen.«

Langsam hob Baduar den Kopf und blickte in die Richtung, die Raul ihm wies. Raul klopfte ihm auf die Schulter: »Habibi, wenn das kein gutes Omen ist, dann weiß ich nicht, was ein gutes Omen sein soll.«

Der Anblick verblüffte Baduar so sehr, dass er dadurch sogar vergaß, dass er etliche Klafter über dem Boden auf einem schmalen Sims hockte. Ein Stück von ihnen entfernt verband eine breite Brücke die Zitadelle mit dem Hügel im Norden, auf dem sich zahlreiche kleine Paläste und Villen erhoben. Und über diese Brücke verließ gerade – im Fackellicht gut zu erkennen – eine große Abordnung Prätorianer die Horaszitadelle, so wie damals, als Raul und er in die Feste von Gareth eingestiegen waren.

Die Prätorianer teilten sich auf Salims Befehl hin in Gruppen auf und schwärmten aus. Es galt, unter dem Deckmantel der Nacht sechs Aufträge auszuführen. Zwei davon wollte Salim niemand anderem anvertrauen und übernahm sie deshalb selbst. Er bedeutete den Soldaten, die bei ihm geblieben waren, ihm zu folgen, und setzte sich dann in Bewegung. Die breiten Straßen und Wege zwischen den Anwesen auf dem Palasthügel nördlich der Zitadelle waren mit weißem Kies bestreut, der in der Nacht hell leuchtete. Hohe Mauern umgaben die Anwesen, dahinter erhoben sich weitläufige Stadtvillen und Paläste, die von den wichtigsten Würdenträgern, Höflingen und Adligen des Reichs bewohnt wurden. Die Nacht war warm, im Gras zirpten Grillen, hielten aber ängstlich inne, als Salims Schatten auf sie fiel. Das Madamal tauchte alles in einen fahlen Schein, bisweilen senkte sich aber Dunkelheit über den Hügel, wenn eine Wolke am Himmel vorbeizog. Er schwitzte in seiner Rüstung, ließ sich aber nichts anmerken. Die Kaiserin vertraute auf ihn, es oblag nun den Prätorianern, jeden Widerstand gegen die Pläne der Horas auszumerzen – auch wenn dies bedeutete, dass in dieser Nacht Blut fließen würde.

Eine andere Gruppe seiner Prätorianer trat durch das Tor zu einem nahen Anwesen. Sie bewegten sich nahezu lautlos, so, wie es ihnen befohlen worden war. Salims Trupp erreichte ein anderes Grundstück in der Mitte des Hügels und verharrte vor einem Bedienstetteneingang in der Mauer. Einer seiner Prätorianer holte ein Brecheisen hervor und trat näher. Der Riegel fiel leise zu Boden, und das schmiedeeiserne Tor schwang auf. Sie eilten zwischen hohen Bosparanien, sorgsam gestutzten Hecken und kleinen Teichen auf das Haupthaus zu, dessen reine weiße Fassade im fahlen Mondlicht glänzte. Bleiche Marmorstatuen schauten ihnen stumm entgegen.

Ebenso leise, wie sie den Garten durchquert hatten, drangen die Legionäre in das Haus ein und schwärmten aus. Salim marschierte entschlossenen Schrittes voran und durch den Innenhof. Auf dem Wasserbecken in der Mitte des Hofs spiegelte sich das Madamal wider. Zwischen den Säulen hing eine Voliere. Die Singvögel darin begannen aufgeregt zu zwitschern, als er vorbeischritt. Die Sklaven und Diener des Hauses erwachten und wurden von seinen Leuten zum Schweigen gebracht, noch ehe sie Alarm schlagen konnten.

Schließlich trat er in ein weitläufiges Schlafgemach. Durch die Fenster sickerte fahles Licht herein, flackernder Schein kam auch von zwei Öllampen an der Wand. Er trat an das von dünnen Vorhängen umgebene Bett. Unter der seidenen Bettdecke lagen zwei Körper.

Salim schlug die Vorhänge beiseite und riss die Decke vom Bett. Die Schlafenden erwachten, eine schrak sofort hoch. Im fahlen Licht sah er lange, rotblonde Locken, die auf bloße Schultern hinabfielen. Ulana Corfaia schien im ersten Moment verblüfft, dann fasste sie sich jedoch überraschend schnell und gab nicht einmal einen Laut von sich. Die Frau neben ihr dagegen schrie erschrocken auf und versuchte zu fliehen. Eine Prätorianerin fing sie an der Tür ab und hielt sie mit eiserner Hand fest.

Ulana sah Salim lange an. »Ich hatte nicht erwartet, dass sie so weit gehen würde«, meinte sie dann nur leise.

»Es ist unabdingbar, dass die Entscheidung einstimmig ausfällt«, erklärte er ruhig.

Die Wahrerin der Ordnung nickte langsam. Dann blickte sie kurz zu der nackten Frau hinüber, die sich vergeblich gegen den Griff der Legionärin wehrte. »Ich nehme an, dass Ihr keine Zeugen hinterlassen werdet.« Es war eine Feststellung, keine Frage. »Und ich nehme ebenfalls an, dass Ihr unbestechlich seid. Andernfalls würde ich Euch ein sehr beträchtliches Vermögen dafür anbieten, wenn Ihr diese Frau gehen lasst. Ich würde sie in diesem Fall auch einen heiligen Eid schwören lassen, der sie auf ewig zu Stillschweigen verpflichten wird.«

Salim nickte. »Ihr liegt ganz richtig mit Euren Annahmen, Eminenz. Ich kann Euch aber versprechen, dass es sehr schnell und nahezu schmerzlos geschehen wird.«

Ulana schloss die Augen und atmete tief durch, ihre Lippen flüsterten ein Gebet. Hätte sie nicht in Panik ausbrechen können? Wenn sie sich wehren und vielleicht sogar um Gnade betteln würde, das hätte es ihm vermutlich leichter gemacht, es wäre schneller vorbei gewesen. Doch dass die Wahrerin der Ordnung so gefasst blieb, bewirkte das genaue Gegenteil.

Die Priesterin richtete sich etwas auf und sah ihn fest an. »Ich bin so weit«, erklärte sie.

Er nickte, hob Ingrâsil und ertappte sich dabei, wie er einen Herzschlag lang zögerte, ehe er die Waffe herabfahren ließ.

Sein zweiter Gang in dieser Nacht würde schwerer sein, auch wenn er diesmal nicht gezwungen war, eine Frau zu töten. Aufgrund der besonderen Umstände durfte er ihn jedoch niemand anderem anvertrauen. Er erreichte das Centrum Aventuricum über dunkle Seitenstraßen, nur zwei Prätorianer folgten ihm. Selbst zu dieser Zeit waren noch Menschen auf dem Platz unterwegs, und er wollte kein Aufsehen erregen. Dann erreichte er den gewaltigen Tempel des Götterfürsten, der sich am Südende des Platzes erhob. Etliche Klafter hohe, golden glänzende Säulen ragten vor dem Hauptportal empor, das flackernde Licht großer Feuerschalen erhellte die Nacht. Salim näherte sich dem Gotteshaus von der Seite und klopfte dort an eine schmale Pforte. Der Tempelsklave, der ihm öffnete, wurde von seinen beiden Begleitern rasch in den Schatten gezogen. Einer der Prätorianer hielt dem Mann den Mund zu, der andere stieß ihm das Kurzschwert in die Brust. Salim betrat das Gebäude. Von nun an war er auf sich allein gestellt.

Heller Schein von Kerzen und Fackeln umgab ihn. Die Tempel des Sonnengottes waren zu jeder Tages- und Nachtzeit von Licht erfüllt, was seine Aufgabe nicht leichter machte. Er kannte seinen

Weg, auch wenn er den Praios-Tempel noch nie zuvor betreten hatte, und war darauf vorbereitet, unerwartet auf Bewohner des Gotteshauses zu stoßen. Eine schmale Wendeltreppe führte ihn in die oberen Etagen. Leise eilte er einen langen Gang hinunter, der ebenfalls von hellem Licht erfüllt war, noch immer war er niemandem begegnet. Die Wände waren mit kunstvollen und farbenprächtigen Mosaiken verziert, die wohl das Gefolge des Praios darstellten. Er wusste nicht viel über den Sonnengott, vor seiner Zeit in Bosparan hatte er nichts von der Verehrung dieses Gottes gewusst. Die meisten Tulamiden beteten zwar ebenfalls zu Praios, doch in seinem Stamm war der Götterfürst nicht bekannt gewesen, und Salim war auch nicht bereit, dem stolzen Sonnengott neben Ras'Ragh einen Platz einzuräumen.

Er passierte eine offene Empore, die entlang der Decke der riesigen Gebetshalle entlangführte. Dort strahlte und leuchtete es, als wäre es helllichter Tag. Er riskierte einen Blick hinunter in die Halle, um sich zu vergewissern, dass ihn niemand beobachtete.

Für einen Moment war er von der hellen Kugel aus gleißendem Licht geblendet, die hinter dem Altar über den ausgebreiteten Schwingen eines gewaltigen goldenen Greifen schwebte. Der Schein dieses Lichts erhellte jeden Winkel der Tempelhalle, verdrängte alle Schatten und schien sogar einen Weg in Salim hinein zu finden, als wolle es seine Seele erforschen ...

Plötzlich ertappte er sich dabei, dass er lange Momente reglos in das Licht gesehen hatte. Er blinzelte, noch immer stand ihm das Gleißen wie hundert kleine Sterne vor Augen. Sein Herz schlug schneller, und seine Handflächen waren feucht. Erst jetzt bemerkte er, dass in der Halle unter ihm Tempelgardisten Wache hielten. Hastig zog er sich zurück, spähte dann aber noch einmal behutsam um die Ecke. Die Soldaten standen immer noch an ihren Plätzen. Er versuchte, sich wieder zu fassen, und eilte weiter. Er zählte die Türen entlang des Ganges mit, bis er die richtige gefunden hatte. Schließlich stand er vor einem schmalen Durchgang. Er blinzelte die Sterne fort, die immer noch vor seinen Augen tanzten, dann griff er nach der Klinke und trat ein.

Der junge Novize, der, ein Gebetsbüchlein in der Hand, neben der Tür auf einer schmalen Bank hockte, sah ihn nicht einmal kommen. Salim packte ihn und brach sein Genick. Der Tribun fand sich in einer überraschend einfachen Zelle wieder, die nur mit dem Nötigsten eingerichtet war, und trat zu der schmalen Pritsche in der Ecke des Raums hinab. Er schaute auf die dürre Gestalt unter der dünnen Decke herab.

Eine der acht höchsten Geweihten des güldenländischen Götterfürsten hatte er bereits getötet, nun stand er kurz davor, diese Tat zu wiederholen. Wieder musste er an das Licht im Tempelraum denken, doch nun erschien es ihm so, als ob jede Wärme aus seinem Körper entweichen würde. Um wieder Mut zu fassen, versuchte er an die Kaiserin zu denken, an die Aufgabe, die sie ihm voller Vertrauen in seine Fähigkeiten und seine Verschwiegenheit übergeben hatte – oder hatte sie gar nicht dieses Vertrauen in ihn und bedachte ihn nur mit dieser Mission, weil er keine Gewissensbisse haben würde? Weil er ein Barbar war, der an einen ›falschen‹ Gott glaubte und nicht an die Zwölfe und ihren Fürsten Praios?

»Wenn Ihr mich töten wollt, dann tut es jetzt, Götzendiener.«

Die heisere Stimme ließ ihn zusammenfahren, auch wenn sie so leise war, dass er sie fast nicht gehört hätte. Er schaute auf das Bett hinab. Areus, der greise Wahrer der Ordnung, hatte sich etwas aufgerichtet und sah zu ihm auf. Salim blickte ihn einen Moment lang stumm an. Der Blick des Priesters war fest, er machte keine Anstalten, um Hilfe zu rufen. Das Licht der Öllampen spiegelte sich in seinen grauen Augen, die ihn unverwandt anschauten, wider. Salim griff nach einem der Kissen und nahm es in beide Hände.

»Sie wird fallen, Tribun«, erklärte Areus plötzlich. »Sie fordert den Zorn der Götter heraus, und der Frevel, den sie heute Nacht begeht, ist nur einer von vielen. Wenn sie ihr Vorhaben morgen umsetzt, dann ist es um sie und alle, die ihr folgen, geschehen. Sie hat ihre Seele bereits verschachert, seht Ihr es nicht? Sie ist nicht mehr die Frau, die vor dreizehn Götterläufen den Adlerthron bestieg. Was sie einmal berührt, wird auf ewig der Verdorbenheit

anheimfallen. Lasst nicht zu, dass Euch dasselbe widerfährt, Tribun.«

Unwillkürlich hob Salim die Hand zu den Narben an seiner Wange. Plötzlich regte sich heißer Zorn in ihm, der seine Zweifel so schnell verrauchen ließ wie einen Haufen trockener Blätter, an den Feuer gelegt wurde. »Eure Götter interessieren mich nicht, alter Mann«, knurrte er. »Ihr habt nicht gesehen, was ich gesehen habe. Ihr habt nicht gesehen, wie die Legionen Bosparans im Namen Eurer Götter über mein Land hereinfielen wie hungrige Heuschrecken, die alles auf ihrem Weg kahl fressen und nur Tod und Leid zurücklassen.«

»Warum folgt Ihr ihnen dann?«, krächzte Areus. »Warum dient Ihr denjenigen, die Euer Volk bezwungen haben?«

»Ich weiß nicht, welche Götter über dieses neue Zeitalter herrschen, ob meine oder Eure«, schnaubte Salim und packte das Kissen fester. »Vielleicht ist es doch wahr, und Eure zwölf Götter sind die wahren und einzigen Herrscher. Doch habe ich vor langer Zeit schon erkannt, was Ihr nicht wahrhaben wollt: dass in diesem Zeitalter nur der Stärkste bestehen wird. Und dies bedeutet, an der Seite der Kaiserin zu stehen.«

»Wenn dem wirklich so ist, dann müsst Ihr mich jetzt töten«, murmelte Areus und ließ sich auf sein Lager zurücksinken, »denn ich werde nicht schweigen. Ich werde weiter meine Stimme gegen die Kaiserin erheben. Doch denkt an meine Worte, Tribun. Wenn Ihr der Kaiserin weiter auf ihrem Pfad folgt, wird sie Euch direkt in die Niederhöllen führen. Ich hoffe nur, Ihr werdet vor den Göttern Vergebung finden, bevor es auch für Euch zu spät ist ...«

Salim schaute auf den Greis herab. Der Wahrer der Ordnung blickte ihn nur ungerührt mit seinen grauen Augen an. Er spürte, dass seine Hände zu zittern begannen, er vermochte dem Blick des Alten nicht mehr länger standzuhalten. Rasch presste er das Kissen auf das Gesicht des Priesters. Er schloss die Augen, während allmählich das Leben aus dem greisen Luminifactus wich, doch immer noch sah er den anklagenden Blick des Alten vor sich. Schließlich, und es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, zuckte

Areus ein letztes Mal und rührte sich dann nicht mehr. Salim verharrte aber noch eine ganze Weile und bemühte sich, sein heftig pochendes Herz wieder zu beruhigen. Hatte der Wahrer der Ordnung recht? Würde die Kaiserin ihn – und alle, die ihr folgten – tatsächlich ins Verderben führen? Doch Areus hatte nicht gewusst, wie es um Salim stand. Hela-Horas hatte ihn schon vor Jahren berührt, auf ewig gezeichnet. War es bereits zu spät für ihn?

Raul wusste nicht, woher diese Zuversicht kam, die ihn wie eine warme, weiche Decke einhüllte, ob es das gute Omen war, dessen sie eben Zeuge geworden waren, oder die Nähe zu seiner Prinzessin. Nun war er jedoch wieder davon überzeugt, dass er sein Ziel doch noch erreichen würde. Er spürte, dass sein Herz schneller schlug, die Aufregung hatte ihn fest im Griff, alle seine Sinne waren geschärft. Er sah Vallusas schönes Gesicht so vor sich, wie er es sich in den vergangenen Wochen immer wieder vor Augen gerufen hatte: nicht wie bei ihrer ersten Begegnung auf dem Empfang, sondern auf dem Dach der Feste, mit nicht mehr als einem dünnen Nachtgewand aus fließender weißer Seide bekleidet, barfüßig, die goldenen Haare offen, den Schimmer von Sternenlicht in ihren Augen.

Er hockte neben Baduar und Raneola auf dem Dach eines wehrhaften Gebäudes innerhalb der Mauern der Horaszitadelle. Große Götter- und Heiligenstatuen schauten von den Rändern des Dachs auf die Palastgebäude herab und boten den drei Einbrechern willkommenen Schatten und Schutz, ganz so, als würden die Götter und Alveraniare ihr Vorhaben gutheißen.

Wie Raneola es versprochen hatte, waren sie über das Aquädukt bis in den innersten Mauerring gekommen. Dort hatten jedoch überall Palastwachen in goldenen Rüstungen gestanden und große Wachfeuer erleuchteten die Nacht. Sie waren das letztes Stück behutsam auf den Bäuchen gekrochen, nur zwei Mannslängen über den Köpfen der Wachen. Wann immer einer von ihnen versehentlich ein Steinchen über den Rand stieß, hatten sie den Atem angehalten und stumm gebetet, dass niemand misstrauisch wurde.

Rauls Bewunderung für Baduar war in den vergangenen Stunden stetig gewachsen. Er wusste nicht, wie es ihm gelungen war, den Weg über das Aquädukt zurückzulegen. Es ehrte ihn,

dass sein Kamerad seine Ängste überwunden hatte, um ihn zu begleiten. Er hoffte nur, dass Vallusa einen anderen, einfacheren Weg aus der Zitadelle heraus kannte, eine weitere Kletterpartie in schwindelnder Höhe würde für Baduar nicht leicht werden.

Raneola deutete auf die verschiedenen Gebäude, die sich rund um den weiten Hof unter ihnen gruppierten. »Ich habe mit Dienern und Soldaten gesprochen, die im Palast Dienst tun«, erklärte sie leise. »Es hat mich viele Monate Zeit und viele schöne Worte gekostet, einige spärliche Informationen zusammenzutragen. Wer in der Zitadelle Dienst tun darf, ist der Horas absolut ergeben. Dort drüben«, sie deutete auf ein schmales, langgestrecktes Gebäude am Ende des Hofes, das zahllose kleine Fenster aufwies, »sind die Gemächer der Diener, Sklaven und niederen Höflinge untergebracht. Der große, sehr viel prächtigere Bau daneben beherbergt die kaiserlichen Stallungen, dahinter sind die Wirtschaftsgebäude zu sehen. Wir sitzen auf dem alten Zeughaus, wo auch ein Teil der Palastwache untergebracht ist. Der große Bau zu unserer Linken, der mit dem goldenen Dach, ist der Horas-Tempel der Zitadelle, wo allein die Kaiserin mit ihrem Hofstaat zu Horas betet. Dies dort, der Bau mit den vielen Gargylen«, sie wies auf einen imposanten Bau, vor dem schlanke, sicher zehn Klafter hoch aufragende Säulen ein mächtiges Vordach trugen, »ist das Hauptgebäude, der eigentliche Horaspalast mit den Gemächern der Kaiserin, dem Thronsaal und den Wohnräumen des engsten Hofstaats. Der schmale Rundbau zwischen dem Tempel und dem Palast ist das Nasuleum des Murak-Horas, das jüngste Gebäude der Zitadelle. Da wir durch die Hintertür hereingekommen sind, haben wir uns den üblichen Weg durch etwas ein halbes Dutzend Höfe und ebenso viele schwer bewachte Tore erspart. Es heißt, dass jedes dieser Tore von einem mächtigen Wächterdämon geschützt wird, der erscheint, wenn ein Unbefugter in die Zitadelle einzudringen versucht.« Raneola grinste in der Dunkelheit. »Die sehen jetzt ganz schön alt aus, was?«

Raul interessierte sich aber nur für das Hauptgebäude, auf dessen Grundfläche allein schon die weitläufige Gladiatorenarena Platz gefunden hätte. Überall im Hof brannten Fackeln, sodass die um-

liegenden Gebäude hell erleuchtet waren. An den Zugängen zu den Gebäuden, aber auch auf Balkonen und Türmen standen, Statuen gleich, reglose Palastwachen in goldenen Rüstungen. Dazu kamen die zahlreichen steinernen Figuren, die auf den Dächern, Balkonen und Simsen hockten, einige stellten lediglich Götter und Alveraniare dar, andere jedoch bizarre gehörnte und geflügelte Kreaturen, die den Eindruck erweckten, als könnten sie jeden Moment zum Leben erwachen, die Schwingen ausbreiten und sich in den Hof hinabstürzen. Keine Ecke des Hofes war unbeobachtet.

»Weißt du, wohin wir uns wenden müssen, sobald wir den Palast betreten haben?«, erkundigte er sich.

Raneola zuckte mit den Schultern. »Es ist schon viel wert, dass ich überhaupt so viel herausgefunden habe. Ich weiß nur, dass die Gemächer der Horas wohl den gesamten fünften Stock einnehmen, und vermute, dass die Räume deines Prinzesschens im Stockwerk gleich darunter zu finden sind.«

Raul seufzte. Das war nicht viel, und selbst wenn sie ihre Suche allein auf dieses eine Stockwerk beschränkten – natürlich mussten sie erst einmal hineingelangen –, könnte dies bedeuten, dass sie in wenigen Stunden immer noch etliche Gemächer durchsuchen mussten.

Was nun, alter Freund?, wandte er sich an seinen Gott und suchte dabei am Himmel nach seinem Leitstern. Dieser leuchtete nur schwach in dieser Nacht, immer wieder zogen dunkle Wolken vorbei und verdeckten ihn, sodass Raul ihn bisweilen ganz aus den Augen verlor.

Würdest du mich für tollkühn halten, wenn ich einfach dort hineinspaziere, ohne genau zu wissen, wo ich zu suchen habe? Würdest du mich leiten, oder muss ich auf mein eigenes Geschick, mein eigenes Glück vertrauen?

Dann kam ihm noch etwas in den Sinn: *Du warst doch auch einmal verliebt, richtig? Du hast das Herz der Liebesgöttin selbst erobert und mit ihr den abenteuerlustigen Aves gezeugt. Kannst du meine Lage nicht nachfühlen und mich unterstützen? Wenn Liebe, List und Abenteuerlust mir heute Nacht zur Seite stehen, wäre mein Vorhaben schon so gut wie gelungen …*

Raul kam auf einen Gedanken. Wenn sie schon hier oben waren ... Er deutete zu dem Dach des Horas-Tempels hinüber. »Wir werden niemals ungesehen über den Hof gelangen, also sollten wir unser Glück auch gar nicht erst versuchen. Horas wird aber hoffentlich nichts dagegen haben, wenn wir den Weg über seinen Tempel wählen. Ich sehe dort auch keine Wachen.«

Baduar seufzte in der Dunkelheit leise auf: »Ein *weiteres* Dach?«

Raneola kicherte: »Ich halte dich fest, wenn dir wieder schwindelig wird.«

Baduar gab nur ein beleidigtes Grunzen von sich, dann folgte er Raul und Raneola zur Ecke des Dachs, das bereits an den Horas-Tempel stieß.

♛

Raul beugte sich über den Rand, nachdem er sich vergewissert hatte, dass ihn dort, wo er hockte, keine Wachen entdecken würden. Wie er es sich erhofft hatte, waren auf dem Horas-Tempel keine Palastwachen unterwegs – natürlich stieg niemand hier einem Halbgott auf das Dach –, sodass die drei den Tempel ungestört hatten überqueren können. Unter ihm erhob sich das Nasuleum des Murak-Horas, ein von einer roten Kuppel und einer hohen Statue des Kaisers gekrönter Rundbau, der Horas-Tempel und Palast miteinander verband. Dort waren jedoch auf einem schmalen Gang, der ganz um das Dach des gegenüberliegenden Horaspalasts herumführte, Wachen unterwegs. Und dann waren da noch die zahlreichen Fenster des Palastes, die dem Nasuleum zugewandt waren. Er zog sich wieder zurück in den Schatten einer großen vergoldeten Adlerstatue, die im Mondlicht stumpf glänzte. Dort warteten Baduar und Raneola auf ihn.

»Die Palastwachen marschieren in gleichmäßigen Abständen vorbei, so präzise wie der Stundengong eines Praios-Tempels«, erläuterte er. »Wenn wir die Momente ausnutzen, in denen keine Wache in diese Richtung schaut, können wir uns einzeln auf das Nasuleum abseilen und dann auf die andere Seite der Kuppel

schleichen. Im Schatten des Palasts sieht man uns dann auch von oben nicht mehr.«

Raneola nickte, und selbst Baduar hatte keine Einwände.

»Ich habe keine erleuchteten Fenster gesehen«, fügte Raul hinzu, »aber wenn jemand wach wird und hinausschaut, dann besteht die Gefahr, dass wir gesehen werden. Jene Gargylen dort drüben sind hoffentlich nur aus Stein.«

»Wenn es einfach wäre, wäre es auch keine Herausforderung«, antwortete Raneola. »Ich sage, wir versuchen es. Es sei denn, dein ungelenker Freund hier ist anderer Meinung?«

»Das ist ein ausgezeichneter Plan«, erwiderte Baduar sofort, »und ich bin keinesfalls ›ungelenk‹!«

»Würdet ihr euch bitte zusammennehmen?«, forderte Raul. »Wir haben nun wirklich nicht die ganze Nacht Zeit.«

Tatsächlich hatte der Stundengong unten in der Stadt soeben zwölfmal geschlagen. Raneola wollte antworten, Baduar war aber schneller und presste ihr die Hand auf den Mund. Mit der anderen Hand deutete er auf das Dach hinaus. Raul erstarrte – er hatte sich geirrt. Eine Palastwache wanderte am Rand des Dachs entlang, das fahle Mondlicht glänzte matt auf dem vergoldeten Kettenhemd. Seine Gedanken rasten. Wenn sie ihr Versteck verlassen würden, würde die Wache sie bemerken. Wenn der Mann erst einige Schritte nähergekommen war, würde er die drei Einbrecher ebenfalls entdecken … Er stand auf.

»Was…?«, presste Baduar erschrocken hervor. Im selben Moment sah die Palastwache Raul und erstarrte.

Er holte aus und schleuderte seinen Szimitar kraftvoll in Richtung der Wache. Der Krummsäbel wirbelte mit einem leisen Pfeifen durch die Luft und bohrte sich in das Kettenhemd des Mannes, filigrane goldene Ringe prasselten auf das Dach hinab. Die Palastwache senkte den Blick, schaute auf die Klinge in seiner Brust, schwankte und öffnete den Mund, brachte aber keinen Laut hervor und kippte langsam zur Seite und über den Rand des Dachs. Raul sah mit Entsetzen dem fallenden Körper hinterher, der etliche Klafter unter ihm in einem dunklen Garten zwischen einigen Büschen aufschlug. Sein treuer Szimitar begleitete ihn

schon seit seinen ersten Tagen als Abenteurer und Söldner. Die Waffe hatte ihm immer Glück gebracht und ihn aus jeder brenzligen Lage herausgeholt. Nun war sie verloren.

»Was nun?«, raunte Raneola hinter ihm und beugte sich ebenfalls über das Dach, um nach dem Toten zu schauen.

Raul sah zu seinen beiden Begleitern, doch seine Entschlossenheit schien zusammen mit seinem Szimitar in den düsteren Hof gestürzt zu sein. Baduar schaute ihn lange in der Dunkelheit an. Sein Blick wanderte hinüber zum Palast, der ihnen inzwischen zum Greifen nahe war, dann zurück über das Dach, von wo sie gekommen waren.

»Ich weiß«, murmelte Raul und senkte den Kopf, »mein Vorhaben war von Anfang an aussichtslos, und ich war ein Narr, dass ich geglaubt habe, damit Erfolg zu haben.«

Baduar rieb sich über den Bart. »Das wollte ich nicht sagen«, erwiderte er dann. »Ich finde, wir gehen weiter. So bald wird hoffentlich niemand den Toten entdecken, wir haben also noch Zeit.«

Raul zögerte. »Bist du dir sicher, Habibi?«

»Wir sind schon so weit gekommen, und deine Prinzessin wartet dort drüben auf uns, nur wenige Klafter entfernt …«

Raul schaute zu Baduar auf, der ihm entschlossen zunickte. Er atmete tief durch und nickte zurück.

»Also gut«, murmelte Raneola, »dann sollten wir uns aber beeilen.«

Sie holte ein Kletterseil hervor, das sie um ihre Hüfte geschlungen bei sich trug, und ließ es über den Rand des Dachs hängen, hinunter zum Nasuleum. Nachdem auf dem gegenüberliegenden Gebäude eine Wache passiert hatte, schwang sich Raul über den Rand und seilte sich rasch auf das Dach des Nasuleums ab. Er drückte sich gegen die dem Palast abgewandte Seité der Kuppel und wartete. Kurz darauf folgte Baduar und duckte sich neben ihm in den Schatten. »Ich kann nicht glauben, dass ich auf den Gebeinen, auf dem Sarg des Murak-Horas stehe«, murmelte er und spähte zur Statue des Kaisers hinauf, die grimmig und mit erhobenem Schwert von der Spitze der Kuppel auf sie herunter-

sah. »Es würde mich überhaupt nicht wundern, wenn Rondra mich auf der Stelle mit einem Blitz erschlägt.«

»Heute Nacht scheint dir aber ohnehin eher die Liebesgöttin gewogen zu sein«, antwortete Raul und deutete zu Raneola, die gerade flink und lautlos an dem Seil hinunterstieg. *Hoffentlich bist du nicht der Einzige*, ergänzte er in Gedanken.

Baduar antwortete nicht, die Einbrecherin gesellte sich nun aber auch zu ihnen. Raul spähte um die Ecke der Kuppel. Als über ihnen auf dem Dach die nächste Wache vorbeigeschlendert war, huschte er auf die andere Seite des Nasuleums. Nur die lauernden Gargylen sahen ihm dabei zu. Seine beiden Begleiter folgten. Nun standen sie im Schatten des Palasts, die Fensterreihen des dritten Stockwerks über ihnen.

»Mach dich mal nützlich«, forderte Raneola Baduar auf und gab ihm zu verstehen, er solle ihr zu den Fenstern hinaufhelfen. Er verschränkte die Hände und stemmte die zierliche Frau zu den Fenstern empor. Raul behielt den Hof im Auge und achtete darauf, dass niemand auf sie aufmerksam wurde, während Raneola ihren schmalen Dolch hervorzog und diesen behutsam zwischen die Fensterläden schob. Schließlich hatte sie es geschafft, die Läden zu öffnen, und zog sich hinein. Einen Moment später fiel ihr Kletterseil zu den beiden Männern herunter. Raul und Baduar folgten ihr in eine dunkle Kammer. Zu beiden Seiten waren hier Tische, Stühle und andere Möbel gestapelt. Noch schien Feqz – vielleicht tatsächlich mit etwas Unterstützung von Rahja und Aves – Rauls Vorhaben zu begünstigen, zumindest waren sie nicht in ein bewohntes Zimmer eingestiegen.

Er tastete sich zur Tür vor und lauschte, dann drückte er behutsam die Klinke herunter und spähte durch die Öffnung. Ein von vereinzelten flackernden Lampen nur spärlich erhellter Gang, der zu beiden Seiten etliche Klafter weit reichte, lag vor ihm. Die Wände waren mit edlen Hölzern verkleidet, auf dem Boden lagen schwere, dunkelblaue Läufer, die den Klang ihrer Schritte dämpfen würden. Er trat leise durch die Tür und drückte sich an die Wand. Da ihm beide Richtungen gleich gut vorkamen, entschied er sich für die linke und schlich voran.

Hinter ihm folgten Baduars breitschultrige und Raneolas zierliche Gestalt.

Er erwartete jederzeit, dass sich eine Tür öffnen würde und sie einem Bewohner des Palasts gegenüberstehen würden, oder dass eine Wache oder ein Bediensteter um eine Ecke biegen und sie sehen würde. Er war nun von leiser Panik erfüllt, sein Herz schlug schneller und brachte seine sonst immer so ruhigen und geordneten Gedankengänge durcheinander. Seine Hand tastete zu den Talismanen an seinem Hals. Wenn er nur seinen Szimitar noch hätte …

Schließlich stieß er – endlich! – auf das, was er gesucht hatte: ein weitläufiges Treppenhaus, das die drei Eindringlinge hoffentlich ein Stockwerk näher an Vallusa heranführen würde. Schon trat er auf die unterste Stufe, als er gedämpfte Geräusche vernahm. Er gestikulierte hastig in Richtung seiner Begleiter. Raneola huschte zurück und griff nach der Klinke der ihnen am nächsten liegenden Tür. Die Tür öffnete sich nicht. Rasch zog die junge Frau zwei schmale Metallstifte aus ihrem Ärmel und beugte sich über das Schloss. Raul hörte leises Gemurmel und schlurfende Schritte, die langsam näher kamen. Er drückte sich an die Wand, aber wer auch immer dort kam, musste blind sein, um sie nicht sofort zu sehen. Er bemerkte bereits, wie Baduar hinter ihm leise Hagrondriar zog. Rauls Hand wanderte unwillkürlich zu der Stelle an seinem Gürtel, wo sonst der Griff seines Szimitars auf ihn wartete, griff aber ins Leere. Die Schritte waren jetzt bereits sehr nahe, einzelne Wortfetzen drangen bereits an sein Ohr. Er zog seinen Waqqif aus dem Gürtel. Der kurze Dolch war ein schlechter Ersatz für seinen Säbel.

Etwas klickte kaum hörbar hinter ihnen. Raul schob sich an der Wand entlang und folgte Raneola und Baduar in den nun offenen Raum. Behutsam zog er die Tür hinter sich zu – die Schritte waren jetzt schon sehr nahe – und hielt den Atem an. Er wagte es nicht, die Tür zuzuziehen, aus Angst, das Klicken des Riegels könnte sie verraten. Bange Momente vergingen. Er lauschte und hoffte. Die gedämpften Stimmen und die Schritte waren nun direkt hinter der Tür zu hören – und gingen weiter. Hatte man

sie wirklich nicht bemerkt? Raul wagte es, die Tür einen Spalt breit zu öffnen. Zwei Personen wanderten den Gang entlang, er sah sie jedoch nur von hinten. Die eine war ein alter, gebeugt gehender Mann mit altersfleckigem Kahlschädel, der sich auf einen verzierten Stab und seine Begleiterin, eine dunkelhäutige junge Frau, stützte. Die Frau war offenbar eine Sklavin.

»Derart lange Besprechungen sind nicht gut für einen alten, schwachen Mann«, vernahm er die krächzende Stimme des Greises, »es wird wahrlich Zeit, dass ich mein Nachtlager aufsuche, meine Schöne.« Die dürre Hand des Alten wanderte den Rücken seiner Begleiterin herab. Die Sklavin kicherte leise.

Raul wandte sich ab und sah sich um. Es war finster in dem weitläufigen Raum. In dem fahlen Licht, das durch die Fenster hereinfiel, konnte er die hünenhafte Gestalt Baduars ausmachen, der nahe bei ihm stand. Anscheinend waren sie in einem Gemach, das von einem hohen Würdenträger bewohnt wurde: Er erkannte im Dunkeln die Umrisse von Sitzgelegenheiten, einen schweren Schreibtisch auf einem großen Läufer und einen seidenen Morgenmantel, der über einer Stuhllehne hing. Dann vernahm er das leise und gleichmäßige Schnarchen aus dem Nachbarzimmer.

»Wo ist sie?«, flüsterte Raul, so leise er nur vermochte.

Baduar sah sich im Dunkeln um. Raul bemerkte, dass er ratlos den Kopf schüttelte. Dumpfer Ärger stieg in ihm auf. Jetzt war es zu allem Überfluss auch noch Raneola, die sie in Schwierigkeiten brachte. In diesem Moment bewegte sich etwas in der Dunkelheit, ein zierlicher Schatten gesellte sich lautlos zu ihnen.

»Wenn das kein Beweis ist, dass ich in den Palast eingestiegen bin«, raunte sie, und Raul konnte fast hören, wie breit sie grinste, »dann will ich nicht mehr Raneola heißen.«

Er war sich nicht ganz sicher, es sah aber so aus, als würde die Einbrecherin einen großen Siegelstock in den Händen halten und nun in ihrer Gürteltasche verbergen.

»Das Siegel des horaskaiserlichen Haushofmeisters«, erklärte sie. »Nun wollen wir aber deinen Schatz bergen, Raul.«

Als die drei sicher waren, dass auf dem Gang niemand unterwegs war, schlichen sie wieder hinaus und zurück zum Treppen-

haus. Diesmal schafften sie es unbeschadet in den vierten Stock hinauf. Raul wandte sich dort, einer Eingebung folgend, nach Süden. Er hoffte, dass Vallusas Gemächer hier, am Südende des Ostflügels untergebracht waren, wo sie den ganzen Tag über viel Licht erhalten würden. Ihm stand inzwischen ein deutliches Bild von seiner Prinzessin in ihrem Schlafgemach vor Augen, die schlaflos an ihrem Fenster saß und hinauf zum Sternenhimmel sah. Welch große Augen sie machen würde, wenn er tatsächlich die Tür aufstieß, um sie zu entführen und von all dem hier fortzubringen! Er würde vor ihr stehen, ein gewinnendes Lächeln auf den Lippen, und ihr die Hand reichen. Wahrscheinlich würde Vallusa denken, dass sie träumte, ihm dann aber erleichtert um den Hals fallen und schwören, nie wieder von seiner Seite zu weichen ...

Er spähte um die nächste Ecke und zuckte gleich wieder zurück. Im nächsten Gang standen gleich vier Soldaten in schwarzer Rüstung. Allerdings keine Palastwachen, sondern ... *Prätorianer*, formten seine Lippen in Richtung seiner Begleiter. Baduar und Raneola nickten und wichen langsam wieder zurück.

Wenn hier Prätorianer Wache hielten, konnte das nur bedeuten, dass in dem Raum eine wichtige Person untergebracht war, deren Schutz die Kaiserin nicht den Palastwachen anvertrauen wollte. Allerdings: Die Zitadelle war eine uneinnehmbare Festung, normalerweise würde niemand so weit kommen. Warum sollte also jemand Wachen abstellen, die sich hier im Palast, direkt vor einer Tür postierten? Wen bewachten die Legionäre? Und warum?

»Ihr seid sicher, dass es kein Unfall war?«, erklang da eine harsche gedämpfte Stimme ... aus der Richtung, aus der sie gekommen waren.

Raul blickte sich hastig um. Auf der anderen Seite des Ganges entdeckte er eine große, doppelflügelige Tür. Zum Treppenhaus zurück würden sie es nicht schaffen. Raneola schien dasselbe zu denken, sie huschte über den Gang und wandte sich dem Schloss zu.

»Ein Säbel in der Brust, tulamidische Machart«, antwortete eine tiefere Stimme.

»Einer von uns?«, erklärte die erste Stimme, die wohl einer Frau gehörte.

»Nein, eine Palastwache. Eitle Fatzken, und unfähig, wenn es denn mal drauf ankommt. Sollen wir den Tribun verständigen, Centuria?«

»Nicht nötig«, erwiderte die erste, hellere Stimme.

Raul erkannte nun, dass die Sprecher das Treppenhaus hinaufkamen, und sie waren nicht alleine. Die Schritte wiesen auf mehrere Personen hin. Er bedeutete Raneola hastig, sich zu beeilen.

»Die Wachen der Kaiserin wissen bereits Bescheid. Wir schauen nach der Prinzessin«, erklärte die Frau. Raul horchte auf: Sie hatte ›Prinzessin‹ gesagt! Waren sie hier doch richtig? Er sah zurück zu der Ecke, hinter der die Prätorianer Wache standen. Vallusa war in genau diesem Moment wahrscheinlich nur wenige Klafter von ihm entfernt …

Raneola schaute immer wieder auf, ihre Hände waren nicht mehr so sicher, und noch immer stocherte sie in dem Schloss. Baduar zog langsam sein Schwert und stellte sich vor die junge Frau. Gefasst erwartete er die Gegner, die sich ihnen näherten. Raul fühlte sich nur mit dem Krummdolch in der Hand hilflos. Das Schloss klickte, Raneola schob die Tür auf. In diesem Moment bogen schwarz gekleidete Legionäre um die Ecke.

»Alarm!«, gellte ein Schrei durch den Gang.

Baduar wusste offenbar nicht, ob er Raneola folgen oder sich dem Gegner stellen sollte, er zögerte. Raul hörte Schritte hinter sich und das Geräusch von Waffen, die gezogen wurden.

»Halt! Im Namen der Horas!« Vier Prätorianer, geführt von einer Frau mit kurzen dunklen Haaren, stürmten auf sie zu. Die Wachen hinter ihnen hatten sich ebenfalls in Bewegung gesetzt, Raul vernahm das Hämmern ihrer Schritte auf dem Teppichboden. Er zog Baduar mit sich durch die Tür. Die beiden stolperten in den Raum, Raul drückte die Tür wieder zu, doch schon prallte etwas Schweres gegen das Holz. Noch ein Schlag, und die Türflügel sprangen auf. Gestalten in Schwarz stürzten in den Raum. Raul und Baduar wichen zurück, während Raneola am Fenster verzweifelt mit den Läden hantierte.

Baduar hob sein Schwert, Raul seinen kümmerlichen Waqqif. Sie hatten bereits sehr oft einer Übermacht gegenübergestanden, doch niemals zuvor Prätorianern. In diesem Moment durchfuhr ihn die Gewissheit wie ein eiskalter Dolch, der ihm in den Rücken gestoßen wurde: Sie waren verloren! Er würde Vallusa nie wiedersehen!

Ein halbes Dutzend blanke Klingen war auf sie gerichtet, das Licht von Fackeln erhellte nun den Raum. Sie befanden sich in einem größen Saal, an den Wänden standen Musikinstrumente und Stühle. Es gab keinen anderen Ausweg.

»Legt die Waffen nieder!«, befahl die dunkelhaarige Centuria. »Es ist aus!« Auf dem Gang draußen waren Alarmrufe zu hören.

Er warf einen Seitenblick zu Baduar, der Hagrondriar kampfbereit erhoben hielt. Ihre Blicke trafen sich, und Raul schüttelte leicht den Kopf. Baduars ganzer Körper war angespannt, seine Augen huschten von Gegner zu Gegner. »Dies ist nicht der richtige Zeitpunkt für einen Heldentod«, murmelte Raul. Sein Kamerad reagierte nicht. »Bitte, Habibi ...«, fügte er hinzu. Bange Momente vergingen, dann senkte Baduar die Waffe. Raul ließ seinen Krummdolch fallen und hob die Arme.

Die Centuria grinste. Sie trat vor, dann holte sie plötzlich aus und schlug Baduar mit dem Knauf ihres Schwerts nieder. Er sank stöhnend auf ein Knie, Blut sickerte von seiner Stirn. Ein heller Schrei ertönte, und Raneola sprang flink nach vorne, Raul sah eine dünne Klinge in ihrer Hand, die genau auf die Centuria gerichtet war. Diese wirbelte gedankenschnell herum und rammte der Angreiferin ihr Schwert in den Unterleib.

Entsetzen stieg in Raul auf. Er hatte das Gefühl, als hätte man ihm und nicht der jungen Frau die Waffe in den Bauch gestoßen. Raneola erstarrte mitten in der Bewegung, langsam rutschte ihr der Dolch aus der Hand und landete klingend auf dem Marmorboden. Der Ausdruck im Gesicht der Centuria war kalt. Noch einmal stieß sie zu, trieb die Klinge tiefer in den Leib der zierlichen Einbrecherin. Raneola hustete, und Blut strömte über ihre Lippen. Dann sank sie lautlos zu Boden.

»Nein!« Baduar schrie auf und riss das Schwert empor. Der kraftvolle Hieb prallte auf den stählernen Panzer seiner Gegnerin und warf die Centuria zu Boden. Doch nun waren auch schon die anderen Prätorianer herangekommen und schlugen auf Baduar ein.

Raul wurde zu Boden geschleudert, kräftige Hände hielten ihn fest. Verzweifelt versuchte er, den Kopf zu wenden. Er hörte die Schläge der Waffen und erstickte Laute des Schmerzes. Schließlich traf auch ihn ein Hieb, das Licht der Fackeln verschwamm vor seinen Augen, dann umfing ihn Finsternis.

Vallusa trat ins Freie, hinaus ins Licht – der Anblick verschlug ihr den Atem. Das Centrum Aventuricum quoll nur so über vor Menschen. Zehntausende waren gekommen und hatten sich auf dem riesigen Platz versammelt, trotz der Hitze, auch wenn es keine schützenden Schatten gab. Noch mehr drängten sich rundherum in den Straßen. Sie hatten keinen Platz mehr auf dem großen Rund ergattert und bemühten sich nun, zumindest ein wenig von dem mitzubekommen, was sich am Praios-Tempel abspielte. Die Menschen standen auch auf den Treppen, die zu den Tempeln, Palästen und Verwaltungsbauten hinaufführten, und drängelten sich auf den Balkonen, an den Fenstern und sogar auf den Dächern. Manche trugen Kinder auf ihren Schultern, viele schwenkten goldene und blaue Banner oder Tücher.

Die Zeremonie im Tempel hatte zur Mittagszeit stattgefunden, als die Sonne am höchsten stand. Das Praiosmal strahlte heiß und unerbittlich von einem azurblauen, klaren Himmel herab, kein Wölkchen war zu sehen. Das grelle Licht brach sich in den goldenen Kuppeln und Dächern, den goldenen Adlern auf den zahlreichen Türmen und gleißte auch auf dem Nullmeilenstein in der Mitte des Platzes.

Als Hela-Horas auf den Balkon des Praios-Tempels hinaustrat, brandete frenetischer Jubel auf, rollte über den Platz, begann vor dem Tempel, breitete sich wie eine Flutwelle aus, die immer mehr an Kraft gewann, und hallte schließlich, so kam es Vallusa vor, in der ganzen Stadt wider. Die Kaiserin trug ein langes goldenes Kleid, das in der Sonne strahlte und den Eindruck erweckte, als wäre die Horas mit flüssigem Gold übergossen worden. Genauso glänzte auch das Geschmeide an ihrem Hals, die Reife und Ringe an ihren Armen und Fingern. In der Hand trug sie das schwere goldene Reichsszepter. Die Edelsteine der hohen goldenen Horaskrone funkelten und gleißten, als würden sie nicht das Licht einfangen,

sondern aus sich heraus leuchten. Vallusa kam es so vor, als wäre die Horas von einer schimmernden Aureole umgeben.

Hinter ihr traten die acht Wahrer der Ordnung auf den Balkon, je vier bauten sich zu jeder Seite der Kaiserin auf. Die beiden Luminifacti, die in der vergangenen Nacht überraschend verstorben waren – der alte Areus und Ulana Corfaia –, hatte die Horas noch vor Sonnenaufgang mit Zustimmung der sechs Verbliebenen ersetzen lassen. Vallusa konnte noch immer den Schrecken in ihren Gliedern spüren, der sie durchfahren hatte, als sie die Nachricht vom Tod der beiden Priester vernommen hatte. Dies war kein Zufall, nicht jetzt und nicht hier. Dass die Kaiserin so weit gehen würde, dass sie sich gegen die Götter wenden würde und sogar ihre höchsten Priester meucheln ließ, hätte Vallusa niemals erwartet. Doch sie hatte es nicht gewagt, Einspruch zu erheben oder sich auch nur ihr Entsetzen anmerken zu lassen. Bis vor wenigen Wochen hatte sie in der Gewissheit gelebt, als Prinzessin von Bosparan sicher und unantastbar zu sein. Das hatte sich nun geändert.

Auch die höchsten Geweihten der anderen Kirchen hatten sich auf dem Balkon versammelt. Vallusa musterte die lange Reihe der Eminenzen und Erhabenen hinter der Kaiserin. Die meisten lächelten und sahen erhobenen Hauptes auf die jubelnde Menge hinunter, genossen den Beifall und die Begeisterung, andere schwiegen und verzogen keine Miene. Sie wussten nun, was mit denjenigen geschah, die sich gegen die Kaiserin stellten. Weitere hohe Würdenträger, Offiziere und Höflinge standen in der zweiten Reihe. Sie sah auch Salim al'Thona, der mit regungslosem Gesicht, allerdings mit gesenktem Kopf wenige Schritte hinter der Kaiserin stand.

Die Horas hob nun die Arme, der goldene Adler des Reichsszepters glänzte in der Sonne. Der Jubel der Menge ebbte sofort ab und verhallte. »Bosparan!«, erscholl die helle Stimme der Kaiserin weithin vernehmbar. Vallusa erschien es, als müsse sie noch bis in den letzten Winkel des Platzes zu hören sein.

»Heute ist ein großer Tag – heute, mehr als 900 Jahre, nachdem Unser göttlicher Vorfahr Horas von Praios zu den Menschen

entsandt wurde, um seinen Platz auf dem goldenen Adlerthron einzunehmen. Die zwölf heiligen Kirchen haben deine Bitten und Gebete vernommen, Bosparan. Und so verkünden Wir, dass die Wahrer der Ordnung am heutigen Tage die beiden Szepter der Herrschaft wieder zusammengeführt und in Unsere Hand gelegt haben. Was getrennt wurde, ist nun endlich wieder vereint!«

Wieder brandete Beifall auf, hallte von den umstehenden Gebäuden wider und wanderte durch die ganze Stadt. Vallusa hatte das Gefühl, ein Kloß würde in ihrem Hals feststecken.

»Doch mehr noch: Die Zwölfe selbst haben sich Uns offenbart, Bosparan! So hört nun ihren Ratschluss: Ein neues Zeitalter des Friedens ist angebrochen, das Werk der Götter ist vollendet. Alle Ländereien, alle Völker, ganz Aventurien ist dem goldenen Adlerthron untertan, Himmel und Erde stehen unter der Herrschaft des hundertürmigen Bosparan und seiner glorreichen Kaiserin!«

Die Menge jubelte erneut, diesmal noch lauter, und Vallusa erschien es so, als ob sich die Menschen in ihrer Euphorie jeden Moment überschlagen würden. Sie zwang sich, tief ein- und auszuatmen, sie hatte das Gefühl, in ihrem Kleid keine Luft mehr zu bekommen.

»Die Zwölfe haben anerkannt, dass die Herrscher Bosparans vollbracht haben, was niemand sonst vollbrachte. Die Götter haben erkannt, dass auch sie sich vor Bosparan zu beugen haben. Und somit verkünden Wir, was Uns von den Zwölfen offenbart wurde: Wir, Hela-Horas, Tochter des Murak-Horas und Herrscherin über die Welt auf dem goldenen Adlerthron, Trägerin des Linken und des Rechten Szepters der Macht, Herrin über Himmel und Erde, wurden mit dem Segen der zwölf Kirchen und der acht Wahrer der Ordnung von den Zwölfen zur Göttin erhoben und zur Herrin über alle Menschen und Götter berufen!«

In diesem Moment begann es weiße und goldene Blüten von den Häuserdächern zu regnen. Hunderte weiße Tauben stiegen auf und schwangen sich in den blauen Himmel. Der Lärm auf dem Platz wurde ohrenbetäubend laut, die rasenden Beifallsstürme wollten und wollten nicht enden. Hela-Horas stand mit erhobenen Armen da, einer strahlenden goldenen Statue gleich,

ein entrücktes Lächeln auf ihrem makellos schönen Gesicht, und badete im begeisterten Jubel der Menschen.

Der Lärm übertönte das Pochen von Vallusas heftig schlagendem Herzen. Sie zitterte und spürte, wie ihr eine Träne die Wange herunterann. Würde diese Anmaßung der Kaiserin, ihr Frevel an den Zwölfen, folgenlos bleiben? Oder jubelten die Bospараner hier bereits lautstark ihrem eigenen Untergang zu?

Die Geschichte um *Die zwei Kaiser* wird seine Fortsetzung und seinen Abschluss in dem Roman **Der erste Kaiser** finden.

Die Götter und Monate des Zwölfgötterglaubens

Praios: der Götterfürst, Gott der Sonne, der Herrschaft, von Recht und Ordnung (entspricht als Monat dem Juli)
Rondra: Göttin des Zweikampfs, der Tapferkeit, der Ehre, von Sturm und Donner (August)
Efferd: Gott des Wassers, der Seefahrt, des Fischfangs, von Meer, Regen und Wind (September)
Travia: Göttin der Familie und Ehe, der Heimkehr, der Gastfreundschaft und des Herdfeuers (Oktober)
Boron: Gott des Todes, des Schlafs, der Träume, des Schweigens und Vergessens (November)
Hesinde: Göttin der Gelehrsamkeit, der Magie, von Weisheit und Wissen (Dezember)
Firun: Gott der Jagd, des Winters, von Natur und Eis (Januar)
Tsa: Göttin des Wandels, der Geburt, des Neubeginns und der Freiheit (Februar)
Phex: Gott der Diebe, der Nacht, der Listigkeit, des Glücks, des Handels und der Sterne (März)
Peraine: Göttin der Fruchtbarkeit, des Ackerbaus, der Pflanzen und der Heilkunst (April)
Ingerimm: Gott der Schmiede- und Handwerkskunst, des Feuers (Mai)
Rahja: Göttin der Liebe, des Rausches, des Weins, der Ekstase und Harmonie (Juni)

Zeitrechnung

Im gesamten Bosparanischen Reich wird eine Zeitrechnung verwendet, die mit dem Erscheinen des Horas, des legendären, von den Göttern entsandten ersten Herrschers beginnt. Das Jahr **1475 Horas** ist somit das 1475. Jahr *nach Horas' Erscheinen*.

Wichtige Maße und Münzen

Meile = 1 km
Klafter = 1,8 m
Elle = 60 cm
Finger = 2 cm

Quader = 1.000 Kilogramm
Hundertpfund = 40 Kilogramm
Pfund = 400 Gramm
Unze = 25 Gramm

Krone = Goldmünze (entspricht 10 Zehnt)
Zehnt = Silbermünze (entspricht 10 Schilling)
Schilling = Eisenmünze

Heeresorganisation

Legion = 8 Regimenter = ca. 5.400 Kämpfer
(meist geführt von einem *Legaten*)
Regiment = 8 Kohorten = ca. 680 Kämpfer
(meist geführt von einem *Tribun*)
Kohorte = ca. 80 Kämpfer (meist geführt von einem *Centurio*)

Militärische Ränge

Legat/-in = Offizier, meist Anführer einer Legion
Tribun/-in = Offizier, meist Anführer eines Regiments
Centurio/-a = Offizier, meist Anführer einer Kohorte
Optio/-a = Unteroffizier, oft Stellvertreter eines Centurio
Decurio/-a = höchster Mannschaftsdienstgrad
Legionär/-in = einfacher Soldat

Tulamidya-Glossar

ahjan: kämpferisch
al' ...: »Der/Die ...« (zum Beispiel als Vorsilbe in Bei-/Ehrennamen)
Ayâl!: Alarm!
Effendi: höfliche Anrede (etwa »Werte Dame« / »Werter Herr«)
fessir: listig
Habibi: Weggefährte, Freund
Haimamud: Geschichtenerzähler
Hureyah: Freiheit
ibn: Sohn des ...
mhanach: groß
Sahib: respektvolle Anrede (etwa: »Meister/in« / »Exzellenz«)
Salâm!: Sei gegrüßt! (wörtl.: »Frieden!«)
shabra: glänzend
Shaitan: Erzdämon
Szimitar: Krummsäbel
Thona: Stier
Waqqif: Krummdolch
Yalla!: Los! Vorwärts!

Glossar sonstiger Begriffe

Adeptus (weibl.: Adepta): Titel eines anerkannten *Gildenmagiers* nach Abschluss aller Prüfungen

Al'Hani / Alhanier: Volksstamm tulamidischer Abstammung, der vor Jahrhunderten nach Norden auswanderte und auf dem Gebiet des heutigen Herzogtums *Tobrien* ein Königreich gründete. 1047 Horas wurde das Königreich der Alhanier in das *Bosparanische Reich* eingegliedert.

Albernia: Provinz des *Bosparanischen Reichs* im westlichen *Aventurien* im Range eines Fürstentums. Hauptstadt ist die Stadt Havena am Meer der Sieben Winde.

Alveran: Heimstatt der *Zwölfgötter*

Alveraniare: die Gefolgsleute der *Zwölfgötter* (zum Beispiel *Halbgötter* und Heilige)

Almada: Zwischen dem *Lieblichen Feld* und *Garetien* liegende *Provinz* des *Bosparanischen Reichs* im Range eines Protectorats, das von einem *Praefecten* verwaltet wird. Hauptstadt ist *Punin*.

Anderthalbhänder: eine Waffe, die zwischen Langschwert und Zweihänder einzuordnen ist und sowohl einhändig als auch mit beiden Händen geführt werden kann.

Arivor: eine Stadt im *Lieblichen Feld* unweit von *Bosparan* und traditionelle Winterresidenz der *Horaskaiser*. Arivor beheimatet auch die Hochburg der Rondra-Kirche sowie die Garnisonen mehrerer *Legionen*.

arkan: magisch

Aureliani: die Sprache der *güldenländischen* Siedler, die diese aus ihrer Heimat nach *Aventurien* mitbrachten. Aus dem Aureliani entstand schließlich das *Bosparano*.

Aventurien: ein Kontinent auf *Dere*, der hauptsächlich von Menschen, aber auch *Elfen*, *Zwergen*, *Orks*, *Goblins* und anderen kulturschaffenden Wesen bewohnt wird. Das wichtigste Staatengebilde ist das *Bosparanische Reich*, die verbreitetste Religion der *Zwölfgötter*-Glaube.

Aves: *Halbgott* und Sohn der Götter Phex und Rahja. *Aves* ist der Schutzpatron der Abenteurer und Reisenden. Nach ihm ist auch der Kontinent *Aventurien* benannt.

B.E.I.O.U.: siehe *Bosparan Est Imperare Orbi Universo*

Balsam Salabunde: ein Heilzauber

Basilius der Große: legendärer Magier, der vor 500 Jahren lebte, und das Bild und Wesen der heutigen *Gildenmagier* prägte.

Belen-Horas: *Kaiser* des *Bosparanischen Reichs* um 600 Horas, der sich zum Gott ausrufen ließ. Als das Reich danach von den Trollkriegen fast ins Verderben gestürzt wurde, nahm man dies als Zeichen, dass die Götter es nicht dulden, wenn ein *Kaiser* zum Gott erhoben wird.

Bireme: eine Galeere mit zwei übereinander angeordneten Ruderreihen

Bosparan Est Imperare Orbi Universo (B.E.I.O.U.): *Bosparano* für: »Die ganze Welt ist Bosparan untertan«

Bosparan: die Hauptstadt des *Bosparanischen Reichs*, und mit mehr als 100.000 Einwohnern die größte Stadt *Aventuriens*. Gegründet wurde Bosparan der Sage nach vor rund 1.000 Jahren von *Horas* selbst.

Bosparanisches Reich: nach seiner Hauptstadt benanntes Reich, das seit den Eroberungszügen des Murak-Horas und der Eroberung des *Diamantenen Sultanats* den größten Teil *Aventuriens* umspannt. Ausgenommen sind nur die unabhängigen Reiche Andergast, Nostria und *Haranija* (mit dem die Bosparaner jedoch verbündet sind), die unbesiedelte Insel Marustan sowie die Länder der *Thorwaler*, *Orks*, *Elfen* und *Goblins* im Norden *Aventuriens*. Das Bosparanische Reich ist in *Provinzen* unterteilt (wie zum Beispiel *Albernia*, *Garetien* und *Weiden*), sein Kernland ist das *Liebliche Feld*.

Bosparano: die Sprache des *Bosparanischen Reichs*, das vor Jahrhunderten aus dem *Aureliani* entstand. Heute sprechen fast alle Menschen im Reich Bosparano, das damit die wichtigste Verkehrssprache ist.

Bote des Lichts: siehe *Heliodan*

Centurio (weibl.: Centuria): Offiziersrang des bosparanischen Militärs, meist Anführer einer *Kohorte*

Convocatus (weibl.: Convocata): Titel eines Mitglieds im Konvent (Großen Rat) der *Magiergilde*. Der aus ihrer Mitte gewählte Vorsitzende des Gildenrats nennt sich Convocatus Primus (weibl.: Convocata Prima).

Cuslicum: uralte, noch von *Horas* selbst gegründete Stadt am Meer der Sieben Winde. Die Stadt ist ein Vorhafen *Bosparans* und Hauptsitz der Hesinde-Kirche.

Custos Luminis: (*Bospürano:* »Lichthüter«) Titel des Vorstehers eines Praios-Tempels

Cyclopeninseln, die: eine Inselgruppe und als Cyclopaea *Provinz* des *Bosparanischen Reichs* im Meer der Sieben Winde, vor der Küste des *Lieblichen Felds*. Die Inseln sind nach den dort lebenden Cyclopen benannt, riesenhaften, einäugigen Wesen, die als Kinder des Gottes Ingerimm gelten. Die *Provinz* hat den Status eines Königreichs und wird von der Stadt Rethis aus regiert.

Dämon: Bewohner der *Niederhöllen*, der nur ins Diesseits gelangen kann, wenn er von einem Beschwörer gerufen wird. Als *Erzdämon* bezeichnet man einen der zwölf Fürsten der *Niederhöllen*, Wesen von nahezu gottgleicher Macht, die sich glücklicherweise nur schwer beschwören und nach *Dere* rufen lassen.

Darpatien: *Provinz* des *Bosparanischen Reichs* östlich von *Garetien* im Range eines Herzogtums. Hauptstadt ist Rommilys.

Dere: Name der Welt, in der der Kontinent *Aventurien* liegt.

Diamantenes Sultanat: Großreich der *Tulamiden*, das vor rund 1.300 Jahren entstand und 1475 Horas von *Kaiser* Murak-Horas erobert und dem *Bosparanischen Reich* einverleibt wurde.

Dunkle Zeiten: die Epoche nach dem Tod des *Fran-Horas*, in der das *Bosparanische Reich* in nicht enden wollende Thronfolgekriege verstrickt war, Chaos herrschte und sich der Einfluss der *Horaskaiser* über nicht viel mehr als das *Liebliche Feld* erstreckte. Die Nordprovinzen wurden sogar lange Zeit von *Orks* besetzt. Ab 1330 Horas, als Brigon-Horas den Thron bestieg, fand das Reich allmählich wieder zu seiner alten Größe zurück.

Elem: tulamidische Stadt am Rande der Echsensümpfe, die 1386 Horas durch eine Flutwelle verwüstet wurde, als ein Meteor vor der Stadt ins Meer stürzte.

Elfen: kulturschaffendes und magiebegabtes Volk, dessen Vertreter oft hochgewachsen und von großer Schönheit sind. Alle haben spitz zulaufende Ohren und große, leicht schräge Augen.

Erzdämon: siehe *Dämon*

Erzmagus (weibl.: Erzmaga): (auch **Erzmagier/-in**) hoher Ehrentitel für Magier. Nur die Besten ihrer Zunft erhalten die Möglichkeit, die schwere Prüfung zum Erzmagus abzulegen.

Famerlor: Hoher Drache, Wächter der Tore von *Alveran* und Gefährte der Göttin Rondra, die mit ihm den Halbgott *Kor* zeugte.

Feqz: tulamidische Bezeichnung des listenreichen Gottes Phex. Von den *Tulamiden* wird Feqz oft auch als streitbarer Gott des Kampfes und der Magie verehrt.

Fran-Horas: Kaiser des *Bosparanischen Reichs* von 874 bis 928 Horas, aufgrund seiner Untaten auch ›der Blutige‹ genannt. Nach seinem Tod in der ›Dämonenschlacht‹ versank das Reich in den *Dunklen Zeiten*.

Garetien: Provinz des *Bosparanischen Reichs* im Zentrum des Kontinents im Range eines Königreichs, das direkt dem *Horas* untersteht. Hauptstadt ist Gareth.

Gildenmagier: ein studierter Magier, der an einer der Magierakademien des *Bosparanischen Reichs* gelernt hat. Nach Eingliederung der tulamidischen Akademien und Magier in die *Magiergilde* gilt diese Bezeichnung auch für die Magier aus den Tulamidenlanden. Die Magierschaft zählt neben Adel und Klerus zu den landbesitzenden und herrschenden Ständen.

Goblins: kulturschaffendes, menschenähnliches Volk von unterdurchschnittlicher Größe mit dichter, roter Körperbehaarung (daher der ebenfalls verwendete Name ›Rotpelze‹) und affenartigem Gesicht. Goblins können fast überall in *Aventurien* in kleinen Banden angetroffen werden.

Götterlauf: der Zeitraum von einem Jahr, bestehend aus zwölf Monaten, die jeweils nach einem der zwölf Götter benannt sind (siehe **Die Götter und Monate des Zwölfgötterglaubens**).

Greif: ein Wesen, das den Körper eines Löwen und den Kopf, die Schwingen und die Klauen eines Adlers besitzt, jedoch nicht durch Magie entstanden ist. Greifen sind die heiligen Tiere des Götterfürsten *Praios*.

Greifenmark: von *Wehrheim* aus verwaltete Grenzregion zum Orkland zwischen Finsterkamm, *Weiden* und *Darpatien*.

Güldenland: ferner Kontinent weit im Westen, jenseits des Meers der Sieben Winde

Güldenländer: vor allem bei anderen Völkern verbreitete Bezeichnung für jenen Menschenschlag, der vor rund 1.500 Jahren aus dem *Güldenland* nach *Aventurien* einwanderte und sich den Kontinent durch Expansion

und Eroberungskriege untertan machte. Heute stammt der größere Teil der menschlichen Bevölkerung des Kontinents (im Gegensatz zum Beispiel zu den *Tulamiden*) von diesen Einwanderern ab.

Halbgott: ein Halbgott (bzw. eine Halbgöttin) ist ein Abkömmling einer oder zweier *Zwölfgötter* oder anderer Halbgötter (wie zum Beispiel *Kor*, ein Sohn der Göttin Rondra).

Haranija: (*Tulamidya:* »Land der Herrinnen«) Eigenständiges Reich der *Tulamiden* im Osten *Aventuriens*, das schon vor rund 700 Jahren die Unabhängigkeit vom *Diamantenen Sultanat* erlangte und schließlich auch mit dem sich weiter ausbreitenden *Bosparanischen Reich* Frieden schloss. Im Gegensatz zu den restlichen Tulamidenlanden gibt es in Haranija ein Matriarchat. Hauptstadt ist Zorgahan.

Heliodan (weibl.: Heliodana): (*Aureliani:* »Bote/Botin des Lichts« bzw. »Geschenk des Lichts«) Titel des obersten Praios-Geweihten, ein Amt, das immer vom *Horaskaiser* ausgefüllt wird. Seit dem Fall des *Fran-Horas* sind die Kaiser aber nur noch nominell Boten des Lichts, während die tatsächliche Macht in den Händen der höchsten Praios-Geweihten liegt (seit *Silem-Horas* die acht *Wahrer der Ordnung* von *Bosparan*).

Horas (I): der legendäre, von den Göttern abstammende erste Herrscher des *Bosparanischen Reichs*. Er herrschte der Überlieferung nach über 500 Jahre lang (von 1 Horas bis zum 7. Praios 542 Horas). Horas wird im *Bosparanischen Reich* als *Halbgott* und Stammvater der *Horaskaiser* verehrt.

Horas (II) (auch **Horaskaiser**): Titel und Namenszusatz (wie in ›Murak-Horas‹) der *Kaiser* des *Bosparanischen Reichs*

Kaiser: (von *Aureliani* Khâ'Sar: »Träger/Vollstrecker des Schicksals«) Titel des höchsten weltlichen Herrschers *Aventuriens*. Die Kaiserwürde gilt als göttergegeben und wird auf den *Halbgott Horas* zurückgeführt.

Khâ'Sar: siehe *Kaiser*

Khunchom: Stadt im Osten *Aventuriens* und einstige Hauptstadt des untergegangenen *Diamantenen Sultanats*

Kohorte: militärische Einheit des *Bosparanischen Reichs*, die etwa 80 Kämpfer umfasst und in der Regel von einem *Centurio* angeführt wird.

Kor: Halbgott und Sohn der Göttin Rondra, der damit dem Pantheon der *Zwölfgötter* zugeordnet ist. Kor ist der Gott der Schlachten, des Kampfrauschs, des Bluts und der Söldner. Die *Güldenländer* ordnen ihm als heiliges ›Tier‹ den *Mantikor* zu, die *Tulamiden* dagegen den Schwarzen Panther.

Kosch: eine Grafschaft im Herzogtum *Nordmarken*, gleich westlich von *Garetien*

Land der Ersten Sonne: Beiname der Lande der *Tulamiden*

Legat: höchster militärischer Rang im *Bosparanischen Reich*. Ein Legat ist meist Anführer einer *Legion*, fungiert bisweilen aber auch als (militärischer) Verwalter einer *Provinz* oder Stadt.

Legion: militärische Einheit des *Bosparanischen Reichs*, die 8 Regimenter (insgesamt etwa 5.400 Kämpfer) umfasst und in der Regel von einem *Legaten* angeführt wird.

Liebliches Feld: Kernregion des *Bosparanischen Reichs*, in dem die alten Städte *Bosparan*, *Cuslicum*, Methumis und *Arivor* liegen. Das *Liebliche Feld* ist eine *Provinz* im Range eines Königreichs und wird seit jeher vom *Horas* direkt regiert (der zugleich König des *Lieblichen Felds* ist).

Luminifactus (weibl.: Luminifacta; Plural: Luminifacti): Titel der acht höchsten Geweihten des Götterfürsten Praios gleich nach dem *Heliodan*. Dieses Gremium wurde von *Silem-Horas* geschaffen, seitdem leiten die Wahrer der Ordnung die Geschicke der Praios-Kirche (der Staatskirche des *Bosparanischen Reichs*) und stehen dem *Horas* beratend zur Seite. Sitz der Luminifacti ist *Bosparan*.

Madamal: der Mond (nach der *Halbgöttin* Mada, einer Tochter Hesindes)

Magiergilde: (auch **Große Magiergilde** genannt) Zusammenschluss aller Magierakademien, Orden und Gildenmagier des *Bosparanischen Reichs*. Die Gilde wird von einem Rat geführt, der unter anderem für alle Magier geltende Regeln erlässt, Titel (wie die des *Erzmagus* oder *Magus Maximus*) vergibt bzw. die dazu nötigen Prüfungen ausrichtet und über Verfehlungen der Gildenmitglieder richtet.

Magister (weibl.: Magistra): (*Bosparano:* »Lehrer«) Titel eines Lehrmeisters an einer Magierakademie oder Volksschule

Magnum Opus: (*Bosparano:* »Großes Werk«) ein sehr aufwendiges und umfangreiches magisches Ritual

Magus (weibl.: Maga): anerkannter Magier mit mindestens zwölfjähriger Erfahrung; auch die generelle Bezeichnung für einen *Gildenmagier*

Magus Maximus (weibl.: Maga Maxima): von der *Magiergilde* verliehener Titel an den (nominell) mächtigsten Gildenmagier *Aventuriens*

Mantikor: eine intelligente und oftmals unberechenbare Chimäre (durch Zauberkraft geschaffenes Mischwesen) mit dem Körper eines Löwen, dem Gesicht eines Menschen und dem Schwanz eines Skorpions. Der Mantikor gilt als heiliges ›Tier‹ des Halbgottes *Kor*.

Mond: Monat

Nasuleum: das prächtige Grabmal eines Herrschers (benannt nach *Kaiser* Nasul-Horas, der einst einen mächtigen Grabbau für seine Gemahlin errichten ließ).

Niederhöllen: die Heimstatt der *Dämonen*

Nordmarken: eine *Provinz* im Range eines Herzogtums nördlich des *Lieblichen Felds*. Hauptstadt ist Elenvina.

Oculus Astralis: ein Hellsichtzauber

Oger: bis zu zwei Klafter großer Zweibeiner und Menschenfresser von geringer Intelligenz, aber enormer Körperkraft

Orks: kulturschaffende, menschenähnliche Rasse, wenn auch meist etwas gedrungener und kleiner als Menschen. Orks haben einen muskulösen Körperbau mit dunkler, meist schwarzer, dichter Körperbehaarung (daher ihr Beiname ›Schwarzpelze‹) und Hauern im Unterkiefer.

Pandlarin: ein See im Herzogtum *Weiden*, der auf der Nordgrenze des *Bosparanischen Reichs* liegt.

Paraphernalium (Plural: Paraphernalia): insbesondere bei mächtiger Magie (Beschwörungen, großen Ritualen bzw. einem *Magnum Opus*) verwendete Ingredienzien, um das Zaubern zu vereinfachen oder gar erst zu ermöglichen.

Perricum: Stadt und Grafschaft im östlichen *Garetien*, am Perlenmeer gelegen, die für ihre Rondra-Verehrung bekannt ist.

Praefect: ein direkt vom *Horas* eingesetzter Verwalter einer Stadt oder *Provinz* des *Bosparanischen Reichs*. Die Machtfülle eines Praefecten kann stark schwanken, je nachdem, wie viel Einfluss er tatsächlich hat. Eroberte Gebiete, die vom *Horas* unter strenger Kontrolle gehalten werden wollen (wie die Tulamidenlande), oder nur dünn besiedelte Gebiete bzw. Stadtstaaten (wie es im Süden der Fall ist) werden meist von Praefecten regiert.

Praiosmal: die Sonne (nach dem Sonnengott Praios)

Prätorianer: vor etwa 600 Jahren von *Fran-Horas* ins Leben gerufene Leibgarde der *Horaskaiser*

Provinz: Teilgebiete des *Bosparanischen Reichs*, die dem *Horas* Abgaben zu leisten haben. Heutzutage werden einige Provinzen (die Herzog- und Fürstentümer) von Familien beherrscht, die einst vom *Horas* in den Adelsstand erhoben wurden, wobei das älteste Kind in der Regel die Nachfolge antritt. Andere Gebiete, wie die Praefecturen, Marken oder Protectorate, werden von Provinzverwaltern (meist *Praefecten*) regiert, deren Titel oder Amt nicht erblich ist. Die Königreiche unterstehen dagegen direkt dem *Horas* (der auch diese Königstitel führt).

Das Reich kennt derzeit drei Königreiche, das *Liebliche Feld*, *Cyclopaea* und *Garetien*. Zu den Herzogs- und Fürstentümern zählen die *Nordmarken*, *Albernia*, *Darpatien*, *Weiden* und *Tobrien*. Die Tulamidenlande und der Süden sind in verschiedene Praefecturen und Protectorate unterteilt, *Almada*, die Nachbarprovinz des *Lieblichen Felds*, ist derzeit ebenfalls ein

Protectorat. Marken sind oft kleinere, grenznahe Provinzen oder solche, über die der *Horas* aus irgendeinem Grunde besondere Kontrolle ausüben will, wie zum Beispiel die *Greifenmark*.

Punin: Hauptstadt des Protectorats *Almada*

Ras'Ragh: stiergestaltiger Gott, der von einigen *Tulamiden* verehrt wird, aber nicht dem *Zwölfgötter*-Pantheon zugeordnet wurde und dessen Verehrung im *Bosparanischen Reich* somit verboten ist. Ras'Ragh ist ein Gott des Kampfs, der Männlichkeit und Fruchtbarkeit.

Regiment: militärische Einheit des *Bosparanischen Reichs*, die 8 *Kohorten* (insgesamt etwa 680 Kämpfer) umfasst und in der Regel von einem *Tribun* angeführt wird.

Reichsstraße: gut ausgebaute Straßen, die vom Kaiserhaus unterhalten werden.

Silem-Horas: bedeutender *Kaiser* des *Bosparanischen Reichs* um 1400 Horas, der das *Zwölfgötter-Edikt* durchsetzte und den Rat der *Luminifacti* schuf.

Schwarzes Auge: eines der mächtigsten und seltensten bekannten magischen Artefakte, die es dem Nutzer erlauben, in weite Ferne zu sehen.

Spectabilitas: Leiter und Vorsteher einer Magierakademie oder eines magischen Ordens

Szimitar: gekrümmter Säbel, der vor allem von *Tulamiden* verwendet wird. Außerhalb der Tulamidenlande bisweilen auch ›Khunchomer‹ genannt (nach der Hauptstadt des *Diamantenen Sultanats*).

Thorwaler: seefahrendes Menschenvolk aus dem Norden Aventuriens, das von den aus dem *Güldenland* eingewanderten Hjaldingern abstammt. Im *Bosparanischen Reich* sind die Thorwaler vor allem als barbarische Piraten verrufen, die bisweilen zu Kaperfahrten und Raubzügen bis tief in den Süden vordringen.

Tobrien: ein Herzogtum und *Provinz* des *Bosparanischen Reichs* im Nordosten *Aventuriens*. Jahrhundertelang von den *Alhanier*n beherrscht, wurde Tobrien im Jahre 1047 Horas in das Reich integriert und schließlich vom Königreich Alhanien in das Herzogtum Tobrien umgewandelt.

Tribun: ein hoher Rang im bosparanischen Militär. Fungiert meist als Anführer eines *Regiments* oder Stellvertreter eines *Legaten*.

Trireme: eine Galeere mit drei übereinander angeordneten Ruderreihen

Tulamiden: menschliche Ureinwohner *Aventuriens* von etwas dunklerer Hautfarbe, die auf Jahrtausende alte Traditionen und Geschichte zurückblicken können. Tulamiden leben vor allem im Süden und Osten des Kontinents.

Tulamidya: Sprache der *Tulamiden*

Vadocia: Stadt in der Grafschaft *Kosch*, westlich von Gareth gelegen

Wahrer der Ordnung (von Bosparan): siehe *Luminifactus*

Wehrheim: Stadt im Norden *Aventuriens*, die vor 600 Jahren von *Fran-Horas* als Gegengewicht zu Gareth gegründet wurde, und Hauptort der *Greifenmark*.

Weiden: nördlichste *Provinz* des *Bosparanischen Reichs* im Range eines Herzogtums. Herzogensitz ist die Stadt Trallop am *Pandlarin*.

Yaquir: einer der längsten Flüsse *Aventuriens*. Auf seinem Weg zum Meer durchfließt er *Almada* sowie das *Liebliche Feld* und mündet dann bei *Cuslicum* ins Meer.

Zhayad: eine gerne von *Dämonen*-Beschwörern verwendete Sprache und Schrift unbekannter Herkunft, die angeblich die Sprache der *Niederhöllen* sein soll.

Zwerge: kulturschaffendes Volk von unterdurchschnittlicher Größe, das überwiegend in eigenständigen unterirdischen Königreichen lebt. Zwerge sind als ausgezeichnete Schmiede und Bergarbeiter bekannt.

Zwölfgötter: Das Pantheon der Zwölfgötter (siehe **Die Götter** und Monate des **Zwölfgötterglaubens**) ist die offizielle Religion des *Bosparanischen Reichs* und wurde einst im *Zwölfgötter-Edikt* festgehalten. Durch die ständige Expansion des Reichs hat sich der Zwölfgötterglaube über weite Teile *Aventuriens* verbreitet.

Zwölfgötter-Edikt: von *Silem-Horas* im Jahre 1394 Horas erlassenes Dekret, das die zwölf wahren Götter festhielt, verschiedene andere Götter als *Halbgötter* identifizierte und die Verehrung aller anderen Götter, die nicht diesem Pantheon angehörten, bei Strafe verbot. Zuvor war es sogar im *Lieblichen Feld* üblich, selbst die Götter der *Orks* und Echsenmenschen anzubeten.